Annette Hess

Deutsches Haus

Roman



Von der Autorin von WEISSENSEE & KU'DAMM 56/59

ullstein

Teil 1

In der Nacht hatte es wieder gebrannt. Sie roch es sofort, als sie ohne Mantel auf die sonntagsstille, mit einer dünnen Schneeschicht bedeckte Straße trat. Es musste diesmal ganz in der Nähe ihres Hauses gewesen sein. Der scharfe Geruch zeichnete sich klar vor dem gewöhnlichen Winterdunst ab: verkohltes Gummi, verbrannter Stoff, geschmolzenes Metall, aber auch angesengtes Leder und Haar. Denn manche Mütter schützten ihre neugeborenen Kinder mit einem Schaffell vor der Kälte. Nicht zum ersten Mal dachte Eva darüber nach, wer so etwas tun könnte, wer seit einiger Zeit nachts über die Hinterhöfe in die Mietshäuser eindrang und in den Fluren die abgestellten Kinderwagen anzündete. ›Ein Verrückter oder die Halbstarken!‹, so dachten viele. Glücklicherweise hatte noch kein Feuer auf ein Haus übergegriffen. Niemand war bisher zu Schaden gekommen. Nur finanziell natürlich. Ein neuer Kinderwagen kostete bei Hertie 120 Mark. Kein Pappenstiel für junge Familien.

›Junge Familien‹ echote es in Evas Kopf. Sie ging nervös auf dem Bürgersteig auf und ab. Es war frostkalt. Doch obwohl Eva nur ihr neues hellblaues Seidenkleid trug, fror sie nicht, sie schwitzte vor Aufregung. Denn sie erwartete nichts weniger als ihr ›Lebensglück‹, wie ihre Schwester das spöttisch nannte. Eva wartete auf ihren Ehemann in spe, der sich heute, am dritten Adventssonntag, zum ersten Mal ihrer Familie vorstellen wollte. Er war zum Mittagessen gebeten. Eva sah auf ihre Armbanduhr. 13 Uhr und drei Minuten. Jürgen kam zu spät.

Vereinzelt fuhren Wagen langsam vorüber. Sonntagsfahrer. Es schnieselte. Das Wort hatte Evas Vater eigens für dieses Wetterphänomen erfunden: Kleine Eisspäne segelten aus den Wolken. Als ob oben einer an einem riesenhaften Eisblock hobelte. Einer, der alles bestimmte. Eva blickte hinauf in den grauen Himmel über den weißlichen Dächern. Da bemerkte sie, dass sie beobachtet wurde: Am Fenster in der ersten Etage über dem Schriftzug ›Deutsches Haus‹, über den Buchstaben ›au‹, stand eine hellbraune Gestalt und sah auf Eva hinab. Ihre Mutter. Sie schien unbewegt, aber Eva hatte den Eindruck, als nehme sie Abschied. Eva drehte ihr schnell den Rücken zu. Sie schluckte. Das fehlte noch. Jetzt weinen.

Die Tür der Gaststätte öffnete sich, und ihr Vater trat heraus. Schwer und vertrauenerweckend in seiner weißen Jacke. Er ignorierte Eva und öffnete den Schaukasten rechts von der Tür, um eine vermeintlich neue Speisekarte einzulegen. Aber Eva wusste, die gab es erst zur Fastnacht. In Wahrheit war ihr Vater voller Besorgnis. Er hing an ihr und wartete eifersüchtig auf den unbekannten Mann, der da kommen sollte. Eva hörte, wie er leise sang, um Alltäglichkeit vorzutäuschen. Eines der Volkslieder, die er mit Genuss verstümmelte. Ludwig Bruhns war zu seinem eigenen Bedauern vollkommen unmusikalisch: »Wir

summen vor dem Tore und sind in bester Laune. Unterm Liiii-indenbaume.«
Am Fenster neben Evas Mutter erschien eine jüngere Frau mit hellblondem, auftoupiertem Haar. Sie winkte Eva übertrieben aufgeregt zu, doch selbst auf diese gewisse Entfernung konnte Eva erkennen, dass sie deprimiert war. Aber Eva hatte sich nichts vorzuwerfen. Sie hatte lange genug darauf gewartet, dass ihre große Schwester vor ihr heiraten würde. Doch als Annegret 28 Jahre alt wurde und zudem immer mehr in die Breite ging, hatte Eva sich entschlossen, nach geheimer Absprache mit ihren Eltern, die Konvention außer Kraft zu setzen. Immerhin war sie selbst schon beinahe ein spätes Mädchen. Sie hatte nicht viele Anwärter gehabt. Ihre Familie verstand es nicht, denn Eva wirkte gesund und fraulich, mit ihren vollen Lippen, der schlanken Nase und dem langen naturblonden Haar, das sie selbst schnitt, frisierte und zu einem kunstvollen Dutt drehte. Doch ihre Augen zeigten häufig einen beunruhigten Ausdruck, als rechne sie mit dem Eintreten einer Katastrophe. Eva hatte den Verdacht, dass das auf Männer abschreckend wirkte.
13 Uhr und fünf Minuten. Kein Jürgen. Stattdessen öffnete sich die Haustür links neben der Gaststätte. Eva sah ihren kleinen Bruder herauskommen. Stefan trug keine Jacke, was auch gleich zu besorgtem Klopfen und Gestikulieren der Mutter oben am Fenster führte. Doch Stefan starrte trotzig nach vorn. Denn immerhin hatte er seine orangefarbene Pudelmütze und die passenden Handschuhe angezogen. Er zerrte einen Schlitten hinter sich her. Um ihn herum tänzelte Purzel, der schwarze Dackel der Familie, ein hinterlistiger, aber von allen innig geliebter Hund.
»Hier stinkt's!«, sagte Stefan. Eva seufzte: »Ihr jetzt auch noch! Diese Familie ist ein Fluch!« Stefan begann, den Schlitten durch den dünnen Schnee auf dem Bürgersteig hin und her zu schleifen. Purzel schnüffelte an einer Laterne, drehte aufgeregt Kreise und kackte dann in den dünnen Schnee. Der Haufen dampfte. Die Schlittenkufen kratzten auf dem Asphalt. Dazu kam das Scharren einer Schneeschaufel, mit der sich der Vater vor der Eingangstür zu schaffen machte. Eva sah, wie er sich an den Rücken fasste und die Augen zusammenkniff. Ihr Vater hatte wieder Schmerzen, was er nie zugeben würde. An einem Morgen im Oktober, nachdem es schon seit Längerem in seinem Kreuz ›höllisch gezwiebelt‹ hatte, wie er es ausdrückte, hatte er nicht mehr aufstehen können. Eva hatte einen Krankenwagen gerufen, im Stadtkrankenhaus hatten sie ihn geröntgt und einen Bandscheibenvorfall festgestellt. Er war operiert worden, und der Arzt hatte ihm nahegelegt, die Gaststätte aufzugeben. Ludwig Bruhns hatte erklärt, er hätte eine Familie zu ernähren. Wie sollte das

von seiner kleinen Rente gehen? Sie hatten auf ihn eingeredet, er solle doch einen Koch anstellen, nicht mehr selbst in der Küche stehen. Aber Ludwig hatte sich geweigert, einen Fremden in sein Reich zu lassen. Die Lösung war dann gewesen, den Mittagstisch abzuschaffen. Seit dem Herbst öffneten sie erst am Abend. Der Umsatz hatte sich seitdem fast halbiert. Doch Ludwigs Rücken ging es besser. Dennoch wusste Eva, der größte Wunsch ihres Vaters war es, im Frühjahr den Mittagstisch wieder eröffnen zu können. Ludwig Bruhns liebte seinen Beruf, liebte es, wenn seine Gäste gesellig beieinandersaßen, wenn es ihnen schmeckte, und sie zufrieden, satt und beschwipst nach Hause gingen. »Ich halte den Menschen Leib und Seele zusammen«, sagte er gern. Und Evas Mutter scherzte dann: »Wer nichts wird, wird Wirt.« Eva fröstelte jetzt doch. Sie verschränkte die Arme und schauderte. Sie hoffte inständig, Jürgen würde ihre Eltern respektvoll behandeln. Sie hatte ihn schon ein paar Mal Kellnern oder Verkäuferinnen gegenüber unangenehm herablassend erlebt.
»Polizei!«, stieß Stefan hervor. Ein schwarz-weißer Wagen mit einem Martinshorn auf dem Dach kam heran. Darin saßen zwei Männer in dunkelblauer Uniform. Stefan erstarrte ehrfürchtig. Eva dachte, sicher waren die Beamten auf dem Weg zum verbrannten Kinderwagen, um Spuren zu sichern und die Hausbewohner zu befragen, ob sie in der Nacht etwas Verdächtiges bemerkt hätten. Der Wagen glitt fast lautlos vorüber. Die beiden Polizisten nickten zuerst Ludwig, dann Eva kurz zu. Man kannte sich im Viertel. Dann bog der Polizeiwagen in die Königstraße ein. ›Ja. Wahrscheinlich hat es in der Siedlung gebrannt. Der rosa Neubau. Da wohnen einige Familien. Junge Familien.‹
13 Uhr und zwölf Minuten. ›Er kommt nicht. Er hat es sich anders überlegt. Er wird mich morgen anrufen und mir sagen, dass wir nicht zusammenpassen. Den gesellschaftlichen Unterschied unserer Familien, liebe Eva, den können wir nicht überbrücken.‹ Baff!!! Stefan hatte sie mit einem Schneeball beworfen. Der hatte sie direkt an der Brust getroffen, der Schnee rutschte ihr eisig in den Ausschnitt. Eva packte Stefan am Pullover und zog ihn zu sich heran. »Bist du verrückt?! Das ist ein nagelneues Kleid!« Stefan bleckte die Vorderzähne, das war sein schuldbewusstes Gesicht. Eva wollte weiterschimpfen, aber in diesem Moment tauchte Jürgens gelber Wagen am Ende der Straße auf. Ihr Herz sprang los wie ein panisches Kalb. Eva verwünschte ihr schwaches Nervenkostüm, mit dem sie sogar schon beim Arzt gewesen war. Ruhig atmen. Was Eva nicht gelang. Denn ihr wurde schlagartig klar, während Jürgens Wagen näher kam, ihre Eltern würden durch nichts davon zu überzeugen sein, dass er ihre Tochter glücklich machen könnte. Nicht einmal durch sein Geld. Eva konnte jetzt Jürgens Gesicht hinter der Windschutzscheibe erkennen. Er sah müde aus. Und ernst. Er sah sie

gar nicht an. Eva dachte einen schrecklichen Augenblick lang, er würde Gas geben und weiterfahren. Doch da bremste er ab. Stefan platzte heraus: »Der hat ja schwarze Haare! Wie ein Zigeuner!«
Jürgen steuerte etwas zu nah an den Bürgersteig heran. Das Reifengummi quietschte die Bordsteinkante entlang. Stefan griff nach Evas Hand. Eva spürte, wie der Schnee in ihrem Ausschnitt taute. Jürgen stellte den Motor ab und blieb noch einen Moment lang im Wagen sitzen. Er würde dieses Bild nicht vergessen: die beiden Frauen, eine dicke und eine kleine, oben am Fenster über dem Wort ›Haus‹, im irrigen Glauben, unsichtbar zu sein, der starrende Junge mit dem Schlitten, der massige Vater mit der Schneeschaufel, der zu allem bereit in der Tür der Gaststätte stand. Sie sahen ihn an wie einen Angeklagten, der zum ersten Mal das Gericht betritt und auf seiner Bank Platz nimmt. Bis auf Eva. Ihr Blick war voll ängstlicher Liebe.
Jürgen schluckte, setzte seinen Hut auf und nahm einen in Seidenpapier eingeschlagenen Blumenstrauß vom Beifahrersitz. Er stieg aus und ging auf Eva zu. Er wollte lächeln, doch etwas kniff ihn plötzlich kurz, aber schmerzhaft von hinten in die Wade. Ein Dackel. »Purzel! Aus! Aus!«, rief Eva. »Stefan, bring ihn rein! Ins Schlafzimmer!« Stefan murrte, aber er griff sich den Hund und trug das strampelnde Tier ins Haus. Eva und Jürgen sahen sich befangen an. Sie wussten nicht recht, wie sie sich unter den Augen von Evas Familie begrüßen sollten. Dann schüttelten sie sich die Hand und sprachen gleichzeitig. »Tut mir leid, sie sind so neugierig.« »Was für ein Empfangskomitee! Wie komme ich denn zu der Ehre?« Als Jürgen Evas Hand losließ, verschwanden Vater, Mutter und Schwester von ihren Ausgucken wie Kaninchen in ihre Löcher. Eva und Jürgen waren allein. Ein Eiswind fegte über die Straße.

Eva fragte: »Hast du Hunger auf Gans?«

»Ich denke seit Tagen an nichts anderes.«

»Du musst dich nur mit meinem kleinen Bruder verstehen. Dann hast du alle auf deiner Seite.«

Beide lachten, ohne zu wissen, worüber. Jürgen steuerte auf die Tür der Gaststätte zu, aber Eva lenkte ihn nach links, zum Hauseingang. Sie wollte Jürgen nicht durch den halbdunklen Gastraum mit seinem Geruch nach vergossenem Bier und feuchter Asche führen. Also stiegen sie durch das gebohnerte Treppenhaus mit seinem schwarzen Geländer in die Wohnung hinauf, die über der Gaststätte lag. Das zweistöckige Haus war nach dem Krieg neu aufgebaut worden, nachdem es bei einem Luftangriff auf die Stadt fast völlig zerstört worden war. Am Morgen nach dem Inferno hatte nur noch der lange Tresen unter freiem Himmel gestanden, dem Wetter schutzlos ausgesetzt.

Oben in der Wohnungstür wartete Evas Mutter und setzte das Lächeln auf, das normalerweise für die Stammkunden der Gaststätte reserviert war. Ihr ›Zuckergesicht‹, wie Stefan es nannte. Edith Bruhns hatte ihre zweireihige Granathalskette angelegt, außerdem trug sie ihre vergoldeten Ohrstecker mit den baumelnden Zuchtperlen und ihre reingoldene Brosche in der Form eines Kleeblattes. Edith Bruhns präsentierte ihren ganzen Schmuck, was Eva noch nie erlebt hatte. Sie musste an das Märchen vom Tannenbaum denken, das sie Stefan vorgelesen hatte. Der Tannenbaum, der nach dem Weihnachtfest auf dem Dachboden gelagert wurde, um im Frühjahr im Hof verbrannt zu werden. Und in seinen vertrockneten Zweigen hingen noch vergessene Reste des Heiligen Abends.

›Immerhin passend zum dritten Advent‹, dachte Eva.

»Herr Schorrmann, was haben Sie denn für ein Wetter mitgebracht? Rosen im Dezember?! Wo haben Sie die denn aufgetrieben, Herr Schorrmann?«

»Er heißt Schoormann, Mutti, mit Doppel-O!«

»Geben Sie mir Ihren Hut, Herr Schooormann.«

In der Stube, die an Sonntagen auch als Esszimmer genutzt wurde, trat Ludwig Bruhns Jürgen mit Spießgabel und Geflügelschere entgegen. Er reichte Jürgen zur Begrüßung sein rechtes Handgelenk. Jürgen entschuldigte sich. Der Schnee. »Keine Sorge. Ist alles noch im grünen Bereich. Ist eine große Gans, sechzehn Pfund. Die braucht ihre Zeit.« Annegret schob sich aus dem Hintergrund an Jürgen heran. Sie hatte einen etwas zu schwarzen Lidstrich und einen etwas zu orangefarbenen Lippenstift aufgelegt. Sie gab Jürgen die Hand und lächelte verschwörerisch: »Glückwunsch. Mit ihr kriegen Sie was Reelles.« Jürgen fragte sich, ob sie die Gans oder Eva meinte.

Kurz darauf saßen alle am Esstisch und blickten auf den dampfenden Vogel. Daneben standen die von Jürgen mitgebrachten gelben Rosen in einer Kristallvase wie eine Grabbeigabe. Das Radio spielte leise und unkenntlich Sonntagsmusik. Auf dem Büfettschrank drehte sich eine Weihnachtspyramide, angetrieben von drei flackernden Kerzen. Die vierte war noch unberührt. In der Mitte der Pyramide standen Maria, Josef und die Krippe mit dem neugeborenen Kind vor einem Stall. Um die Familie herum eilten Schafe, Hirten und die Heiligen Drei Könige mit ihren Kamelen in einem ewigen Kreis. Sie würden die Heilige Familie nie erreichen, nie dem Christkind ihre Geschenke darbringen können. Eva hatte das als Kind traurig gefunden. Schließlich hatte sie dem Mohrenkönig sein Geschenk entrissen und es vor die Krippe gelegt. Zum nächsten Weihnachtsfest war das kleine rote Päckchen aus Holz dann verschwunden gewesen, der Mohrenkönig kreiste seitdem mit leeren Händen. Das Geschenk war nie wieder aufgetaucht. Evas Mutter erzählte diese Geschichte jedes Jahr in der

Vorweihnachtszeit, wenn sie die Pyramide vom Dachboden holte. Damals war Eva fünf Jahre alt gewesen, doch sie konnte sich nicht daran erinnern.
Evas Vater schnitt der Gans mit der Geflügelschere längs durch die Brust. »Hat die mal gelebt, die Gans?« Stefan sah seinen Vater fragend an. Der zwinkerte Jürgen zu. »Nein, das ist eine künstliche Gans. Nur zum Essen.« »Dann Brust!« Stefan hielt seinem Vater den Teller hin. »Schnuffel, zuerst der Gast.« Evas Mutter nahm Jürgens Teller, das Dresdener Geschirr mit den grünen Fantasieranken, und hielt diesen ihrem Mann hin. Eva beobachtete, wie Jürgen sich unauffällig umsah. Er betrachtete das durchgesessene Sofa mit der gelb karierten Decke, die ihre Mutter über eine zerschlissene Stelle gelegt hatte. Auch für die linke Armlehne hatte sie eine kleine Decke gehäkelt. Dort saß ihr Vater nach Mitternacht, wenn er aus seiner Küche kam und die Füße auf den niedrigen gepolsterten Hocker legte, was ihm der Arzt empfohlen hatte. Auf dem Sofatisch lag die Wochenzeitung ›Der Hausfreund‹, aufgeschlagen beim Kreuzworträtsel, das zu einem Viertel gelöst war. Eine weitere Häkeldecke schützte das kostbare Fernsehgerät. Jürgen zog Luft durch die Nase ein und bedankte sich höflich für den gefüllten Teller, den Evas Mutter ihm hinstellte. Sie drehte ihn so, dass er besonders appetitlich aussah. Dabei schaukelten ihre Ohrringe. Evas Vater, der die weiße Jacke gegen sein Sonntagsjackett ausgetauscht hatte, setzte sich neben Eva. Er hatte einen kleinen grünen Fetzen an der Wange. Petersilie wahrscheinlich. Eva strich ihm schnell über das weiche Gesicht. Ihr Vater hielt ihre Hand fest und drückte diese kurz, ohne Eva anzusehen. Eva schluckte. Sie wurde wütend auf Jürgen mit seinem abschätzenden Blick. Gut, er war anderes gewohnt. Aber er musste doch sehen, wie bemüht ihre Eltern waren, wie rechtschaffen, wie liebenswert.
Alle aßen zunächst schweigend. Annegret, wie immer in Gesellschaft, hielt sich zurück, stocherte scheinbar appetitlos in ihrem Essen herum. Später würde sie in der Küche die Reste von den Tellern in sich hineinstopfen und nachts in der Vorratskammer an die kalte Gans gehen. Sie reichte Jürgen das Gewürzrondell und zwinkerte ihm zu.

»Nehmen Sie Pfeffer, Herr Schoooormann? Salz?«

Jürgen lehnte dankend ab, was Evas Vater ohne aufzusehen registrierte.

»Bei mir hat noch keiner nachwürzen müssen.«

»Eva hat mir erzählt, Sie sind Krankenschwester? Im Stadtkrankenhaus?«, wandte sich Jürgen an Annegret, die ihm ein Rätsel war. Annegret zuckte mit den Schultern, als sei das nicht der Rede wert.

»In welcher Abteilung?«

»Säuglinge.«

Es entstand eine Pause, in der plötzlich alle den Ansager im Radio verstanden: »Aus Gera grüßt zum dritten Advent Oma Hildegard die Familie in Wiesbaden und besonders ihren achtjährigen Enkel Heiner.« Musik setzte ein.

Edith lächelte Jürgen zu.

»Und was machen Sie beruflich, Herr Schoooormann?«

»Ich habe Theologie studiert. Jetzt arbeite ich in der Firma meines Vaters. In der Leitung.«

»Versandhandel? Oder? Ihre Familie macht in Versandhandel?«, fragte jetzt der Vater.

Eva stieß ihn an. »Vati! Jetzt stellt euch doch nicht dümmer, als ihr seid!«

Eine kurze Stille, dann lachten alle, auch Stefan, obwohl er nicht verstand, warum. Eva entspannte sich. Sie und Jürgen wechselten einen Blick: ›Wird doch!‹ Evas Mutter sagte: »Wir haben natürlich auch den Schoormann-Katalog.«

Stefan sang im Falsett den Werbespruch: »Schoormann hat's, Schoormann bringt's. Ding-Dong! Dong-Ding!«

Jürgen fragte gespielt streng: »Haben Sie denn auch schon etwas bestellt? Das ist die entscheidende Frage.«

Edith erwiderte beflissen: »Selbstverständlich. Einen Haarfön und eine Regenjacke. Wir waren sehr zufrieden. Aber Sie sollten auch Waschautomaten anbieten. Ich gehe für so eine große Anschaffung nicht gern zu Hertie. Die belatschern einen da immer. Und mit einem Katalog, da kann man gemütlich zu Hause abwägen.«

Jürgen nickte freundlich: »Ja, Sie haben recht, Frau Bruhns. Ich habe ohnehin einige Veränderungen im Haus geplant.«

Eva sah Jürgen aufmunternd an. Er räusperte sich.

»Mein Vater ist krank. Er wird die Firma nicht mehr lange leiten können.«

»Wie traurig, das zu hören«, sagte die Mutter.

»Was fehlt ihm denn?« Der Vater reichte Jürgen die Sauciere. Aber Jürgen war nicht bereit, eine weitere Auskunft zu geben. Er kleckerte Soße auf sein Fleisch.

»Es schmeckt ausgezeichnet.«

»Das freut mich.«

Eva wusste, Jürgens Vater litt an zunehmender Verkalkung. Jürgen hatte ihr nur einmal davon erzählt. Es gebe gute und schlechte Tage. Aber die Unberechenbarkeit nehme zu. Eva hatte Jürgens Vater und dessen zweite Frau noch nicht kennengelernt. Zunächst war schließlich der Besuch des Bräutigams bei den Eltern der Braut an der Reihe. Eva hatte mit Jürgen darüber gestritten, ob er schon beim ersten Kennenlernen um ihre Hand anhalten sollte. Jürgen war dagegen gewesen. Evas Eltern würden ihn für unseriös halten, wenn er

derart schnell mit der Tür ins Haus fiele. Oder, schlimmer noch, glauben, dass etwas unterwegs wäre. Diese Auseinandersetzung zwischen ihnen war ohne Ergebnis geblieben. Eva versuchte, in Jürgens Gesicht zu lesen, ob er vorhatte, ihren Vater heute zu fragen. Aber Jürgens Blick verriet nichts. Sie betrachtete seine Hände, die etwas verkrampfter als sonst das Besteck hielten. Eva hatte mit Jürgen noch keinen ›intimen Verkehr‹ gehabt, wie Doktor Gorf es nannte. Dabei wäre sie bereit dazu, zumal sie ihre Unschuld schon vor zwei Jahren verloren hatte. Aber Jürgen hatte eine klare Vorstellung: kein Beischlaf vor der Ehe. Er war konservativ. Die Frau hatte sich der Führung des Mannes unterzuordnen. Jürgen hatte Eva gleich bei ihrer ersten Begegnung so angesehen, als lese er in ihrem Inneren, als wüsste er besser als sie selbst, was gut für sie wäre. Und Eva, die zu oft nicht wusste, was sie eigentlich wollte, hatte nichts dagegen, geführt zu werden. Beim Tanzen nicht und nicht im Leben. Eva würde außerdem durch diese Hochzeit gesellschaftlich aufsteigen. Von der Bornheimer Wirtstochter zur Ehefrau eines angesehenen Unternehmers. Eva wurde schwindelig bei dem Gedanken. Aber es war ein freudiger Schwindel.

Nach dem Mittagessen bereiteten Eva und ihre Mutter in der geräumigen Küche gleich den Kaffee vor. Annegret hatte sich verabschiedet. Sie musste zur Spätschicht ins Stadtkrankenhaus, ihre Säuglinge päppeln. Und sie machte sich ohnehin nichts aus Kuchen mit Buttercreme.

Eva schnitt den Frankfurter Kranz in dicke Scheiben, ihre Mutter mahlte Kaffeebohnen in einer kleinen elektrischen Mühle. Edith Bruhns starrte auf das röhrende Gerät. Nachdem das Geräusch verstummt war, sagte sie: »Er ist so gar nicht dein Typ, Evchen. Ich meine, wenn ich an Peter Kraus denke, der war doch immer dein Schwarm …«

»Nur weil Jürgen nicht blond ist?«

Eva war erschrocken, denn es war offensichtlich, dass ihre Mutter Jürgen nicht mochte. Und Eva hielt viel von der Menschenkenntnis ihrer Mutter. Als Wirtin war Edith Bruhns unzähligen Menschen begegnet. Sie konnte auf den ersten Blick einen Anständigen von einem Unanständigen unterscheiden.

»Diese schwarzen Augen …«

»Mutti, seine Augen sind dunkelgrün! Musst du nur mal richtig hingucken.«

»Ich meine, du musst es wissen. An der Familie gibt es ja auch nichts auszusetzen. Aber ich bin ehrlich, ich kann nicht anders, Kind. Der macht dich nicht glücklich.«

»Jetzt lern ihn doch erst mal kennen.«

Evas Mutter goss sprudelndes Wasser in das gefüllte Kaffeesieb. Es

duftete nach der teuren Sorte.

»Er ist zu sehr in sich gekehrt. Eva, er ist mir unheimlich.«

»Er ist nachdenklich. Jürgen wollte ja eigentlich auch Pfarrer werden …«

»Gott bewahre.«

»Er hatte schon acht Semester Theologie studiert. Aber dann hat er mich kennengelernt. Und ihm wurde klar, dass er das mit dem Zölibat niemals durchhalten kann.«

Eva lachte, aber ihre Mutter blieb ernst. »Wegen seinem Vater hat er doch bestimmt sein Studium abgebrochen? Weil er die Firma übernehmen muss.«

»Ja.« Eva seufzte, ihre Mutter war nicht zu Scherzen aufgelegt. Beide blickten auf das blubbernd versickernde Kaffeewasser im Filter.

Im Wohnzimmer saßen der unheimliche Jürgen und Evas Vater bei einem Cognac. Das Radio spielte unermüdlich. Jürgen rauchte eine Zigarette. Dabei betrachtete er das wuchtige Ölgemälde über dem Büfett. Es zeigte eine Marschlandschaft im Abendrot, das hinter einem Deich aufflammte. Etliche Kühe grasten auf einer saftigen Wiese. Neben einer Kate hängte eine Frau Wäsche auf. Ein wenig entfernt von ihr am rechten Bildrand stand eine weitere Gestalt. Sie war unscharf gemalt, wie nachträglich hineinskizziert. Es war nicht zu erkennen, ob es der Kuhhirte war, der Ehemann oder ein Fremder.

Stefan kniete auf dem Teppich und stellte seine Plastikarmee zum Kampf auf. Purzel hatte das Schlafzimmer wieder verlassen dürfen, er lag auf dem Bauch und beobachtete blinzelnd die Soldaten vor seiner Nase. Stefan bildete lange Reihen. Er besaß auch einen Panzer aus Blech, den man aufziehen konnte. Dieser lauerte noch unberührt in seiner Schachtel.

Evas Vater gab seinem Schwiegersohn in spe inzwischen einen groben Abriss über die Familiengeschichte. »Ja, ich bin ein Wattwurm, Juist, da stamme ich von wech, datt hört man wohl. Meine Eltern hatten ein Geschäft. Haben die ganze Insel versorgt. Kaffee, Zucker und Fensterglas. Bei uns gab es alles. Also eigentlich wie bei Ihnen, Herr Schooormann. Meine Mutter ist früh gestorben. Das hat mein Vater nie richtig verwunden. Jetzt ist er auch seit fünfzehn Jahren nicht mehr da. Edith, meine Frau, die habe ich an der Hotelfachschule in Hamburg kennengelernt. Das war ’34, was waren wir da noch grün hinter den Ohren! Meine Frau stammt aus einer Künstlerfamilie, man glaubt es kaum. Ihre Eltern waren beide Musiker, in der Philharmonie. Er erste, sie zweite Geige. In der Ehe war’s genau andersrum. Die Mutter meiner Frau, die lebt noch, in Hamburg. Meine Frau, die sollte auch die Geige spielen, nur hat sie zu kurze Finger gehabt. Da wollte sie Schauspielerin werden. Aber das wurde ihr allerstrengstens verboten. Dann wollte sie wenigstens die Welt sehen, und sie haben

sie auf die Hotelfachschule geschickt.«

»Und wie hat es Sie hierher verschlagen?« Jürgen fragte freundlich interessiert. Der Gänsebraten hatte ihm geschmeckt. Er mochte Ludwig Bruhns, der ihm so eifrig Rechenschaft über seine Familie ablegte. Eva hatte den sinnlichen Mund von ihrem Vater geerbt.

»Das ›Deutsche Haus‹ hat einem Cousin von meiner Frau gehört, und der wollte es verkaufen. Das passte dann wie Arsch auf Eimer. Entschuldigung. Wir haben die Gelegenheit beim Schopf gepackt und ’49 neu eröffnet. Das haben wir nie bereut.«

»Ja, Berger Straße lohnt sich …«

»Das anständige Drittel, das will ich man aber mal betonen, Herr Schoormann!«

Jürgen lächelte beschwichtigend.

»Na ja, seit ich meinen Vorfall mit dem Rücken hatte, da hat mir der Arzt gesagt, ich soll zumachen! Ich habe ihm mal meine Rente vorklamüsert. Jetzt machen wir erst ab fünf auf. Aber im Frühjahr, da is wieder Schluss mit dem Lotterleben!«

Sie schwiegen. Jürgen merkte, dass Ludwig noch etwas auf der Seele lag. Er wartete. Ludwig räusperte sich und sah Jürgen nicht an.

»Ja, das mit meinem Rücken, das fing im Krieg an.«

»Eine Verletzung?«, fragte Jürgen höflich.

»Ich war in der Feldküche. An der Westfront. Nur dass Sie es wissen.« Evas Vater kippte den Rest seines Cognacs herunter. Jürgen wunderte sich ein wenig. Er bemerkte nicht, dass Ludwig Bruhns gerade gelogen hatte.

Paff-paff-paff! Stefan hatte seinen Panzer losgelassen. Dieser kämpfte sich unter heftigem Getöse über den Teppich wie durch eine östliche Sumpflandschaft. Er überrollte eine kleine Soldatenfigur nach der anderen.

»Junge! Mach das im Flur!«

Aber Stefan sah nur Jürgen an. Der fürchtete die Direktheit von Kindern. Doch er dachte an Evas Worte, Stefans Herz zu gewinnen.

»Zeigst du mir mal deinen Panzer, Stefan?«

Stefan stand auf und reichte Jürgen das Blechspielzeug.

»Der ist fast doppelt so groß wie der von Thomas Preisgau.«

»Thomas ist sein bester Freund«, erklärte Ludwig und goss Cognac nach.

Jürgen bewunderte den Panzer gebührend. Stefan klaubte eine Soldatenfigur vom Teppich. »Guck mal, den habe ich angemalt. Das ist ein Ami! Ein Neger!«

Jürgen blickte auf die kleine Plastikfigur mit dem bemalten Gesicht, die Stefan ihm entgegenhielt. Es war blutrot. Jürgen schloss die Augen, doch das Bild verschwand nicht gleich.

»Und vom Weihnachtsmann kriege ich ein Luftgewehr!«

»Ein Luftgewehr«, wiederholte Jürgen abwesend. Er nahm einen tiefen Schluck aus seinem Glas. Gleich würde die Erinnerung verflogen sein.

Ludwig zog Stefan an sich. »Das weißt du doch noch gar nicht, min Lütt.« Doch der machte sich los.

»Ich kriege immer alles, was ich mir wünsche.«

Ludwig warf Jürgen einen entschuldigenden Blick zu. »Das ist leider wahr. Der Junge ist völlig verwöhnt. Wir haben ja auch gar nicht mehr damit gerechnet, meine Frau und ich, dass noch was nachkommt, nach den Mädchen.«

In diesem Moment klingelte das Telefon im Flur. Stefan war der Erste am Apparat und schnurrte seinen Spruch ab: »Hier spricht Stefan Bruhns bei der Familie Bruhns. Wer spricht dort bitte?« Stefan lauschte. Dann rief er: »Eva, Herr Körting! Für dich!« Eva kam aus der Küche, sie wischte sich die Hände an ihrer Schürze ab und nahm den Telefonhörer entgegen. »Herr Körting? Wann denn? Jetzt sofort? Aber wir sind hier …«

Eva wurde unterbrochen. Sie hörte zu und sah die beiden Männer durch die geöffnete Tür am Tisch sitzen. Sie fand, sie sahen schon ganz vertraut miteinander aus. Dann sprach Eva ins Telefon: »Gut, ja, ich komme.« Sie legte den Hörer auf.

»Es tut mir so leid, Jürgen. Aber das war mein Chef. Ich muss arbeiten!«

Ihre Mutter kam mit dem Kaffeetablett aus der Küche.

»Am Adventssonntag?«

»Es ist anscheinend dringend. Da ist ein Gerichtstermin in der nächsten Woche.«

»Na, Pflicht ist Pflicht und Schnaps ist Schnaps, sage ich immer.« Ludwig erhob sich. Auch Jürgen stand auf.

»Aber Sie bleiben! Sie probieren noch den Frankfurter Kranz!«

»Der ist mit echter Butter. Ein ganzes Pfund!«, ergänzte Edith.

»Und du hast auch noch gar nicht mein Zimmer gesehen!«

Jürgen begleitete Eva in den Flur. Sie hatte sich umgezogen und trug nun ihr schlichtes Bürokostüm. Jürgen half ihr in ihren hell karierten Wollmantel und sagte dabei in komischer Verzweiflung: »Das hast du arrangiert, ein Test, oder? Du willst mich mit deiner Familie alleine lassen und sehen, wie ich klarkomme?«

»Sie fressen dich nicht.«

»Dein Vater hat doch schon blutunterlaufene Augen.«

»Das kommt von seinen Schmerztabletten. In einer Stunde bin ich wieder da. Es geht bestimmt um diese Schadensersatzklage. Die Maschinenteile aus Polen, die nicht funktionieren.«

»Soll ich dich hinfahren?«

»Es holt mich gleich jemand ab.«

»Ich komme mit. Nachher wirst du noch kompromittiert.«

Eva zog sich ihre Hirschlederhandschuhe über, das Nikolausgeschenk von Jürgen.

»Der einzige Kunde, der mich je kompromittiert hat, warst du.«

Die beiden sahen sich an. Jürgen wollte Eva küssen. Sie zog ihn in die Flurecke neben der Garderobe, wo die Eltern sie nicht sehen konnten. Sie umarmten sich, lächelten, küssten sich. Eva spürte Jürgens Erregung, sah in seinen Augen, dass er sie begehrte. Liebte? Eva machte sich los. »Bitte, frag ihn heute, ja?«

Jürgen antwortete nicht.

Eva verließ die Wohnung, Jürgen wandte sich wieder dem Wohnzimmer zu. Dort warteten die Eltern Bruhns am Kaffeetisch wie Schauspieler auf einer Bühne auf ihr Stichwort.

»Wir sind ganz ungefährlich, Herr Schoormann.«

»Völlig harmlos, Herr Schooormann.«

»Nur Purzel beißt manchmal«, rief Stefan vom Teppich her.

»Na, dann probiere ich mal den Kuchen.«

Jürgen ging zurück in die Wärme der Bruhns'schen Stube.

Eva trat vor das Haus. Draußen dämmerte es schon. Die Schneedecke leuchtete sanftblau. Unter den Laternen lagen gelborange Kreise. Mitten auf der Straße stand ein großer Wagen mit laufendem Motor. Der Fahrer, ein junger Mann, winkte Eva ungeduldig mit der Hand zu sich. Eva setzte sich auf den Beifahrersitz. Im Wagen roch es nach Zigarettenrauch und Pfefferminz. Der junge Mann kaute Kaugummi. Er trug keinen Hut und reichte Eva nicht die Hand. Er nickte nur kurz: »David Miller.« Dann gab er Gas. Er fuhr nicht gut Auto, zu schnell, er schaltete zu spät oder zu früh. Eva hatte keinen Führerschein, aber sie merkte, dass ihm der Wagen nicht vertraut war. Auch sonst war er ein schlechter Fahrer. Der Wagen geriet mehrmals ins Rutschen. Eva musterte den jungen Mann aus dem Augenwinkel. Er hatte dichte rötliche Haare, ein wenig zu lang im Nacken, Sommersprossen, feine helle Wimpern und schlanke Hände, die seltsam unschuldig aussahen.

Herr Miller hatte augenscheinlich kein Interesse an einem Gespräch. Schweigend fuhren sie in Richtung Innenstadt, die Reklamelichter leuchteten heller und bunter. Und vor allem zunehmend in Rot. Im unteren Teil der Berger Straße gab es einige einschlägige Lokale. ›Bei Susi‹ und die ›Mokka-Bar‹. Eva dachte an Jürgen, der jetzt wieder an den Tisch zurückgekehrt war, wie er sich hinsetzte und den von ihr gebackenen Frankfurter Kranz aß, aber wohl kaum den Geschmack wahrnahm. Denn er überlegte sicher nervös, ob er ihre Familie seiner Familie gesellschaftlich zumuten konnte und ob er den Rest seines Lebens mit ihr verbringen wollte.

Die Kanzlei befand sich in einem vielstöckigen Bürogebäude an einer der Hauptstraßen der Stadt. David Miller stieg mit Eva in einen kleinen Fahrstuhl. Die Türen schlossen sich automatisch, zweimal. Doppeltüren. David drückte auf die Acht, sah dann an die Decke der Kabine, als erwarte er etwas. Eva sah ebenfalls nach oben auf eine verschraubte Klappe mit unzähligen kleinen Löchern. Eine Lüftungsöffnung. Eva fühlte sich plötzlich beengt. Ihr Herz klopfte schneller, ihr Mund wurde trocken. David sah Eva an. Von oben herab, obwohl er nicht viel größer war als sie, er schien ihr unangenehm nah. Seine Augen sahen merkwürdig aus. »Wie war noch Ihr Name?« »Eva Bruhns.«

Der Aufzug blieb mit einem Ruck stehen, kurz fürchtete Eva, sie wären stecken geblieben. Aber die Türen öffneten sich. Sie stiegen aus, gingen nach links und klingelten an einer schweren Glastür. Ein Fräulein in Grün trabte von der anderen Seite heran und schloss ihnen auf. Eva und das Fräulein schätzten sich kurz ab. Gleiches Alter, ähnliche Figur. Das Fräulein war dunkelhaarig, hatte eine unreine Haut, aber klare graue Augen.

Eva und David folgten dem Fräulein über einen langen Flur. Eva sah dabei auf das eng anliegende Kostüm, auf die Falten, die es bei jedem Schritt am Gesäß warf. Die schwarzen Pumps hatten gewagt hohe Absätze. Wahrscheinlich gab es die bei Hertie in der Hauptstraße. Ein Geräusch wie ein Schluchzen drang aus einem Zimmer am Ende des Flurs. Aber je näher sie dem Zimmer kamen, umso leiser wurde es. Als sie schließlich vor der Tür stehen blieben, war es still. Vielleicht hatte sich Eva das Weinen auch nur eingebildet. Das Fräulein klopfte an, öffnete dann die Tür zu einem überraschend engen Büro. Hier warteten drei Männer umgeben von Zigarettenrauch und zahlreichen Aktenordnern, die auf Tischen, in Regalen und auf dem Fußboden übereinanderlagen.

Einer von ihnen, ein älterer, kleiner Herr, saß kerzengerade in der Mitte des Raumes auf einem Stuhl, als sei das ganze Zimmer, das ganze Haus nur um ihn herumgebaut worden. Vielleicht sogar die ganze Stadt. Ein jüngerer hellblonder Mann mit feiner Goldrandbrille klemmte hinter einem Schreibtisch, der voller Akten gepackt war. Er hatte sich einen kleinen Platz frei geschoben, auf dem er jetzt schrieb. Er rauchte eine Zigarette und hatte vergessen, die Asche abzustreifen. Gerade als Eva zu ihm hinsah, fiel ein langer Streifen auf seine Notizen. Er wischte die Asche mechanisch auf den Boden. Keiner der beiden Männer erhob sich, was Eva einigermaßen unhöflich fand.

Der dritte Mann, eine knorrige Gestalt, drehte ihr sogar den Rücken zu. Er stand am Fenster und sah hinaus in die Dunkelheit. Eva musste an einen Film über Napoleon denken, den sie mit Jürgen gesehen hatte. Der Feldherr hatte in dieser Haltung an einem

Schlossfenster gestanden. Im Zweifel über seinen geplanten Feldzug, hatte er ins Land geschaut. Und man hatte sehen können, dass die Landschaft vor dem Fenster auf Pappe gemalt war.
Der hellblonde Mann hinter dem Schreibtisch nickte Eva zu. Er wies auf den Mann auf dem Stuhl. »Das ist Herr Josef Gabor aus Warschau. Es sollte heute auch der polnische Dolmetscher mitkommen. Aber er hatte Schwierigkeiten bei der Ausreise. Er wurde am Flughafen festgehalten. Bitte.«

Da keiner der Herren Anstalten machte, Eva behilflich zu sein, zog sie sich allein den Mantel aus und hängte ihn an einen Garderobenständer hinter der Tür. Der Hellblonde wies auf einen Tisch an der Wand. Darauf standen benutzte Kaffeetassen und ein Teller mit ein paar übrig gebliebenen Keksen. Eva liebte Spekulatius. Aber sie versuchte, sich diese zu verkneifen. Sie hatte in den letzten Wochen zwei Kilo zugenommen. Eva setzte sich so an den Tisch, dass sie Herrn Gabor ins Gesicht sehen konnte, und nahm die beiden Wörterbücher aus ihrer Handtasche. Ein Allgemeines und das wirtschaftliche Fachwörterbuch. Sie schob den Keksteller zur Seite und legte die Bücher an seine Stelle. Dann zog sie ihren Notizblock und einen Bleistift hervor. Das grüne Fräulein hatte sich an die andere Seite des Tisches gesetzt, wo eine Stenografiermaschine stand. Sie drehte knatternd einen Papierstreifen ein. Dabei ließ sie den Hellblonden nicht aus den Augen. Sie hatte Interesse an ihm, er aber nicht an ihr, was Eva schnell bemerkte. David Miller zog ebenfalls seinen Mantel aus und setzte sich wie unbeteiligt auf einen Stuhl an der Wand gegenüber, den Mantel über den Knien.

Alle warteten nun wie auf einen Startschuss. Eva blickte auf die Kekse. Der knorrige Mann am Fenster drehte sich um. Er wandte sich an den Mann auf dem Stuhl.

»Herr Gabor, bitte erzählen Sie uns ganz genau, was am 23. September 1941 geschehen ist.«

Eva übersetzte die Frage, wobei sie sich über die Jahreszahl wunderte. Das war über zwanzig Jahre her. Es handelte sich also eher um einen Straffall (aber der müsste doch verjährt sein?) und nicht um eine Vertragssache. Der Mann auf dem Stuhl sah Eva direkt ins Gesicht, offensichtlich erleichtert, in diesem Land endlich jemanden zu treffen, der ihn verstand. Er begann zu sprechen. Seine Stimme stand im Widerspruch zu seiner geraden Erscheinung. Es war, als lese er aus einem verblassten Brief vor, so als könne er nicht alle Worte auf Anhieb entziffern. Er sprach außerdem einen ländlichen Dialekt, der Eva einige Schwierigkeiten bereitete. Sie übersetzte stockend.
»An diesem Tag, es war warm, fast sogar schwül, da sollten wir alle Fenster schmücken. Alle Fenster der Herberge mit der Nummer elf. Wir schmückten sie mit Sandsäcken und versahen alle Ritzen mit

Stroh und Erde. Wir gaben uns viel Mühe, denn wir durften keinen Fehler machen. Wir waren gegen Abend mit unserer Arbeit fertig. Dann führten sie die 850 sowjetischen Gäste in den Keller der Herberge hinab. Sie warteten die Dunkelheit ab, damit man das Licht besser sehen konnte, nehme ich an. Dann warfen sie das Licht in den Keller, durch die Lüftungsschächte, und schlossen die Türen. Am nächsten Morgen öffnete man die Türen wieder. Wir mussten als Erste hineingehen. Die meisten der Gäste waren erleuchtet.«

Die Männer im Zimmer sahen Eva an. Eva wurde leicht übel. Etwas stimmte nicht. Das Fräulein tickerte zwar unbeeindruckt auf ihre Maschine ein. Doch der Hellblonde fragte Eva: »Sind Sie sicher, dass Sie das richtig verstehen?« Eva blätterte in ihrem Fachwörterbuch. »Entschuldigung. Ich übersetze sonst bei Verträgen, also in Wirtschaftsfragen und bei Verhandlungen wegen Schadensersatz …«

Die Männer wechselten Blicke. Der Hellblonde schüttelte ungeduldig den Kopf, doch der knorrige Mann am Fenster nickte ihm besänftigend zu. David Miller sah Eva durch den Raum hindurch abschätzig an.

Eva nahm ihr Allgemeines Wörterbuch zur Hand, das schwer wog wie ein Ziegelstein. Sie schlug es auf und fand, dass es nicht Gäste, sondern Häftlinge waren. Keine Herberge, sondern ein Block. Und kein Licht. Kein Erleuchten. Eva sah den Mann auf dem Stuhl an. Der blickte zurück, als sei er innerlich ohnmächtig geworden.

Eva sagte: »Es tut mir leid, ich habe das falsch übersetzt. Es heißt: Wir fanden die meisten der Häftlinge erstickt durch das Gas.«

Im Raum herrschte Stille. David Miller wollte sich eine Zigarette anzünden. Sein Feuerzeug funktionierte lange nicht. Rscht-Rscht-Rscht. Dann hustete der Hellblonde und sah den knorrigen Mann an: »Wir können ja froh sein, dass wir überhaupt einen Ersatz gefunden haben. So kurzfristig. Besser als nichts.«

Der erwiderte: »Versuchen wir es weiter. Was bleibt uns anderes übrig?«

Der Hellblonde wandte sich an Eva. »Aber wenn Sie unsicher sind, sehen Sie gleich nach.«

Eva nickte. Sie übersetzte langsam. Das Fräulein tippte ebenso tröpfelnd auf ihrer Maschine. »Als wir die Türen öffneten, lebte noch ein Teil der Häftlinge. Ungefähr ein Drittel. Es war zu wenig Gas gewesen. Die Prozedur wurde mit der doppelten Menge wiederholt. Diesmal warteten wir zwei Tage, bis wir die Türen wieder aufmachten. Die Aktion war ein Erfolg.«

Der Hellblonde stand hinter seinem Schreibtisch auf:

»Wer hat den Befehl gegeben?« Er schob die Kaffeetassen zur Seite und legte nacheinander 21 Fotografien auf den Tisch. Eva

betrachtete die Gesichter von der Seite. Männer, vor weiß gekalkten Wänden mit Nummern unter dem Kinn. Manche aber auch in sonnigen Gärten, mit großen Hunden spielend. Ein Mann hatte ein Gesicht wie ein Schimpanse. Josef Gabor stand auf und trat heran. Er blickte lange auf die Fotografien und zeigte dann so plötzlich auf eine, dass Eva zusammenzuckte. Auf dem Bild hatte ein jüngerer Mann ein dickes Kaninchen im Nacken gepackt und präsentierte dieses stolz lächelnd der Kamera. Die Männer im Zimmer wechselten zufriedene Blicke und nickten. Ihr Vater hatte auch Kaninchen gezüchtet, dachte Eva, in ihrem Schrebergarten außerhalb der Stadt, wo er auch das Gemüse für die Küche zog. In den kleinen Verschlägen hatten etliche, ewig kauende Tiere gesessen. Doch als Stefan eines Tages verstand, dass er die seidigen Gefährten nicht nur streichelte und mit Löwenzahn fütterte, sondern auch aß, hatte er einen schlimmen Schreianfall bekommen. Ihr Vater hatte die Kaninchen abgeschafft.
Später musste Eva die Übersetzung der Aussage unterschreiben. Ihr Name sah anders aus als sonst. Wie von einem Kind geschrieben, unbeholfen und rundlich. Der Hellblonde nickte ihr abwesend zu. »Danke. Abrechnung machen wir über Ihre Agentur?« David Miller erhob sich von seinem Stuhl an der Wand und sagte unwirsch:

»Warten Sie draußen. Zwei Minuten.«

Eva zog ihren Mantel an und ging auf den Flur hinaus, während David auf den Hellblonden einredete. Sie verstand »Ungeeignet. Ganz ungeeignet!«. Der Hellblonde nickte, griff zu einem Telefon und wählte eine Nummer. Der Generalstaatsanwalt setzte sich schwer auf einen Stuhl.
Eva trat an eines der hohen Flurfenster und blickte hinaus in den dunklen Hinterhof. Es hatte zu schneien begonnen. Dicke, schwere Flocken. Aus dem Hochhaus gegenüber erwiderten unzählige schwarze Fensterhöhlen menschenleer und stumm Evas Blick. Eva dachte: ›Dort wohnt keine Menschenseele. Nur Büros.‹ Auf der Heizung unter dem Fenster lagen drei dunkle Wollhandschuhe zum Trocknen. Sie fragte sich: ›Wem die wohl gehören? Wem gehört der einzelne Handschuh?‹

Josef Gabor erschien neben ihr. Er machte eine kleine Verbeugung und bedankte sich höflich. Eva nickte ihm zu. Durcheinander. Sie sah durch die geöffnete Bürotür, dass der knorrige Mann sie von seinem Stuhl am Fenster aus beobachtete. David Miller kam auf den Flur, wobei er sich seinen Mantel überzog. »Ich fahre Sie.« Es gefiel ihm sichtlich nicht.

Im Wagen schwiegen sie wieder. Die Wischer bewegten sich unruhig, verscheuchten die unzähligen Flocken von der Scheibe. David war aufgebracht. Eva konnte seine Wut spüren.

»Es tut mir leid, aber ich bin nur eingesprungen. Normalerweise

habe ich nur mit Verträgen zu tun … Das war ja furchtbar, was der Mann da …«

Der Wagen schlitterte knapp an einer Laterne vorbei. David fluchte leise.

»Wovon hat er gesprochen? Eine Begebenheit aus dem Krieg?«

David sah Eva nicht an. »Ihr seid alle so ignorant.«

»Wie bitte?«

»Für euch kamen ’33 die kleinen braunen Männchen in einem Raumschiff und landeten in Deutschland, was? ’45 haben sie sich dann wieder verzogen, nachdem sie euch armen Deutschen diesen Faschismus aufgezwungen hatten.«

Erst als er länger sprach, hörte Eva, dass er kein Deutscher war. Er hatte einen leichten Akzent, amerikanisch vielleicht. Und er setzte die Worte sehr präzise. Als habe er alles, was er sprach, vorher einstudiert.

»Ich möchte bitte aussteigen.«

»Sie sind eins von diesen Millionen dummen Fräuleins! Das habe ich schon gesehen, als Sie eingestiegen sind. Ahnungslos und ignorant! Wissen Sie, was ihr Deutschen getan habt!? Wissen Sie, was ihr getan habt?!!«

»Halten Sie sofort an!«

David bremste ab. Eva hantierte am Türgriff, bekam die Tür auf und stieg aus. »Ja, genau, laufen Sie nur weg. Ich hoffe, dass Sie an Ihrer deutschen Gemütlichkeit er–«

Eva warf die Tür zu. Sie ging durch die fallenden Flocken. Alles war plötzlich leise, der Furor vorbei. Der schwere Wagen glitt davon. Eva dachte, ›dieser Chauffeur, oder was auch immer er ist, ist geistig doch nicht ganz gesund!‹

Vor dem ›Deutschen Haus‹ war Jürgens Wagen verschwunden. Die Stelle, an der er gestanden hatte, war von Schnee bedeckt, als wäre Jürgen nie da gewesen. Hinter den Fenstern der Gaststätte leuchtete es warm. Das Stimmengewirr war bis auf die Straße zu hören. Betriebsweihnachtsfeiern. Das bedeutete in jedem Jahr ein gutes Geschäft. Eva blickte auf die sich bewegenden Schemen hinter den Scheiben. Sie erkannte ihre Mutter, mit Tellern beladen, sie trat an einen Tisch, servierte schnell und geschickt. Kotelett. Schnitzel. Gans mit Rotkohl und den unzähligen Klößen, die ihr Vater wie ein Zauberer mit seinen geschickten, weichen Händen formte und in siedendes Salzwasser gleiten ließ.

Eva wollte hineingehen, aber sie zögerte. Der Ort schien ihr für einen Moment wie ein Schlund, der sie verschlucken könnte. Dann riss sie sich zusammen. Herr Gabor hatte Schlimmes erlebt, aber die Frage der Stunde war: Hatte Jürgen um ihre Hand angehalten?

Als Eva in den Gastraum trat, in die Menschenwärme, in den

Gänsefettdunst, in den Raum voller Körper, alle beschwipst und froh, kam ihre Mutter heran, gefüllte Teller balancierend. Edith Bruhns trug nun ihre Arbeitskleidung: schwarzer Rock und weiße Bluse, darüber eine weiße Schürze, ihre bequemen beigen Schuhe. Sie flüsterte besorgt: »Was ist mit dir passiert? Bist du gestürzt?« Eva schüttelte unwillig den Kopf. »Hat er gefragt?« »Rede mit deinem Vater!« Edith wandte sich ab und bediente weiter.

Eva ging in die Küche. Ihr Vater schuftete hier zusammen mit zwei Hilfskräften. Ihr Vater in seiner weißen Jacke, der dunklen Hose, seine Kochmütze auf dem Kopf, den Bauch immer ein wenig nach vorn geschoben, was ihm einen komischen Ausdruck verlieh. Eva flüsterte: »Hat er gefragt?« Ihr Vater öffnete einen Ofen, aus dem ihm eine mächtige Dampfwolke entgegenschlug. Er schien es gar nicht zu bemerken. Er wuchtete eine große Form mit zwei ganzen braunen Gänsen aus dem Ofen. Dabei sah er seine Tochter nicht an. »Netter junger Mann. Ordentlich.«

Eva seufzte enttäuscht. Sie musste sich beherrschen, um nicht zu weinen. Da trat der Vater an sie heran: »Er wird schon fragen, Evamädchen. Aber wenn der dich nicht glücklich macht, dann gnade ihm Gott!«

In der Nacht lag Eva in ihrem Bett und starrte an die Decke. Die Laterne vor dem Haus warf hier einen Schatten, der wie ein Mann auf einem Pferd aussah. Ein langer Mann mit einer Lanze. Ein Don Quijote. Eva betrachtete ihn jeden Abend, wie er über ihr schwebte, und fragte sich: ›Wogegen kämpfe ich vergeblich?‹ Eva dachte an Jürgen und verfluchte ihre Angst, er könnte sie auf den letzten Metern noch sitzen lassen. Vielleicht machte er sich gar nichts aus Frauen? Wer will denn freiwillig Pfarrer werden? Warum hatte er sie noch nicht angerührt? Eva setzte sich auf, knipste die Lampe auf dem Nachttisch an, öffnete die Schublade und zog einen Brief heraus. Der einzige Brief von Jürgen, in dem er ›Ich liebe Dich‹ geschrieben hatte. Davor stand allerdings: ›Wenn ich mich auf ein Gefühl festlegen müsste, könnte ich durchaus sagen:‹ Doch. In Jürgens umständlicher Art, wenn es um Gefühle ging, war das ein makelloses Liebesgeständnis! Eva seufzte, sie legte den Brief zurück in den Nachttisch und löschte das Licht. Sie schloss die Augen. Sie sah Flocken wirbeln, eine dunkle Fassade mit schwarzen Fensterhöhlen. Sie begann, die Fenster zu zählen. Irgendwann schlief sie ein. Sie träumte nicht von Jürgen. Sie träumte von einer Herberge weit im Osten. Einer mit Blumen und Gräsern schmuckvoll abgedichteten Herberge, gegen den Wind und die Kälte, in die sie viele Gäste einlud. Während Eva zusammen mit ihren Eltern bediente, feierten die Gäste ausgelassen bis in den frühen Morgen. Bis niemand von ihnen mehr atmete.

Montag. Die Stadt lag unter einer dichten Schneedecke. Die Verkehrsverantwortlichen frühstückten im Stehen, führten erste Telefonate über die prekäre Lage, um dann in ihren überheizten Amtsstuben den ganzen Tag über mit Beschwerden über ungeräumte Straßen und Blechschadenmeldungen bombardiert zu werden.

Montag bedeutete in der Gaststätte ›Deutsches Haus‹ Ruhetag. Ludwig Bruhns schlief bis neun Uhr ›seinen wöchentlichen Schönheitsschlaf‹. Auch Annegret, die erst früh am Morgen von ihrer Schicht nach Hause gekommen war, hatte sich noch nicht blicken lassen. Die übrigen Familienmitglieder frühstückten in der großen, hellen Küche, die zum Hinterhof hinaus lag. Die dort hoch aufragende Tanne war weiß geschneit, ein paar Krähen saßen reglos auf den Zweigen, als könnten sie den Schnee nicht fassen. Stefan war zu Hause geblieben, weil er angeblich »bestialische« Halsschmerzen hatte. Edith Bruhns hatte scheinbar mitleidlos gesagt: »Na, wer ohne Jacke in den Schnee geht …« Aber dann hatte sie seine Kinderbrust mit Eukalyptussalbe eingerieben, wonach jetzt zart die ganze Küche roch. Sie hatte ihm einen Schal umgelegt und bestrich ihm nun sein drittes Brot mit Honig, da dieser gut gegen Halsschmerzen war. Dabei redete Edith tröstend auf Eva ein, die unglücklich in der Tageszeitung blätterte.

»Es sind zu verschiedene Welten. Ich verstehe ja den Reiz, Kind. Aber du gehst da ein. Wenn ich allein an dieses Anwesen denke. Ich kenne die da oben am Berg, das ist die Gegend, da sind die Grundstücke groß wie zehn Fußballfelder …«

»Kann ich dann da Fußball spielen?!«, fragte Stefan mit vollem Mund.

»Wenn die erste Verliebtheit weg ist«, sprach Edith weiter, »dann musst du repräsentieren. Dann musst du immer lächeln und stark sein. Und denk man nicht, dass du viel von deinem Gatten hast. Der hat einen so wichtigen Posten, den kriegst du gar nicht mehr zu sehen. Du bist alleine. Und das ist kein Leben für dich, Eva. Da wirst du krank. Dein Nervenkostüm war immer zart …«

›Nervenkostüm‹. Dieses Wort irritierte Eva jedes Mal. Das war also etwas, womit man sich verkleidete? Somit hatte sie mit einem schwachen Nervenkostüm die falsche Verkleidung gewählt. Eva dachte an den Kostümverleih Brommer am Bahnhof, einen gleichermaßen miefigen wie magischen Laden, dunkel, gefährlich und undurchdringlich wie ein Urwald. Seit sie ein junges Mädchen gewesen war, tauchte sie jedes Jahr zu Karneval genüsslich darin ein. Sie stellte sich vor, wie an einer der etlichen Stangen zwischen berüschten Prinzessinnenkleidern ein starkes Nervenkostüm hing. Ein Mantel, geflochten und geknotet aus dicken fleischfarbenen Strängen. Undurchdringlich, unzerreißbar, ein Schutz vor allem Schmerz.

»Mutti, das kann man doch lernen! Guck dir Grace Kelly an. Erst Schauspielerin. Jetzt ist sie Prinzessin …«

»Dafür muss man gemacht sein.«

»Und wofür bin ich dann bitte gemacht?«

»Du bist eine normale, junge Frau, die einen normalen Mann braucht. Vielleicht einen Handwerker. Dachdecker verdienen sehr gut.« Eva schnaubte empört, sie wollte sich abfällig über jegliche Art von Handwerkern äußern, doch da blieb ihr Blick an einer kleinen Schwarz-Weiß-Fotografie in der Zeitung hängen. Es zeigte zwei der Männer, mit denen sie gestern eine Stunde lang in einem verrauchten Zimmer zusammen gewesen war: den hellblonden jüngeren Mann und den älteren Mann mit der komischen Sturmfrisur. Sie unterhielten sich ernst. Die Bildunterschrift lautete: ›Der leitende Staatsanwalt und der Generalstaatsanwalt im vorbereitenden Gespräch.‹ Eva begann, den einspaltigen Artikel zu lesen. Offensichtlich sollte in der Stadt noch in dieser Woche ein Prozess gegen ehemalige SS-Angehörige eröffnet werden.

»Eva? Hörst du mir nicht zu? Ich rede mit dir! Was ist mit dem Peter Rangkötter? Der hat dir doch so lange den Hof gemacht. Fliesenlegern geht nie die Arbeit aus.«

»Mutti, glaubst du im Ernst, ich will jemals Frau Rangkötter genannt werden?« Stefan kicherte und wiederholte fröhlich, das kleine Kinn voller Honig: »Frau Rangkötter! Frau Rangkötter!« Eva beachtete ihren Bruder nicht, sie zeigte auf den Artikel und sah ihre Mutter an. »Hast du das mitbekommen, mit diesem Prozess? Das war der Auftrag gestern.« Edith nahm die Zeitung in die Hand, betrachtete die Fotografie und überflog den Artikel. »Das ist alles schlimm, was da war. Im Krieg. Aber man möchte das doch gar nicht mehr wissen. Und warum muss das gerade in unserer Stadt sein?« Edith Bruhns faltete die Zeitung zusammen. Eva sah ihre Mutter überrascht an. Sie klang, als ginge sie das etwas an. »Warum denn nicht?« Ihre Mutter antwortete nicht. Sie stand stattdessen auf und begann, das schmutzige Geschirr abzuräumen. Dabei machte sie ihr verschlossenes Gesicht, das ›Zitronengesicht‹, wie Stefan es nannte. Sie schaltete den Boiler über der Spüle ein, um heißes Wasser zu bereiten.

»Kannst du heute unten helfen, Eva, oder hast du einen Auftrag?«

»Ja, kann ich. Vor Weihnachten ist es mau. Und der Chef fragt immer zuerst Karin Melzer. Weil die immer so spitze Büstenhalter trägt.«

»Psst«, machte Edith mit Blick auf Stefan, aber der feixte nur.

»Als wie wenn ich nicht weiß, was ein Büstenhalter ist.«

»Als wenn ich nicht weiß«, verbesserte Edith. Das Wasser im Boiler begann zu simmern. Edith stapelte das Geschirr im Becken.

Eva schlug die Zeitung wieder auf und las den Artikel zu Ende: 21

Männer waren angeklagt, sie hatten alle in einem Lager in Polen gedient. Der Prozessbeginn war mehrfach verschoben worden. Der Hauptangeklagte, der letzte Kommandant des Lagers, war ihnen dabei schon weggestorben. Jetzt war statt seiner der Adjutant angeklagt, ein Hamburger Kaufmann mit tadellosem Leumund. Im Prozess sollten 274 Zeugen gehört werden. In dem Lager sollten angeblich Hunderttausende Menschen, »Buuh!« Plötzlich schlug Stefan von unten gegen die Zeitung, einer seiner Lieblingsscherze. Und wie jedes Mal erschrak Eva heftig, sie warf die Zeitung beiseite und sprang auf. »Na, warte!« Stefan stürmte aus der Küche, Eva lief hinterher. Sie jagte ihren kleinen Bruder durch die Wohnung, fing ihn schließlich in der Stube ein, hielt ihn fest und drohte damit, ihn gnadenlos zu zerquetschen wie eine lästige Laus. Und Stefan schrie genüsslich und schrill auf, sodass die Kristallgläser im Büfettschrank zitterten.

In der Küche stand Edith weiter am Spülbecken und blickte auf den Wasserboiler. Das Wasser darin kochte jetzt laut und beunruhigend. Das schmutzige Geschirr wartete im Becken. Aber Edith rührte sich nicht. Sie blickte reglos auf die großen, heißen Blasen, die hinter dem Glas tanzten.

Zur selben Zeit herrschte in den Büros der Staatsanwaltschaft eine Stimmung wie in einem Theater kurz vor einer Uraufführung. David Miller versuchte, gelassen und professionell zu wirken, als er den Flur betrat. Aber er wurde sofort von der fiebrigen Welle erfasst: Alle Bürotüren standen offen, Telefone schellten, pastellfarbene Fräuleins balancierten Aktentürme oder schoben Dokumente auf quietschenden Rollwagen über das Linoleum. Über die ganze Länge des Flurs waren Ordner ausgelegt, dunkelrote und schwarze, sie sahen aus wie umgefallene Dominosteine. Rauchschwaden quollen aus den Zimmern. Diese erinnerten David an Windhunde, die wie in Zeitlupe über dem nervösen Chaos schwebten und sich auflösten, bevor sie den falschen Hasen jagen konnten. David lachte beinahe. Es war ihm unangenehm, er fand es zynisch, aber er freute sich. Er war dabei. Aus 49 Bewerbern für das Referendariat waren nur acht ausgewählt worden. Darunter er, obwohl er erst im letzten Jahr in Boston sein Staatsexamen gemacht hatte. David klopfte an die offene Tür des Büros des leitenden Staatsanwalts. Der stand mit dem Hörer in der Hand, eine glühende Zigarette zwischen den Fingern, telefonierend am Schreibtisch. Durch die beschlagenen Fenster sah man im Hof die Umrisse eines Baustellenkrans aufragen. Der Hellblonde nickte David knapp zu und sah wie jedes Mal so aus, als müsse er sich mühsam ins Gedächtnis rufen, wer David eigentlich war. David trat ein.

»Vom Vorsitzenden Richter hängt die Länge des Prozesses ab«, sprach der Hellblonde ins Telefon. »Und den Mann kann ich nicht einschätzen. Wenn er nach der allgemeinen Meinung geht, dann wird

vertuscht und relativiert, dann sind wir in vier Wochen durch. Aber die Staatsanwaltschaft wird auf eine gründliche Beweisaufnahme drängen. Ich persönlich gehe also eher von vier Monaten aus.«, »Ja, das schenke ich Ihnen. Können Sie schreiben.« Der Hellblonde legte den Hörer auf und zündete sich am Stummel seiner Zigarette eine neue an. Seine Hände blieben dabei ganz ruhig. David hielt sich nicht mit einer Begrüßung auf:

»Hat er sich gemeldet?«

»Wer?«

«Die Bestie?«

»Nein. Und ich würde es bevorzugen, Herr Miller, wenn Sie mit solch wertenden Bezeichnungen zurückhaltender wären. Das überlassen wir dann dem Publikum.«

Aber David wischte die Zurechtweisung mit einer Handbewegung weg. Er konnte nicht verstehen, dass der Staatsanwalt so gelassen blieb. Einer der Hauptangeklagten war vor drei Monaten aus gesundheitlichen Gründen von der Untersuchungshaft freigestellt worden. Nun konnten sie ihn seit fünf Tagen unter seiner angegebenen Adresse nicht erreichen. Und am Freitagmorgen war Verhandlungsbeginn.

»Aber dann muss jetzt die Polizei eingeschaltet werden! Die müssen die Fahndung einleiten!«

»Haben wir leider keine rechtliche Grundlage. Noch hat der Prozess nicht begonnen.«

»Mensch, der setzt sich ab! Wie die ganzen anderen, nach Argentinien und –«

»Wir brauchen dieses Fräulein. Die von gestern. Wie hieß die?«, unterbrach ihn der Hellblonde. David zuckte unwillig mit den Schultern, obwohl er wusste, wer gemeint war. Der andere wartete die Antwort nicht ab.

»Sie lassen den Dombreitzki nicht ausreisen.«

»Dommitzki.«

»Genau den. Es wird zwar schon verhandelt, aber er sitzt. In einem polnischen Gefängnis. Eine Einigung kann Monate dauern.«

»Ich glaube nicht, dass ausgerechnet ein deutsches Fräulein für so eine verantwortungsvolle Position geeignet ist. Herr Staatsanwalt«, wurde David eindringlich, »wir sind doch vollständig abhängig von den Übersetzern. Die können uns ja sonst was erzählen …«

»Sie wird einen Eid leisten. Und man kann es auch so sehen: Eine Frau könnte auf die Zeugen beruhigend wirken. Und das brauchen wir: Zeugen, die sich sicher fühlen! Von denen wollen wir alles wissen, die müssen alles erzählen, die müssen nervlich durchhalten! Also, fahren Sie gleich hin. Sie wissen noch die Adresse?« David nickte zögernd und ging langsam hinaus.

Der Hellblonde setzte sich wieder. Dieser Miller war zu eifrig, zu verbissen. Er hatte das Gerücht gehört, dass Millers Bruder im Lager umgekommen war. Wenn da etwas dran war, war es nicht gut. Denn dann müssten sie ihn wegen Befangenheit austauschen. Andererseits brauchten sie engagierte junge Leute wie ihn, die Tag und Nacht die Tausenden von Dokumenten durcharbeiteten, Daten, Namen und Ereignisse verglichen, die halfen, Ordnung zu halten, in dieser Übermenge an Stimmen. Der Hellblonde sog den Rauch seiner Zigarette tief ein, hielt einen Moment lang die Luft an und wandte sich zum Fenster. Im Hof drehte der schemenhafte Baukran seine Kreise.

Im halbdunklen, hohen Gastraum des ›Deutschen Hauses‹ wischte Eva den Fußboden. Ihr Vater, der sich inzwischen von seinem Schönheitsschlaf erhoben hatte, wienerte in seiner Küche. Dort lief das Radio. Ein Schlager schepperte herüber, zu dem Eva schon mit Jürgen getanzt hatte. Peter Alexander sang: »Komm mit mir nach Italien!« Jürgen tanzte gut. Und er roch so gut, nach Harz und Seeluft. Er hielt sie so fest beim Tanzen. Er wusste immer, was richtig und was falsch war. Eva schluckte. Sie stieß ihn in Gedanken von sich, wütend und enttäuscht. Jürgen, der sie seit einem halben Jahr jeden Morgen um elf Uhr von seinem Schreibtisch aus anrief, hatte sich heute zum ersten Mal nicht gemeldet. Eva klatschte den nassen Scheuerlappen auf die Dielen. Sie beschloss, wenn er sich bis zwei Uhr nicht gemeldet hatte, Jürgen nicht wiederzusehen. Sie würde ihm außerdem seine Briefe, das weißgoldene Armband, die Hirschlederhandschuhe, die Angoraunterwäsche (sie hatte im November eine halbseitige Lungenentzündung gehabt, und Jürgen war sehr besorgt gewesen), den Hesse-Gedichtband und … Wumm-wumm-wumm! Jemand klopfte gegen die verschlossene Eingangstür. Eva drehte sich um: ein Mann, ein junger Mann. Jürgen, der ganz außer der Reihe, weil ihn die Gefühle für sie übermannten, seinen Schreibtisch verlassen hatte, um hier und heute um ihre Hand anzuhalten. Auf Knien. Eva stellte den Scheuerbesen zur Seite, zog schnell den Kittel aus und ging zur Tür. Alles war gut. Aber da erkannte Eva durch die Scheibe den unfreundlichen Mann von gestern. David Miller. Eva öffnete irritiert. »Wir haben heute Ruhetag!« David zuckte mit den Schultern und sah sie unbeeindruckt an. »Ich komme im Auftrag …« Eva stellte verwundert fest, dass David keine Spur im frischen Schnee hinterlassen hatte, als sei er zur Tür geflogen. Seltsam.

»Der leitende Staatsanwalt schickt mich.«

Eva machte zögernd eine einladende Geste. David trat ein. Sie blieben vor dem Tresen stehen, in der Küche gab jetzt ein italienischer Tenor seinen ganzen Schmelz. Eva hätte mitsingen können. »Sieben Tage in der Woche will ich bei dir sein.«

»Der Dolmetscher kann nicht einreisen, jedenfalls noch nicht. Er wurde als politisch nicht zuverlässig eingestuft, und er muss seine Angelegenheiten klären. Und wir brauchen eine Vertretung. Am Freitag ist Verhandlungsbeginn.« Eva war überrumpelt: »Sie meinen, ich soll übersetzen?«

»Ich nicht. Ich bin nur im Auftrag hier.«

»Ja … Und wie lange wird das dauern? Eine Woche?«

David sah Eva fast mitleidig an. Er hatte hellblaue Augen, und seine linke Pupille war größer als die rechte. Vielleicht lag es am Lichteinfall, vielleicht ein angeborener Fehler. Es gab ihm einen unsteten, suchenden Ausdruck. ›Und er wird sich nie finden‹, dachte Eva unwillkürlich, ohne dass sie einen Sinn in diesem Gedanken sah.

»Haben Sie schon mit meiner Agentur gesprochen? Mit meinem Chef, mit Herrn Körting?«

Doch David schien die Frage nicht gehört zu haben. Er wich zurück, als habe Eva ihm einen Schlag versetzt, und lehnte sich gegen den Tresen.

»Ist Ihnen nicht gut?«

»Ich habe vergessen zu frühstücken. Geht gleich wieder.«

David atmete durch. Eva trat hinter den Tresen und füllte aus dem Hahn ein Glas Wasser ab. Sie reichte ihm das Glas, er trank einen Schluck. Sein Blick fiel dabei auf die gegenüberliegende Wand, die war eng behängt mit signierten Schwarz-Weiß-Porträts. Es waren Männer und Frauen, meist lokale Berühmtheiten, nahm er an, Schauspieler, Fußballer, Politiker, die das ›Deutsche Haus‹ besucht hatten. Sie lächelten David zu und zeigten ihm ihre beste Seite. David kannte keinen Einzigen von ihnen. Er richtete sich auf und stellte das halb leere Glas auf den Tresen.

»Melden Sie sich hier.« David reichte Eva eine Visitenkarte mit dem Namen des Generalstaatsanwalts und einer Adresse und Telefonnummer. »Und falls Sie zusagen, lernen Sie schon mal das notwendige Vokabular.«

»Was meinen Sie? Militärische Bezeichnungen?«

»Alle denkbaren Worte dafür, wie man einen Menschen töten kann.«

David drehte sich abrupt um und verließ die Gaststätte. Eva schloss langsam die Tür hinter ihm.

Ihr Vater war inzwischen aus der Küche gekommen, in seiner weißen Jacke, der dunklen Hose, seine Kochmütze auf dem Kopf. Er hatte sich ein rot kariertes Geschirrhandtuch über die Schulter geworfen. ›Er sieht aus wie ein Clown, dem gleich aus einer Kanone eine Ladung Spaghetti mit Tomatensoße ins Gesicht geschossen wird‹, dachte Eva.

»Wer war das? Was wollte der? Noch ein Anwärter etwa, meine

liebe Tochter?« Ludwig zwinkerte, dann ging er vor dem Tresen auf die Knie und begann, mit dem Geschirrhandtuch an der Blechblende zu polieren, die das Holz des Tresens vor Fußtritten schützen sollte. Eva schüttelte ungeduldig den Kopf: »Vati, ihr habt wirklich nur eins im Kopf! Es geht um eine Arbeit. Als Dolmetscherin im Gericht.«

»Das hört sich ja hauptsächlich an.«

»Es ist ein Prozess gegen SS-Offiziere, die in diesem Lager gearbeitet haben.«

»Was für ein Lager?«

»Auschwitz.«

Der Vater polierte weiter an der Blende, als habe er sie nicht gehört. Eva blickte einen Moment lang auf seinen Hinterkopf, an dem die Haare spärlicher wurden. Alle acht Wochen schnitt sie ihrem Vater in der Küche das Haar. Er konnte nicht lange stillhalten und zappelte wie ein kleiner Junge. Es war jedes Mal eine mühsame Prozedur, aber zum Friseur wollte Ludwig nicht gehen. Auch Eva hatte eine regelrechte Abneigung gegen Friseurgeschäfte. Sie fürchtete wie ein kleines Kind, dass das Haareschneiden dort wehtun könnte. ›Nervöse Beklopptheit‹ nannte Annegret Evas Furcht. Eva griff wieder nach dem Scheuerbesen, nach dem Lappen, tauchte ihn in den Eimer, wrang ihn mit den Händen aus. Das Wasser war nur noch lauwarm.

Später am Abend saßen die Eltern in der Stube. Ludwig links in seiner abgeschabten Sofaecke, Edith in ihrem kleinen gelben Sessel, dessen Samt ursprünglich einmal golden geleuchtet hatte. Purzel lag eingerollt in seinem Körbchen. Manchmal bellte er leise im Traum. Im Fernseher lief die ›Tagesschau‹, ein Sprecher verlas die Meldungen, wozu kleine Bilder eingeblendet wurden. Ludwig kommentierte wie üblich jeden Beitrag. Edith hatte eine Handarbeit hervorgeholt. Sie stopfte ein Loch in Stefans orangefarbenem Handschuh, angeblich hatte sich Purzel wieder einmal darin verbissen. Der Sprecher berichtete über das größte Deichbauvorhaben der Bundesrepublik. Nach einer Bauzeit von nur vier Monaten war die letzte Lücke des drei Kilometer langen Schutzdeiches am Rüstersieler Watt geschlossen worden. Eine Abbildung zeigte jede Menge Sand.

»Rüstersiel«, sagte Ludwig mit leichtem Heimweh in der Stimme. »Weißt du noch, wie wir da mal Scholle gegessen haben?«

Edith sah nicht auf und machte »Mmh«.

»Bei einem Brand in einer Gemäldegalerie in Detroit fallen 35 Gemälde des spanischen Malers Pablo Picasso den Flammen zum Opfer. Der Schaden beträgt umgerechnet etwa zwei Millionen DM«, verlas der Sprecher. Hinter ihm erschien ein kubistisches Gemälde, das auf dem kleinen Schwarz-Weiß-Fernseher keine Wirkung hatte.

»Das macht fast 60 000 Mark pro Bild! Warum diese Bilder so teuer sein sollen, das weiß auch nur der liebe Gott.«

Edith erwiderte: »Davon verstehst du nichts, Ludwig.«

»Nee, und das ist man auch gut so.«

»Auf Anordnung von Bundesinnenminister Hermann Höcherl wird der ehemalige SS-Hauptsturmführer Erich Wenger aus dem Bundesamt für Verfassungsschutz in das Verwaltungsamt nach Köln versetzt.« Die Wand hinter dem Sprecher blieb grau. Man erfuhr nicht, wie Erich Wenger aussah. Die Eltern schwiegen. Sie atmeten im gleichen Rhythmus. Es folgte der Wetterbericht mit einer Deutschlandkarte voller weißer Kristalle. Es würde weiter schneien.

»Se soll man snell düssen Schoormann hoiraaten«, sagte Ludwig in breitestem Platt. Edith zögerte. Aber dann antwortete sie: »Ja. Ist wohl das Beste.«

In der Schoormann'schen Villa saß Jürgen mit seinem Vater und dessen zweiter Frau beim Abendbrot. Sie aßen wie jeden Abend erst um halb neun, das brachte der Versandhandel mit sich. Jürgen hatte bis in den Abend hinein mit seinen Mitarbeitern am neuen Katalog gearbeitet. Jetzt beobachtete er seinen Vater, der ihm gegenübersaß und misstrauisch sein Käsebrot sezierte. Sein Vater wurde zusehends weniger, er war immer ein massiger Mensch gewesen, nun schrumpfte er zu einem Männlein zusammen. ›Wie eine Weintraube, die in der Sonne zur Rosine wird‹, dachte Jürgen. Brigitte saß dicht neben seinem Vater, strich ihm über die Wange und legte die Käsescheibe zurück auf das Brot: »Es ist Schweizer Käse, Walli, den magst du.« »Die Schweiz ist wenigstens neutral.« Walther Schoormann biss vorsichtig von seinem Brot ab und kaute. Manchmal vergaß er zu schlucken. Brigitte nickte ihm dann aufmunternd zu. ›Sie ist ein Segen‹, dachte Jürgen. Er war sich sicher, seine Mutter wäre auch mit ihr einverstanden. Die erste Frau Schoormann, deren diffus zartes Gesicht eine Fotografie auf dem Sideboard zeigte, war im März '44 bei einem Luftangriff auf die Stadt ums Leben gekommen. Jürgen, zehn Jahre alt, war zu der Zeit aufs Land zu Bauern auf einem Hof im Allgäu verschickt gewesen. Der Sohn des Bauern hatte ihm gesagt, dass seine Mutter verbrannt wäre, dass sie wie eine Fackel durch die Straßen gelaufen wäre. Schreiend. Jürgen hatte gewusst, der Junge wollte ihn quälen. Aber das Bild hatte er nicht vergessen können. Er begann, alles zu hassen. Selbst den lieben Gott. Und dabei wäre er beinahe verloren gegangen. Sein Vater hatte zur selben Zeit im Gefängnis gesessen, als Mitglied der Kommunistischen Partei hatte die Gestapo ihn im Sommer '41 abgeholt. Zwei Monate nach Kriegsende stand er eines frühen Morgens mitten auf dem Allgäuer Hof und wollte seinen Sohn abholen. Jürgen war aus dem Haus geschossen, hatte seinen Vater umarmt, ihn nicht mehr losgelassen und so lange und heftig geweint, dass selbst der Sohn des Bauern am Ende Mitleid mit ihm gehabt hatte. Walther Schoormann hatte damals nichts erzählt, und er

sprach auch heute nicht über seine Zeit im Gefängnis. Doch seit er erkrankt war, saß er oft Stunden in dem kleinen Gartenschuppen auf einem Hocker und blickte auf das vergitterte Fenster, als sei er ein hoffnungslos Gefangener. Wenn Brigitte oder Jürgen ihn dann am Arm nehmen und hinausführen wollten, wehrte er sich. Jürgen war das ein Rätsel, aber Brigitte hatte gesagt, vielleicht wollte der Vater so mit etwas fertigwerden, das er erlebt hatte. Walther Schoormann schluckte, er nahm nachdenklich einen weiteren Bissen. Das Käsebrot schmeckte ihm. Als ehemaliger Kommunist und späterer Großunternehmer war er ein bestauntes Unikum. Er hatte allerdings immer betont, gerade wegen seiner sozialen Einstellung habe er nach dem Krieg Erfolg gehabt. Er wollte den Menschen, die alles verloren hatten, mit günstigen Waren helfen. Günstig deshalb, weil er die Händler umging, den Vertrieb einsparte, die Miete, die Mitarbeiter, und direkt in die Haushalte lieferte. Der ›Schoormann Versand‹ wuchs innerhalb von zehn Jahren zu einem Unternehmen mit 650 Mitarbeitern an, deren gute Behandlung und soziale Sicherheit Walther Schoormann immer im Blick hatte. Mitte der Fünfzigerjahre baute er dann am Taunushang ein Haus, das etwas zu groß geriet. Die vielen Räume waren zu nichts zu gebrauchen, das Schwimmbad wurde nur im ersten Jahr mit Wasser gefüllt. Dann lag das blau gekachelte Becken ungenutzt und leer da. Nachdem Walther Schoormann vor fünf Jahren zum zweiten Mal geheiratet hatte, eines der Mannequins, die im Schoormann-Katalog die Unterwäsche präsentierten, dreißig Jahre jünger, lebensklug und immer zuversichtlich, gab es wenigstens eine Person im Haus, die den Luxus genoss. Das Becken wurde neu mit Wasser gefüllt, Brigitte schwamm täglich ihre Runden. Und im ganzen Haus roch es wieder sanft nach Chlor. ›Auch Eva würde hier wohnen und vielleicht schwimmen‹, dachte Jürgen. Eva. Er wusste, dass sie auf seinen Anruf wartete. Aber etwas, das er nicht greifen konnte oder wollte, hielt ihn davon ab. Schon von klein auf hatte Jürgen Pfarrer werden wollen. Die eingängigen Rituale, der betäubende Duft des Weihrauchs, die prächtigen Gewänder und die unendlich hoch scheinenden Kirchenschiffe hatten ihn fasziniert. Und Gott gab es zweifellos. Seine gläubige Mutter hatte seine Neigung unterstützt und schon mit dem fünfjährigen Jürgen Gottesdienst gespielt. Sie hatte ihm einen lilafarbenen Talar genäht, und wenn er an seinem kleinen Kinderzimmertisch stand und deklamierte »O du Lamm Gottes …«, hatte sie die ganze Gemeinde vertreten und demütig »Hosiana« geantwortet. Nur mit brennenden Kerzen und Räucherstäbchen durfte er nicht hantieren. Der Vater, ein überzeugter Atheist, hatte das Schauspiel immer belächelt. Doch als Jürgen kurz vor dem Abitur den Wunsch äußerte, Theologie zu studieren, war es zu etlichen

Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn gekommen. Letztlich aber hatte sich Walther Schoormann dem Wunsch seiner verstorbenen Frau gefügt. Jürgen durfte sein Studium beginnen. Seit zwei Jahren war nun alles anders. Man konnte den Vater nicht mehr alleine lassen, die Firma hatte unter einigen der neuen Geschäftsführer empfindlich gelitten, und Jürgen hatte seinen Lebensplan für das Lebenswerk des Vaters aufgegeben. Doch wenn er ehrlich war, hatte ihn auch die Vorstellung eines Lebens im Zölibat zunehmend verunsichert. Eva. Sie hatte in seiner Firma ein paar Mal die Korrespondenz mit den polnischen Zulieferern übersetzt. Zuerst war ihm ihr Haar aufgefallen, das sie entgegen der herrschenden Mode zu einem Dutt gebunden trug. Sie schien ihm auch sonst rührend altbacken und naiv. Sie würde sich führen lassen, sie würde sich dem Ehemann unterordnen. Er wollte Kinder mit ihr haben. Nur wusste er nicht, was geschehen würde, wenn er seinem Vater gestand, dass Evas Familie eine Gaststätte ausgerechnet in der Berger Straße betrieb. Dass die Bruhns evangelisch waren, war ein Pluspunkt. Aber eine Gaststätte im ›lustigen Dorf‹? Da konnte Eva noch so unschuldig sein, da könnte Jürgen noch so sehr betonen, dass die Wirtschaft im anständigen Teil der Straße liege. Ob oben oder unten, das konnte nur ein Bumslokal sein! Walther Schoormann war nicht nur ein sozialistischer Unternehmer, er war auch noch eins der seltenen Exemplare eines prüden Kommunisten.

»Jürgen, was ist so komisch? Darf ich mitlachen?« Der Vater sah ihn an, klar und direkt, so als wäre plötzlich eine Leitung in seinem Gehirn wieder freigeschaltet worden. Jürgen legte sein Besteck zur Seite.

»Weißt du, was Schurick mit in den Katalog aufnehmen wollte? Einen elektrischen Eilochstecher. Angeblich der letzte Schrei in Amerika.« Der Vater lächelte, Brigitte zuckte mit den Schultern. »Ich würde den kaufen.«

»Weil du alles kaufst.«

Walther Schoormann nahm Brigittes Hand und küsste diese schnell, aber liebevoll. Dann hielt er sie weiter fest. Jürgen sah über die beiden hinweg in den verschneiten, parkähnlich angelegten Garten. Die Außenlampen trugen Schneehauben. Die Büsche rührten sich nicht. Er musste Eva anrufen.

Eva saß an ihrem Schreibtisch, der ein ernsthaft brauchbares Möbelstück war, und versuchte sich an einem Brief an Jürgen. Sie formulierte Wut, Enttäuschung und Erpressung, und versuchte gleichzeitig, Liebe und Lust auf sie und ihren Körper und ihre Jungfräulichkeit zu entfachen (von der er ja nicht wusste, dass die nicht mehr existent war). Es war vergeblich. Sie knüllte wieder ein Blatt zusammen, saß einen Moment ratlos da und zog dann die

Visitenkarte, die ihr David gegeben hatte, aus ihrer Rocktasche. Sie drehte diese unschlüssig in der Hand. Da klopfte es, Annegret trat herein. Sie trug ihren hellrosa Morgenmantel, war ungeschminkt und unfrisiert. Eva war dankbar für die Unterbrechung. Sie legte die Visitenkarte auf den Tisch.

»Musst du nicht zur Schicht?«

»Ich habe frei. Habe gestern eine Doppelschicht gemacht.« Annegret setzte sich schwer auf Evas Bett, lehnte sich mit dem Rücken gegen einen der Pfosten. Sie hatte eine Packung Salzstangen dabei, die sie in der Speisekammer gefunden hatte, und von denen sie jetzt immer ein ganzes Dutzend gleichzeitig nahm und abbiss.

»Wir haben einen Neugeborenen, ein Junge, zwei Wochen alt, der wäre beinahe gestorben, der war ganz dehydriert.«

»Schon wieder?«

»Ja, das ist langsam nicht mehr lustig. Da muss irgendwer Keime einschleppen. Die Ärzte, die scheren sich zu wenig um Hygiene. Aber die lassen sich ja nichts sagen. Ich habe acht Stunden bei dem Würmchen gesessen und ihm immer wieder Zuckerwasser eingeflößt. Tropfenweise. Am Ende war der kleine Kerl wieder ganz gut beieinander.«

Annegrets Blick fiel auf die zerknüllten Blätter.

»Hat er sich immer noch nicht gemeldet?«

Eva sagte nichts. Annegret zögerte. Sie zog ein Kartenspiel aus der Tasche ihres Morgenmantels und wedelte auffordernd damit. Eva setzte sich ihrer Schwester gegenüber auf das Bett. Annegret mischte die Karten mit ihren dicken, aber geschmeidigen Fingern schnell und geübt. Sie schnaufte leicht. Dann legte sie das Kartenspiel auf die Bettdecke zwischen sich und ihre Schwester: »Eine Frage stellen. Und abheben.«

»Wird Jürgen mich heiraten?«

Eva hob konzentriert ab. Annegret nahm den Kartenstapel und legte die Karten nach einem bestimmten Muster aus. Man sah, sie wusste, was sie tat. Eva bemerkte, dass ihre Schwester leicht nach Schweiß roch. Annegret war außerordentlich reinlich. Ihre Eltern hielten es für Wasserverschwendung, aber sie badete sich täglich. Dennoch bekam sie diesen leisen Hauch von Erbseneintopf in der Sonne nicht weg. Eva betrachtete sie voller Zärtlichkeit, wie sie so ernsthaft die Karten für sie legte. ›Ich hab dich lieb‹, wollte Eva sagen. Aber das teilten sie einander nicht mit. Und es hätte wie Mitleid geklungen, wie eine Herablassung. Deshalb ließ sie es. Annegret zog einen weiteren Stoß Salzstangen aus der Tüte und biss krachend hinein. Sie betrachtete kauend das gelegte Kartenbild:

»Herzdame oben links. Du wirst eine Königin, eine Millionärsgattin. Wenn du es nicht versaust. Hier liegt die Piksieben.

Das heißt, du kannst es noch verbocken.«

»Das hilft mir jetzt ungemein, Ännchen. Wo ist Jürgen, was denkt er? Liebt er mich?«

Annegret nahm die Karten wieder zusammen. »Jetzt mischst du. Dann auslegen. Die zwölfte Karte ist Jürgen.«

Eva mischte um ihr Leben, ein paar Karten flogen ihr weg. Sie musste lachen. Annegret blieb ernst. Dann legte Eva die Karten aus und zählte dabei leise bis zwölf.

»Wieso zählst du auf Polnisch?«

»Gilt das nicht?«

»Doch, aber ich finde es komisch.«

Eva zögerte, die zwölfte Karte umzudrehen. Sie sah Annegret an.

»Weißt du, was wirklich komisch ist?«

»Das ganze Leben in seinem totalen Ausmaß?«

»Ich konnte die Zahlen auf Polnisch schon immer. Also, schon bevor ich in die Übersetzerschule gegangen bin. Vielleicht war ich in einem früheren Leben mal Polin?«

»Wen interessiert dein früheres Leben, Evikleinchen? Zeig mir deinen Jürgen. Komm, trau dich!«

Eva dreht die Karte um. Es war die Herzacht. Eva blickte ratlos darauf. Annegret grinste.

»Also, meine schöne Schwester, du kannst dich noch so bescheuert benehmen, der Mann kommt nie mehr los von dir!«

»Und warum bitte …?!«

»Die Farbe ist Herz, die Acht das Symbol der Unendlichkeit.«

»Könnten auch Handschellen sein«, sagte Eva. Annegret nickte: »So oder so, deine Tage hier sind gezählt.«

Annegret sammelte mit gesenktem Blick die Karten ein. Sie sah plötzlich aus wie ein trauriger Kloß. Eva strich ihr über die Wange. »Darf ich auch eine Salzstange?« Annegret blickte auf und lächelte schief.

Später lagen die Schwestern im Halbdunkel nebeneinander, kauten die letzten Salzstangen und betrachteten den zart zitternden Don Quijote an der Decke.

»Weißt du noch, als wir den Film im Kino gesehen haben?«, fragte Eva. »Wie dieser alte Mann da auf die Mühle losging mit seiner Lanze. Und er hat sich verfangen in dem Flügel. Und er wurde mitgerissen und drehte sich mit der Mühle und schrie. Ich fand das so schrecklich, mir wurde ganz schlecht.«

»Kinder finden es immer unheimlich, wenn Erwachsene die Kontrolle verlieren.«

»Annegret, soll ich das machen, diesen Auftrag? Ich meine, bei diesem Prozess übersetzen? Das ist –«

»Ich weiß schon. Ich würde das nicht machen. Oder willst du

dabei mithelfen, Gräuelmärchen zu verbreiten?«

»Was für Gräuelmärchen? Was meinst du?«

Da stand Annegret auf, sie wurde kalt und stumm, und ging grußlos hinaus. Eva kannte das. Jetzt würde ihre Schwester in die Küche gehen und sich richtig vollstopfen. Das Telefon im Flur klingelte. Eva sah auf die Uhr. Halb elf. Ihr Herz begann zu klopfen. Sie sprang aus dem Zimmer und erreichte vor ihrer Mutter den Apparat. Und es war tatsächlich Jürgen.

»Guten Abend, Eva.«

Eva bemühte sich, kühl zu klingen, beiläufig. »Guten Abend. Etwas spät für einen Anruf.« Aber es kam heiser heraus.

»Geht es dir gut, Eva?«

Eva schwieg.

»Ich entschuldige mich. Es tut mir leid. Aber es ist ja für den Rest unseres Lebens.«

»Das weiß ich auch.«

Sie schwiegen, bis Jürgen fragte: »Gehst du mit mir morgen Abend ins Kino?«

»Ich habe keine Zeit. Ich muss mich noch auf meine neue Arbeit vorbereiten.«

»Was für eine Arbeit? Ein Auftrag?«

»Eine längeres Engagement. Ich muss mich ja versorgen. Ich kann nicht ewig meinen Eltern auf der Tasche liegen. Ich muss Geld verdienen.«

»Eva, ich hole dich morgen um sieben Uhr ab!«

Es klang streng. Eva legte auf. Annegret kam kauend aus der Küche, mit einem frischen, dunklen Fleck auf dem hellen Morgenmantel, und sah Eva fragend an. Eva zuckte in komischer Verzweiflung mit den Schultern, aber sie lächelte. Annegret sagte:

»Siehst du, die Karten lügen nicht.«

Am nächsten Morgen machte sich David Miller ohne Anweisung der Staatsanwaltschaft, ohne jegliche offizielle Erlaubnis, mit einem Mietwagen, für den er sein halbes Monatsgehalt hingelegt hatte, auf den Weg nach Süden. Sein Ziel: Hemmingen bei Stuttgart. Dort war einer der Hauptangeklagten laut Ordnungsamt gemeldet, der Leiter der politischen Abteilung im Lager, die Bestie. David hatte alle Gesprächsprotokolle und Anschuldigungen zu diesem Angeklagten Nummer vier gelesen und für die Anklage ausgewertet. Wenn nur ein Bruchteil der Vorwürfe stimmte, dann war dieser kaufmännische Angestellte zu keiner menschlichen Regung fähig. Seit Tagen versuchte die Staatsanwaltschaft, den Mann telefonisch zu erreichen. Vergeblich. Und das so kurz vor Prozessbeginn. Während er durch ein winterliches Süddeutschland rauschte, fühlte sich David im Recht, seinem Verdacht nachzugehen, dass der Angeklagte sich abgesetzt

hatte. Er fuhr auf der Überholspur und viel zu schnell. Die Landschaft, die Hänge, Wälder und vereinzelten Gehöfte links und rechts der Autobahn huschten vorbei und sahen aus wie eine Spielzeuglandschaft im Vergleich zum erwachsenen Kanada. Einmal geriet David ins Schleudern, als er plötzlich abbremsen musste. Er zwang sich, sein Tempo zu drosseln. ›Wenn ich jetzt auf einer Hitlerautobahn ums Leben komme, das hätte schon eine gewisse Ironie …‹, dachte er und grinste.

David wollte Heidelberg umfahren. Doch er geriet mitten in die Stadt hinein und verfing sich im Netz der Straßen. Er überquerte dreimal dieselbe Brücke und sah wie in einem Albtraum immer wieder das mächtige Stadtschloss vor sich auftauchen, wenn er glaubte, auf dem richtigen Weg zu sein. David fluchte, fand keinen Stadtplan in seinem Autoatlas und wollte sich dieser deutschen Stadt schon ergeben. Da entdeckte er an einer Ampel einen Wagen vor sich, der ein französisches Kennzeichen trug. David folgte dem fremden Wagen in der Hoffnung, dass dieser ihn aus der Stadt geleiten würde. Der Plan ging tatsächlich auf, und nach einer sinnlos durchirrten Stunde wurde Davids Wagen wieder von Wäldern und Feldern umfangen.

In Hemmingen, einer verschlafenen Kleinstadt, fragte er aus dem Autofenster heraus einen Menschen, der sich vorsichtig über den Schnee dahintastete, nach dem Weg. Kurz darauf hielt David im Tannenweg vor der Nummer 12. Das Haus war gepflegt, ein typisches Einfamilienhaus in einer Arbeitersiedlung, gebaut noch vor dem Krieg, wie David annahm. Es war wie alle anderen in der Nachbarschaft weiß verputzt, schlicht und hatte einen umlaufenden, dunklen Balkon mit kahlen Blumenkästen. Vor der Garage stand kein Wagen. David stieg aus, ging durch den verschneiten Vorgarten und klingelte an der Haustür, ein Namensschild konnte er nicht entdecken. Er wartete. Hinter der kleinen vergitterten Scheibe in der Tür blieb es still. Er klingelte wieder, zweimal, sah sich um. Im kleinen Vorgarten standen kahle Sträucher. Einige mit alten Säcken abgedeckte Rosen sahen aus wie vermummte, knochige Gestalten. Sie schienen darauf zu warten, sich auf ihn zu stürzen, wenn er nur einen Moment lang unaufmerksam wäre. David hörte im Haus eine Tür klappen. Er klingelte wieder, diesmal ließ er den Finger auf dem Klingelknopf. Da öffnete sich die Tür langsam einen Spalt, sie war von innen mit einer Sicherheitskette verhängt. »Mein Mann ist nicht da.« David erkannte das aparte Gesicht einer dunkelhaarigen Frau um die sechzig, die ihn aus mandelförmigen, leicht trüben Augen ansah. ›Eine verwelkte Schönheit‹, dachte David. »Wo ist er denn?«

»Wer sind Sie?« Die Frau sah David misstrauisch an.

»Es geht um den Prozess. Wir können Ihren Mann nicht erreichen …«

»Sind Sie Ausländer?«

David war einen Moment lang aus dem Konzept gebracht. »Mein Name ist David Miller. Ich arbeite als Referendar für die Staatsanwaltschaft.«

»Dann weiß ich ja, wes Geistes Kind Sie sind. Hören Sie mir mal zu, Herr David!«, empörte sich die Frau durch den Spalt. »Was Sie da machen, das ist einfach ungehörig! Diese ungeheuerlichen Lügen, die Sie da aufbringen über meinen Mann. Wenn Sie wüssten, wie mein Mann sich immer eingesetzt hat, was mein Mann für ein Mensch ist. Er ist der beste Vater und beste Ehemann, den man sich wünschen kann. Wenn Sie meinen Mann kennen würden …«

Während die Ehefrau weiter nur Gutes über ihren Mann verlauten ließ, dachte David an die Schilderung einer Zeugin, die sie für die Anklage zu Protokoll genommen hatten. Sie hatte im Lager als Sekretärin für den Angeklagten arbeiten müssen. Sie beschrieb einen jungen Häftling, den der Angeklagte Nummer vier über Stunden in seinem Büro in der politischen Abteilung verhört hatte. »Das war am Ende, als er mit ihm fertig war, kein Mensch mehr. Das war nur noch ein Sack. Ein blutiger Sack.«

»Wenn Sie mir nicht sagen, wo er sich aufhält, dann muss ich die Polizei verständigen. Sie wollen doch nicht, dass er von der Polizei abgeholt wird? Wie ein Verbrecher, der er ja nicht ist, wie Sie sagen.«

»Er hat sich nichts zuschulden kommen lassen!«

»Wo ist er?«

Die Frau zögerte, dann sagte sie ärgerlich: »Zur Jagd.«

Zwei Männer reiten langsam über eine zerklüftete Berglandschaft. Die Sonne gleißt, Wasserfälle stürzen herab, Greifvögel schrauben sich in die Lüfte. Schreien. Einer der Männer trägt einen Anzug aus Wildleder mit Fransen. Der zweite ein Indianerkostüm. Es ist Old Shatterhand mit seinem Blutsbruder Winnetou. Sie reiten schweigend, auf der Hut, um sich spähend. Denn irgendwo dort oben zwischen diesen Felsen lauern ihre Feinde und warten nur darauf, sie mit einem gezielten Schuss aus der Büchse zu töten.

Eva und Jürgen saßen in der zweiten Reihe der ›Gloria-Lichtspiele‹, die Köpfe in den Nacken gelegt. Einen besseren Platz hatten sie nicht ergattern können. Das Kino war bis auf den letzten Platz besetzt. ›Winnetou, der Häuptling der Apachen‹ war gerade erst in den Kinos angelaufen. Nach der Vorführung sollte zudem eine Autogrammstunde mit Ralf Wolter stattfinden. Er spielte den Sam Hawkens und war ein Publikumsliebling. Evas und Jürgens Gesichter reflektierten die bunten Schatten der Leinwand. Wieder schrie ein Adler. Oder ein Geier? Eva kannte sich mit Raubvögeln nicht aus. Da knallte plötzlich der erste Schuss. Eva erschrak und dachte genüsslich: ›Nirgends krachen die Schüsse so herrlich wie bei Winnetou.‹

Die Musik schäumte auf, und der Kampf ging los …

Später hatte das Gute gesiegt, und Eva und Jürgen schlenderten über den beleuchteten Weihnachtsmarkt, der Himmel war schwarz, die Luft eisig. Atemwolken bildeten sich vor ihren Gesichtern, wenn sie sprachen. Sie fühlten sich der Hitze der jugoslawischen Prärie sehr fern. Eva hatte auf ein Autogramm von Ralf Wolter verzichtet, Jürgen hätte sich ohnehin lieber den neuen Hitchcock-Film angesehen. ›Die Vögel‹. Eva hatte sich bei Jürgen eingehakt. Sie erzählte ihm von ihrem ersten Kinobesuch. ›Don Quijote‹. Wie der alte Mann schreiend am Windmühlenflügel gehangen hatte. Sie hatte Angst gehabt. Ihr Vater hatte sie leise getröstet: Solche Verrückten seien sehr selten. Eva sagte, ihr Vater könne sie immer beruhigen. Jürgen hörte nicht richtig zu. Er kaufte an einem Stand zwei Becher mit Glühwein. Als sie sich gegenüberstanden, wollte er mehr über den Auftrag wissen. Eva erzählte es ihm. Sie log allerdings und behauptete, sie hätte schon zugesagt. Jürgen hatte über den Prozess gelesen. »Eva, dieser Prozess, der kann sich doch ewig hinziehen.« »Umso besser. Ich werde wöchentlich bezahlt.« Eva war von dem halben Becher Glühwein schon etwas betrunken. Jürgen blieb ernst. »Und ich wünsche nicht, dass meine Frau arbeitet. Unsere Familie ist in der Stadt bekannt, das würde die Runde machen …«

Eva sah Jürgen provozierend an.

»Von welcher Frau redest du denn? Ich dachte, das Vorhaben wäre abgeblasen worden am letzten Sonntag.«

»Du solltest keinen Glühwein mehr trinken, Eva.«

»Meine Familie ist dir nicht fein genug! Gib’s zu!«

»Bitte, Eva, fang nicht wieder damit an. Ich finde deine Eltern sympathisch. Ich werde deinen Vater fragen.«

»Und überhaupt weiß ich nicht, ob mir das gefällt, wenn ich nicht mehr arbeiten darf. Ich bin eine moderne Frau!«

Aber Jürgen sprach weiter. »Unter einer Bedingung: wenn du in der Kanzlei absagst.« Jürgen sah Eva mit seinen dunklen Augen an, die sie so mochte. Sein Blick war ruhig und sicher. Er lächelte jetzt. Sie nahm Jürgens Hand, deren Wärme sie aber nicht spürte, weil sie beide Handschuhe trugen.

Nicht weit von ihnen begann eine Blaskapelle zu spielen: ›Es ist für uns eine Zeit angekommen‹. Marktbesucher blieben stehen und lauschten feierlich. Aber die älteren Herren bliesen so scheppernd und schief, dass Eva und Jürgen lachen mussten. Sie versuchten, es zu unterdrücken. Doch sie konnten gar nicht mehr aufhören. Bei jedem neuen schrägen Ton fing einer von ihnen wieder an und steckte den anderen an. Sie hatten schließlich beide Tränen in den Augen, obwohl es Evas Lieblingsweihnachtslied war.

Später auf dem Nachhauseweg, den sie zu Fuß gingen, sang sie es

Jürgen leise vor: »Es ist für uns eine Zeit angekommen, sie bringt uns eine große Freud'. Übers schneebeglänzte Feld wandern wir, wandern wir durch die weite, weiße Welt. Es schlafen Bächlein und See unterm Eise, es träumt der Wald einen tiefen Traum. Durch den Schnee, der leise fällt, wandern wir, wandern wir durch die weite, weiße Welt. Vom hohen Himmel ein leuchtendes Schweigen erfüllt die Herzen mit Seligkeit. Unterm sternbeglänzten Zelt wandern wir, wandern wir durch die weite, weiße Welt.«

Jürgen genoss es, wie Eva sich an ihn schmiegte und sich festhielt. Er dachte, wenn er jetzt das Gefühl benennen müsste, was er für sie hegte, würde er sagen können: ›Ich liebe sie.‹

Davids Wagen holperte über einen Waldweg, die Reifen drehten durch, ein Hinterreifen rutschte in ein Schlagloch. Der Ford bewegte sich nicht mehr weiter. David schaltete den Motor ab und stieg aus. Es war windstill, der Himmel sternenlos. Nur der Vollmond leuchtete kalt. David sah sich um und machte in der Ferne ein kleines Licht aus. Er klappte seinen Mantelkragen hoch und stapfte darauf zu. Der Schnee geriet ihm in die Halbschuhe und schmolz. Seine Socken waren schnell durchnässt. David ging weiter. Er kam zu einer einfachen Blockhütte, die Fenster waren mit Läden verschlossen. Wenig Licht drang durch die Ritzen. Er hörte nichts, nur ein leises Rauschen in den Wipfeln. Er zögerte und öffnete schließlich ohne anzuklopfen die Tür. Drei Männer in Jägergrün standen hier um eine aufgehängte Leiche. Alle drei sahen zur Tür. Keiner von ihnen schien erschrocken. Zwei der Männer tranken Bier aus der Flasche. Der dritte, hager, mit dem Gesicht eines alten Schimpansen, hatte ein langes Messer in der Hand. David erkannte in ihm den Angeklagten Nummer vier. Er war gerade dabei, ein Reh auszuweiden. Oder was auch immer an dem Haken von der Decke hing. Es könnte auch ein Mensch sein. In jedem Fall sah es aus wie ein blutiger Sack.

Der Angeklagte sah David fragend, aber freundlich an. »Sie wünschen?«

»Mein Name ist David Miller. Ich arbeite für den Generalstaatsanwalt.«

Der Mann nickte, als habe er so etwas erwartet. Einer seiner Jagdkumpane, ein rotgesichtiger, schon angetrunkener Mann ging dagegen drohend auf David zu, aber der Schimpanse hielt ihn zurück. »Was wollen Sie hier draußen um diese Zeit? Die Verhandlung fängt doch erst am Freitag an.«

»Wir versuchen seit Tagen, Sie zu erreichen.«

»Mach, dass du dich verziehst, Junge!«, sagte jetzt der zweite Kumpan.

David fixierte den Angeklagten. »Ich möchte, dass Sie gleich mitkommen, dass Sie mich in die Stadt begleiten.«

»Das geht wohl über Ihre Befugnis hinaus! Oder können Sie etwas vorweisen?!«

David wusste nicht, was er antworten sollte. Da legte der Angeklagte das Messer zur Seite und wischte sich die Hände an einem fadenscheinigen Tuch ab, das an einem Haken an der Wand hing. Dann kam er langsam auf David zu, der unwillkürlich zurückwich. »Ich weiß, ich habe nichts zu befürchten. Ich werde pünktlich erscheinen. Mein Ehrenwort.« Der Mann hielt David die ausgestreckte, rechte Hand hin. David blickte darauf. Eine menschliche Hand wie jede andere.

Etwas später stand David wie ausgesetzt vor der Hütte im mondhellen Wald. Seine Füße waren kalt und nass. Er wusste nicht mehr, wo sein Auto stand. Er ging los, stolperte eine Weile durch den Schnee und blieb dann stehen. Kein Wagen. Auch die Hütte war jetzt verschwunden. David stand unter dichten Tannen irgendwo in Deutschland. Da ging ein Wind durch die Wipfel, ein leises Rauschen. David blickte nach oben in die Baumkronen über sich. Hier und dort fiel Schnee von den Zweigen herab. Und da wurde David plötzlich überwältigt von der ungeheuren Menge an Verbrechen, die in drei Tagen auf den Tisch kommen würde. Für einen Moment hatte er eine Vorstellung von der Anzahl der Menschen, denen sie gerecht werden mussten. So viele, als würde man all die Baumnadeln über seinem Kopf zusammennehmen. Jede einzelne stand für einen der verfolgten, der gequälten, der ermordeten Menschen. Davids Beine wurden weich, sie begannen zu zittern, schließlich knickte er ein, er ging auf die Knie, faltete die Hände und hob sie hoch über seinen Kopf. »Gott, lass dein Gericht über uns kommen!«

Eine halbe Stunde später hatte er seinen Wagen wiedergefunden. Mühsam manövrierte er ihn aus dem Schlagloch. Er schlidderte aus dem Waldweg hinaus auf die Hauptstraße. Die war jetzt sogar geräumt. David gab Gas und schämte sich für seinen Kniefall. Zum Glück hatte ihn niemand gesehen.

Ein neuer Tag brachte einen neuen Frostrekord und blauen Himmel. Eva marschierte ausgeschlafen und verliebt die Straße hinauf zum Kiosk. Ihr Vater brauchte sein monatliches Gourmetblatt ›Der gute Gaumen‹. Das ältliche Fräulein Drawitz verschwand in den Tiefen ihrer Bude, um danach wie jede Woche aufs Neue überrascht zu suchen. Evas Blick blieb inzwischen an den ausgestellten Tageszeitungen hängen. Alle berichteten heute auf der ersten Seite über den anstehenden Prozess. Eine besonders schwarze Überschrift lautete: ›70 Prozent der Deutschen wollen den Prozess nicht!‹ Eva hatte ein schlechtes Gewissen: Sie hatte sich nicht einmal mehr in der Kanzlei gemeldet. Sie kaufte die Zeitung. Und noch einige dazu.

Zu Hause hatte Eva die Wohnung für sich allein. Der Vater war wie

jeden Donnerstagvormittag auf dem Großmarkt, die Mutter erledigte Weihnachtsbesorgungen in der Stadt, Stefan schwitzte in der Schule, und Annegret pflegte im Stadtkrankenhaus ihre Säuglinge. Eva setzte sich an den Küchentisch, sie breitete die Zeitungen aus und las. Vor allem solle endlich ein Schlussstrich gezogen werden. Die 21 Angeklagten seien harmlose Familienväter, Großväter und brave, arbeitsame Bürger, die alle die Entnazifizierungsverfahren ohne Auffälligkeiten durchlaufen hätten. Die Steuergelder sollten sinnvoller in die Zukunft investiert werden. Selbst die Siegermächte hätten das Kapitel abgeschlossen. ›Wenn mal Gras über eine Sache gewachsen ist, kommt garantiert ein dummes Kamel und frisst es wieder ab.‹ In diesem Fall trug das Kamel die Brille und die Frisur des Generalstaatsanwalts. Aus einer Hamburger Zeitung erfuhr Eva, dass es der junge, aus Kanada stammende Rechtsanwalt David Miller gewesen war, der den polnischen Zeugen Josef Gabor gerade noch rechtzeitig vor dem Prozess ausfindig gemacht hatte, um den ersten Einsatz von Zyklon B zu bezeugen. Das war das Gas, mit dem im Lager über eine Million Menschen getötet worden sein sollten. Eva war sich sicher, die Zahl musste ein Druckfehler sein. Auf einer ganzen Rückseite waren Porträtfotos der Angeklagten abgebildet, einige der Bilder hatte Eva schon im Kanzleibüro gesehen. Doch jetzt konnte sie die Männer richtig herum und gründlich betrachten. Sie holte die Lupe der Mutter aus dem Nähkorb und sah sich Gesicht für Gesicht an. Das eine war dick, das andere schmal, glatt oder faltig. Ein Mann grinste wie der alte weiße Schimpanse im Zoo, fast alle trugen eine Brille, etliche Angeklagte hatten Geheimratsecken. Einer war grobschlächtig, mit Fledermausohren und eingedrückter Nase, ein anderer hatte fein geschnittene Züge. Es gab keine Übereinstimmungen, keine Unterscheidungen. Und je mehr Eva erkennen wollte, je näher sie an die Bilder heranging, desto mehr lösten sich die Gesichter in schwarze, graue und weiße Quadrate auf.

Da klappte die Wohnungstür. Die Mutter kam mit Stefan in die Küche, den sie von der Schule abgeholt hatte. Er heulte laut, da er auf der Straße gestürzt war und sich das Knie aufgeschlagen hatte. Die Mutter stellte den Einkaufskorb ab und schimpfte: »Ich habe dir gesagt, du sollst nicht schliddern!« Stefan rettete sich auf Evas Schoß, die sein Knie untersuchte. Die karierte Hose war aufgerissen, darunter die Haut ein wenig aufgeschürft. Eva pustete auf die harmlose Wunde. Stefans Blick fiel auf die Bilder der Angeklagten. »Wer ist das? Eine Mannschaft?« Auch die Mutter war an den Tisch getreten und betrachtete einen Moment lang verwundert die vielen Blätter. Als Edith begriff, was Eva daran interessierte, raffte sie in einer Bewegung alle Zeitungen zusammen. Sie öffnete die Ofenklappe neben dem Herd und schob das Papierbündel hinein. »Mutti! Was machst du da?!« Die

Gesichter fingen Feuer, wurden schwarz, Asche wirbelte durch das Zimmer. Edith schloss die Ofentür. Dann nahm sie die Hand vor den Mund und ging schnell aus der Küche ins Badezimmer. Eva stand auf und folgte ihr. Ihre Mutter kniete vor der Toilette und übergab sich. Eva beobachtete sie irritiert. Stefan erschien ebenfalls neben ihr in der Tür. »Mutti, was hast du?« Die Mutter stand auf und spülte sich am Waschbecken den Mund ab. Eva sagte zu Stefan: »Du weißt doch, dass Mutti von Brandgeruch manchmal schlecht wird.« Aber das erklärte noch nicht, warum Edith die Zeitungen verbrannt hatte. Eva sah sie an. Edith trocknete sich das Gesicht mit einem Handtuch ab und sagte: »Lass die Vergangenheit Vergangenheit sein, Eva. Das ist das Beste, glaub mir.« Edith ging mit Stefan zurück in die Küche. Eva blieb in der Badezimmertür stehen. Im Spiegel über dem Waschbecken sah sie ihr fragendes Gesicht.

Am Nachmittag waren Eva und Annegret in der Stadt unterwegs. Der Vater hatte ihnen unter geheimnisvollen Andeutungen und unverständlichen Handzeichen einen Umschlag mit 500 Mark gegeben, obwohl die Mutter gar nicht im Zimmer war, und obwohl sie schon vor Wochen besprochen hatten, dass die Schwestern im Auftrag des Vaters eine Waschmaschine für ihre Mutter kaufen sollten. Ein lang ersehntes Weihnachtsgeschenk. Bei Hertie ließen sie sich ein neuartiges Modell vorführen, eine automatische Toplader-Trommelwaschmaschine mit Vor- und Hauptwaschgang. Der Verkäufer hob die Klappe an und schloss sie wieder, er schob die Schublade für das Waschmittel hinein und zog sie wieder heraus. Er erklärte ernst, wie viel Wäsche auf einmal gewaschen werden könne (5,5 Kilogramm), wie schnell es gehe (zwei Stunden) und wie rein die Wäsche würde (Neukaufzustand). Annegret und Eva warfen sich zwischendurch amüsierte Blicke zu: Sie fanden es beide lächerlich, wie gut sich der Mann mit dem Wäschewaschen auskannte. Dennoch bestellten sie bei Herrn Hagenkamp, als welchen sein Namensschild ihn auswies, das neueste Modell und ließen sich das Versprechen geben, dass die Maschine noch vor Heiligabend geliefert und angeschlossen werden würde. Als sie das Kaufhaus verließen, bemerkte Eva, dass ihre Mutter ja erst mal gar nicht waschen würde, wegen der Raunächte. Annegret erwiderte, das gelte ja nur für weiße Wäsche, weil die Geister die Laken stehlen und übers Jahr dann als Leichentücher zurückbringen würden. Sie gingen über den Weihnachtsmarkt. Es dämmerte schon. Annegret wollte eine Bratwurst essen. Auch Eva hatte Hunger. Sie gingen an den Stand von Bratwurst-Schipper, obwohl ihr Vater ihnen untersagt hatte, dort zu kaufen: »Schipper packt Sägemehl in seine Würste, vor allem zum Weihnachtsmarkt, da bin ich sicher! Wie kann der sich sonst ein Haus am Taunushang leisten?« Die Schwestern mochten die Bratwurst von

Schipper allerdings am liebsten. Vielleicht war es auch das Verbotene, was sie so köstlich machte. Eva und Annemarie standen sich genüsslich kauend gegenüber. Annegret sprach darüber, dass sie noch ihr Geschenk für Stefan kaufen wollte: ein Buch von Astrid Lindgren, die Annegret verehrte. Annegret meinte, Stefan sei langsam aus dem Alter heraus für diese weltfremden Märchen, die Eva ihm immer vorlas. Sie erzählte von dem Detektiv, um den es in dem Buch ging. Einen Jungen, der nur wenig älter war als Stefan. Es käme zu einem echten Verbrechen. Ihr Bruder wäre jetzt reif dafür. Aber Eva hörte nicht zu. Ihr fiel ein älterer, bärtiger Mann auf, der sich langsam über den Markt tastete, als fürchtete er, auf dem Schnee auszurutschen. Er trug einen dünnen Mantel und einen tiefschwarzen, hohen Hut mit einer schmalen Krempe. In der Hand hielt er einen kleinen Koffer. Er trat an einen Stand mit Südfrüchten heran, an dessen Rückwand ein großes Tuch mit einer gemalten aufgehenden Sonne hing. Der Mann sagte etwas zu der Marktfrau. Aber er wurde offensichtlich nicht verstanden. Der Mann nahm ein Papier aus der Tasche und zeigte dieses der Frau hinter dem Tresen. Die zuckte weiterhin mit den Achseln. Der Mann insistierte, deutete wieder auf den Zettel, auf den Stand. Die Marktfrau wurde laut: »Ich verstehe Sie nicht! Will das nicht in Ihren Kopf? Nix verstaan! Nix capito!!« Die Frau machte eine wegscheuchende Bewegung, aber der Mann ging nicht. Jetzt trat auch der Budenbesitzer neben seine Frau. »Hau ab, Mann, Israel! Verschwinde!« Eva war sich nicht sicher, ob sie das ›Israel‹ richtig verstanden hatte. Aber sie ließ jetzt Annegret stehen, die den Vorgang nicht mitbekommen hatte und ihr überrascht nachsah, und ging hinüber zu dem Stand.

Eva trat neben den Mann mit Hut. »Kann ich helfen? Can I help you?« Und noch einmal auf Polnisch dieselbe Frage. Der Mann sah sie unwillig an. Eva blickte auf das Papier in seiner Hand. Es war die Broschüre einer Pension. ›Zur Sonne‹. Eva sah, dass die Pension eine aufgehende Sonne als Emblem hatte. Sie wandte sich an die Budenbesitzer: »Der Herr sucht seine Pension ›Zur Sonne‹, er dachte wohl, weil Sie da auch so eine Sonne haben …«

Aber die beiden interessierte nicht, was der Mann dachte. Der Budenbesitzer baute sich auf: »Will er was kaufen? Wenn nicht, soll er hier nicht weiter rumlungern. Dann soll er zurück nach Israel fahren.« Eva wollte etwas erwidern, aber dann schüttelte sie den Kopf und wandte sich an den älteren Mann. »Kommen Sie, ich weiß, wo die Pension ist.«

Der Mann antwortete auf Ungarisch, das erkannte Eva. Aber sie verstand nur wenig. Nur, dass er eben am Bahnhof angekommen sei und nun die Pension suche. Eva ließ den Mann einen Moment stehen und ging zu Annegret. »Ich bringe den Herrn in seine Pension.«

»Warum? Was hast du mit dem zu tun?« »Ännchen, der ist völlig hilflos.« Annegret warf dem Mann einen kurzen Blick zu und drehte sich dann von ihm weg. »Na gut, rette du irgendwelche Clochards. Ich gehe das Buch besorgen.«

Eva ging zurück zu dem Bärtigen, der reglos auf sie wartete und aussah, als hielte er den Atem an. Sie wollte seinen Koffer nehmen, aber er ließ ihn nicht los. Sie nahm ihn am Arm und führte ihn in Richtung der Pension. Der Mann ging langsam, wie gegen einen inneren Widerstand. Eva merkte, dass er ein wenig nach verbrannter Milch roch. Sein Mantel war fleckig, er trug abgewetzte, dünne Halbschuhe, immer wieder glitt er aus, und Eva musste ihn festhalten. Die Pension lag in einer Nebenstraße. An dem kleinen Empfangstresen sprach Eva mit dem Pensionsbesitzer, einem teigigen Mann, der offensichtlich gerade Abendbrot gegessen hatte und sich nun ungeniert mit einem Zahnstocher die Speisereste aus den Zähnen pulte. Ja, es sei ein Zimmer für einen gewissen Otto Cohn aus Budapest reserviert. Der Pensionsbesitzer musterte den Bärtigen ablehnend. Da zog der ältere Mann eine Brieftasche hervor, aus der einige nagelneue Hundertmarkscheine hervorschauten, und entnahm dieser seinen Ausweis. Der Pensionsbesitzer legte den Zahnstocher beiseite und wollte dann das Zimmer für eine Woche im Voraus bezahlt haben. Der Bärtige legte einen der Scheine auf den Tresen und bekam einen schweren Schlüssel für die Nummer 8.

Dann ging er in die Richtung, die der Besitzer ihm zeigte. Eva schien er vergessen zu haben. Sie beobachtete, wie er vor dem Fahrstuhl stehen blieb und den Kopf schüttelte. Eva dachte: ›Wie die Kuh vorm neuen Tor.‹ Sie schnaubte ungeduldig, ging zu dem hilflosen Mann, nahm ihn wieder am Arm und führte ihn die Treppe hinauf. Eva schloss die Tür mit der Nummer 8 auf. Sie traten in ein kleines Zimmer mit einem einfachen Bett, einem schlichten Schrank aus Eichenfurnier und orangefarbenen Vorhängen, die wie Feuer leuchteten. Eva blieb unschlüssig stehen. Der Mann legte den Koffer auf das Bett und öffnete ihn, als sei Eva nicht mehr im Raum. Obenauf lag eine schwarz-weiße Fotografie, halb so groß wie eine Postkarte. Eva erkannte die ineinanderlaufenden Schatten von mehreren Personen. Sie räusperte sich.

»Alles Gute dann.«

Der Mann mit dem Hut antwortete nicht.

»Ein Dankeschön wäre vielleicht angebracht gewesen.«

Eva wollte schon gehen. Da drehte sich der Mann zu ihr um und sagte in gebrochenem Deutsch: »Ich bitte um Verzeihung. Ich kann zu Ihnen nicht Dankeschön sagen.« Die beiden sahen sich an. In den hellen Augen des Mannes las Eva einen so umfassenden Schmerz, wie sie ihn noch nie bei einem Menschen gesehen hatte. Sie schämte sich

plötzlich und nickte. Dann ging sie vorsichtig hinaus.

Otto Cohn wandte sich wieder seinem Koffer zu. Er nahm die Fotografie in die Hand und betrachtete sie. Dann sagte er auf Ungarisch: »Nun bin ich hierhergekommen. Wie ich es euch versprochen habe.«

Am Freitag musste Eva ihrem Vater früh in der Küche helfen. Er erwartete, dass am vierten Adventswochenende dreimal mehr Gerichte über den Tresen gehen würden als üblich. Außerdem hatte er schon zum Frühstück zwei Schmerztabletten eingenommen, da sein Kreuz ›zwiebelte‹. Die Kälte kroch ihm in die Knochen, und er fühlte sich nicht ganz auf der Höhe. Selbst das Radio hatte er heute nicht eingeschaltet. Er sah blass aus, während er eine Gans nach der anderen ausnahm und die Innereien, bis auf die Leber, in einen Topf für die Sauce gab. Frau Lenze, eine ältere Küchenhilfe, deren Mann Kriegsinvalide war und die etwas dazuverdienen musste, putzte schweigend Suppengemüse. Eva hobelte Kohlköpfe, bis ihr rechter Arm schmerzte. Ihr Vater setzte den Rotkohl mit Nelken und Schmalz in einem gigantischen schwarzen Emailletopf auf, den außer ihm keiner heben konnte. Der Herd wurde angefeuert. Essensdunst breitete sich in der Küche aus. Eva trennte Eier und schlug Eiweiß steif. Sie rührte zwei Sorten Puddingmasse an: Schokolade und Vanille. Dazu würde es Kompott geben; von der Mutter im Sommer eingemachten Rhabarber. Die drei schwitzten, die Luft wurde undurchdringlich. Da schnitt sich Frau Lenze beim Zwiebelwürfeln tief in den Finger. Sie wurde bleich. Das Blut tropfte auf den Kachelboden, das Wasser, das sie aus dem Hahn über den Finger laufen ließ, färbte sich rot. Doch schließlich war die Blutung gestillt, und Eva klebte Frau Lenze ein Pflaster auf. Dabei sah sie auf deren Armbanduhr. In einer Dreiviertelstunde würde der Prozess beginnen. Eva übernahm die Zwiebeln von Frau Lenze, die voller Bedauern ihre Schürze ablegte. Ludwig nickte ihr zu: »Sie kriegen bis drei bezahlt.« Und Frau Lenze ging erleichtert mit pochendem Zeigefinger nach Hause.

Der große Saal des Bürgerhauses hatte die unbestimmte Ausstrahlung einer Mehrzweckhalle. Helles Furnier bedeckte die Wände, der Boden war aus unempfindlichem beigefarbenen Linoleum. An der linken Außenwand waren statt gewöhnlicher Fenster bis unter die Decke große, flache Glasbausteine eingelassen. Der mit Bäumen bestandene Hof dahinter wurde in wabernde Flecken und Schemen verzerrt, was einem das Gefühl geben konnte, man sei betrunken. Üblicherweise fanden in dem Saal Karnevalssitzungen, Sportlerbälle oder Wanderschauspiele statt. Erst letzte Woche hatte die Braunschweiger Komödiantenbühne mit dem Lustspiel ›Die Hose des Generals‹ gastiert. Im Stück war es um eine Gerichtsverhandlung gegangen, in der ein überaus pikanter Vorgang behandelt worden war. Das Publikum hatte

dankbar über all die Zweideutigkeiten gelacht. Es hatte herzlichen Applaus gegeben. Ein echter Prozess aber hatte in diesem Saal noch nicht stattgefunden. Doch da der städtische Gerichtssaal die vielen Prozessteilnehmer nicht würde fassen können, hatte man sich für diesen nützlichen Ort entschieden. Seit Tagen nun hämmerten, schraubten und bauten hier etliche Handwerker, um den profanen Saal in einen annähernd würdigen Gerichtsort zu verwandeln. Die Zuschauertribüne war mit einer Balustrade vom Geschehen abgetrennt worden, um deutlich zu machen, dass der Prozess nicht der Unterhaltung dienen würde. Die eigentliche Bühne hatte man mit blassblauen, dicken Stoffbahnen verhängt. Davor erhob sich jetzt der lange, schwere Richtertisch. An der rechten Seite des Saals würde die Staatsanwaltschaft sitzen. Dieser gegenüber vor der Glaswand waren in drei Reihen Einzeltische mit Stühlen aufgestellt worden. Die Plätze der Beschuldigten. Auf der freien Fläche zwischen Anklägern und Angeklagten wartete etwas verloren ein einsamer Tisch. Hier würden die Zeugen und die Dolmetscher sitzen und sprechen. Jeder einzelne Platz war mit einem kleinen schwarzen Mikrofon versehen worden. Doch auch eine halbe Stunde vor Prozessbeginn funktionierte noch nicht jede Leitung. Hektisch bastelten Techniker an Anschlüssen und verklebten letzte Kabel. Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft schoben Rollwagen mit den kostbaren Akten vor sich her und verteilten diese auf dem Tisch der Staatsanwaltschaft und am Richtertisch. Zwei Saaldiener trugen eine meterlange, aufgerollte Leinwand herein und begannen, diese an einem Kartenständer hinter dem Richtertisch zu befestigen.

Ein junger Mann mit rötlichem Haar stellte Pappschilder mit Nummern auf den Tischen der Angeklagten auf. Es war David Miller, der dabei so versunken und konzentriert aussah, als nehme er eine sakrale Handlung vor. Er las die Platzierungen von einem Zettel ab. Die Sitzordnung war das Ergebnis einer längeren Diskussion gewesen. Vorne sollten jetzt die Haupttäter mit den schwersten Anschuldigungen sitzen. Dahinter die harmloseren Fälle. ›Wenn man überhaupt von harmlos sprechen kann. Ist einer, der zehn tötet, harmloser als einer, der fünfzig Menschen umbringt?‹, dachte David. Er sah auf die Uhr. Es war fünf Minuten vor zehn. Acht der Angeklagten wurden in diesem Moment mit einem Kleinbus vor dem U-Haft-Gefängnis abgeholt. Dreizehn von ihnen waren auf freiem Fuß, einige auf Kaution entlassen wie der wohlhabende Hauptangeklagte, der Adjutant des Lagerkommandanten gewesen war. Oder sie waren aus gesundheitlichen Gründen von der Haft freigestellt worden wie der Angeklagte Nummer vier, der David sein Wort gegeben hatte, dass er erscheinen würde. Inzwischen schoben die Saaldiener den Kartenständer in die Höhe und entrollten die Leinwand. Diese

verbreitete sofort im ganzen Saal einen Geruch nach frischer Ölfarbe.
»Nu lassen Se uns doch endlich rein, Herr Wachtmeister!« »Wir stehen hier schon seit achte!« Draußen vor der Flügeltür drängten sich die Zuschauer, die langsam ungeduldig wurden und einen Platz in der ersten Reihe ergattern wollten. Sie wurden von Justizbeamten in dunkelblauen Uniformen am Betreten des Saals gehindert. Es war jetzt schon offensichtlich, dass die Stühle im Zuschauerraum nicht ausreichen würden. Saaldiener trugen weitere chromfarbene Stapelstühle herein, immer drei übereinander. Zwei Männer in schwarzer Robe betraten den Saal durch eine Seitentür. Einer von ihnen war der Hellblonde. Er sah kampfbereit aus, als ziehe er in eine Schlacht, das Jackett unter seiner Robe trug auf und ließ diese wie eine Rüstung erscheinen. Der zweite Mann war älter und füllig, sein Gewand wallte groß und unförmig um seinen Körper. Er hatte eine Halbglatze und ein auffallend rundes, weißliches Gesicht, vor dem sich die schwarze Hornbrille scharf abzeichnete. Er stolperte über eines der Kabel, fing sich aber gleich wieder. Es war der Vorsitzende Richter, der Mann, der den Prozess leiten würde. Der Mann, der das Urteil sprechen würde. Die beiden Männer unterhielten sich leise miteinander. Der Hellblonde erklärte, man warte noch immer auf den polnischen Dolmetscher, aber man habe eine Zusage zu dessen Ausreise für die nächste Woche. Bis dahin würde der tschechische Übersetzer bei Fragen behilflich sein. Zeugenaussagen wolle und könne er allerdings nicht übersetzen. Die Aussagen der polnischen Zeuginnen und Zeugen habe man deshalb weiter nach hinten geschoben. David hatte inzwischen alle Pappschilder auf den Tischen verteilt. Er kam auf den Vorsitzenden Richter zu und wollte sich vorstellen. Er hob schon die Hand. Aber als er nah herangekommen war, drehte ihm der Hellblonde den Rücken zu, als ob er ihn wieder nicht erkannte. Er versperrte ihm den Weg. David ließ die Hand sinken. Der Hellblonde hielt einen der Saaldiener fest und gab ihm eine Anweisung, woraufhin dieser den Zeugentisch weiter fort von den Anklagebänken rückte. Dabei spannte sich das Mikrofonkabel. Ein Techniker sprang heran und schimpfte: »Mensch, das kannste nicht einfach so wegreißen! Weißte, wie lang ich da dran gefummelt habe?!« Der Techniker schaltete das Mikrofon am Tisch ein und klopfte mit dem Knochen seines Zeigefingers dagegen. Ohrenbetäubend krachte es aus den Lautsprechern: Poch-poch-poch!!! Alle erstarrten für einen Moment, man wechselte erschrockene Blicke, einer rief: »Jetzt sind wir alle wach!« Die Lautsprecheranlage funktionierte ohne Zweifel. Schließlich wurde gelacht.
In diesem Moment erschien ein hagerer Mann in einem tadellos sitzenden dunkelblauen Anzug zwischen den drängelnden Zuschauern in der Saaltür. Er zeigte einem der Justizbeamten seinen Ausweis und

ein amtliches Schreiben. Der Beamte stand plötzlich stramm und schlug die Hacken zusammen. David sah hinüber und erkannte den Mann. Ein Gefühl von triumphierendem Hass, wenn es so eine Kombination überhaupt gab, durchfuhr ihn der Länge nach. Der Mann betrat, vom Publikum unerkannt und entsprechend unbehelligt, den Saal und orientierte sich. Er ging zur Anklagebank und setzte sich auf seinen Platz. Es war der Angeklagte Nummer vier. Die Bestie. Nachdem er einige Ordner und Notizen aus seiner Aktentasche entnommen und akkurat vor sich auf dem Tisch arrangiert hatte, sah er auf. Er bemerkte, dass David ihn beobachtete. Er nickte ihm zu. David wandte sich schnell ab, fing aber den Blick des Hellblonden auf, der den Gruß mitbekommen hatte. Er kam schnell zu David heran und fragte leise: »Man kennt sich?« David zögerte kurz, dann gestand er, dass er nach Hemmingen gefahren war. »Wir müssen doch auf Nummer sicher gehen!« »Wir sprechen später darüber!« Der Hellblonde wandte sich ärgerlich ab und trat zu dem hageren Mann. Der stand höflich auf, und der Hellblonde erklärte ihm, die Angeklagten würden sich mit ihren Verteidigern in einem separaten Raum treffen und dann gemeinsam in den Saal geleitet werden. Der Angeklagte Nummer vier erwiderte knapp: »Ich brauche keinen Verteidiger.« Aber er raffte doch seine Unterlagen zusammen und folgte dann dem Hellblonden durch die Seitentür hinaus. David stand einen Moment allein in der Saalmitte. Er blickte auf die Leinwand. Es war eine von der Staatsanwaltschaft bei einem Kunstmaler in Auftrag gegebene Übersichtskarte. Der Künstler hatte nach Plänen und Fotografien ein räumlich anmutendes, akkurates Bild angefertigt. Sogar der Schriftzug über dem Eingangstor des Stammlagers war genau ausgearbeitet worden. Das ›b‹ des Wortes ›Arbeit‹ stand richtig auf dem Kopf. Einer der Zeugen hatte ihnen erzählt, das sei ein heimlicher Protest des Kunstschlossers gewesen, der den Schriftzug für die SS ausführen musste.

Im weitläufigen, lichtdurchfluteten Foyer, das wirkte wie frisch eröffnet, auf dessen hellem Steinfußboden die Gummisohlen quietschten, fanden sich immer noch mehr Zuschauer ein und drängten in Richtung der Saaltüren, man vernahm englische, ungarische und polnische Stimmen. An einem Tresen konnte man Getränke und belegte Brötchen erwerben. Es duftete zart nach Kaffee und Cervelatwurst. Eine Traube von Reportern hatte sich um die knorrige Gestalt des Generalstaatsanwalts gebildet. Einige hielten ihm ausladende Mikrofone entgegen, andere kritzelten auf kleinen Blöcken. Ein junger Mann fragte: »Nach vier Jahren Vorbereitungszeit …« »Wir können ruhig zehn Jahre sagen.« »Nach zehn Jahren Vorbereitungszeit haben Sie diesen Prozess gegen das öffentliche Interesse durchgesetzt. Herr Generalstaatsanwalt, ist das für Sie ein

persönlicher Triumph?« »Wenn Sie sich hier umsehen, mein Herr, kann man wohl kaum von mangelndem Interesse sprechen.«

Ein weiterer Reporter hatte der Gruppe den Rücken gekehrt und sprach in eine Filmkamera der ›Wochenschau‹: »21 Angeklagte, drei Richter, sechs Geschworene, zwei Ergänzungsrichter und drei Ersatzgeschworene sind beteiligt, außerdem vier Staatsanwälte, drei Nebenklagevertreter, neunzehn Verteidiger. Da fragt sich der Steuerzahler: Was rechtfertigt diesen Aufwand und die Kosten?«

In der dunstigen Küche des ›Deutschen Hauses‹ sah Eva wieder auf die Uhr. Es war zehn Minuten nach zehn. Wenn sie lief, so schnell sie konnte, wenn sie die Straßenbahn erwischte, würde sie es gerade noch schaffen. Sie wusch sich den Zwiebelgeruch von den Händen.

»Vati, das Gröbste ist doch jetzt erst mal gemacht.«

Ludwig Bruhns war dabei, die letzte der Gänse von innen mit Krepppapier abzutrocknen.

»Die Gänsefüllung steht noch an … einer muss dafür die Maronen pulen, Eva.«

»Ich muss aber noch … in die Stadt. Jetzt.«

Ludwig Bruhns drehte sich zu Eva um.

»Na, was brennt denn da so?«

»Ich kann das nicht verschieben«, erwiderte Eva ausweichend. Ludwig blickte seine Tochter fragend an, aber sie schwieg.

»Geschenke, oder? Was frage ich denn so dumm, was?«

»Genau, Vati, es ist doch bald Weihnachten.«

»Bitte, dann lass doch deinen armen, alten, kranken Vater im Stich. Herzloses Kind!«

Eva gab ihrem Vater einen schnellen Kuss auf die verschwitzte Wange und lief hinaus. Ludwig war allein. Nur der Rotkohl blubberte leise. Er verspürte ein flaues Gefühl im Magen. Angst. Und er wusste nicht, warum. Er betrachtete den toten Vogel unter seinen Händen, der jetzt sauber und trocken geputzt war. Das mussten diese verflixten Tabletten sein. Wahrscheinlich vertrug er die vom Magen her nicht.

Kurz darauf stolperte Eva aus dem Eingang der Gaststätte, sie warf sich im Laufen ihren karierten Mantel über, sie rutschte auf dem Schnee aus, fing sich, lief weiter. Sie wusste nicht, was sie antrieb. Aber sie musste dabei sein, wenn die Anklage verlesen wurde. Sie war es schuldig! Nur wem? Es fiel ihr niemand ein.

Das weite Foyer war bis auf wenige Saaldiener fast menschenleer. Eva kam herein, mit verrutschtem Dutt und atemlos. Ihre Brust schmerzte. Ein elektronischer Gong erklang dreimal hintereinander. Eva sah, dass in diesem Moment die Türen des Saals geschlossen werden sollten. Einige Menschen hatten keinen Einlass erhalten und drängten weiter in die Türöffnung. Zwei Justizbeamte schoben die Leute zurück. »Nun seien Sie doch vernünftig! Es ist kein Platz mehr! Machen Sie die

Türen frei!« Eva kam heran, schob sich zwischen die Übriggebliebenen und drängelte sich vor, obwohl das gar nicht ihre Art war. »Bitte, ich möchte bitte … darf ich noch hinein?« Der Beamte schüttelte bedauernd den Kopf. »Tut mir leid, Fräulein, wir sind bis auf den letzen Platz voll.« »Es ist wichtig. Ich muss rein!« »Ja, das geht auch vielen anderen so …« »Hören Sie mal, junge Dame! Wir stehen hier schon länger an!« Worte schwirrten anklagend um Evas Kopf. Sie stand jetzt direkt in der Tür. Doch der Beamte zog langsam die Türen nach innen zu. Da entdeckte Eva den Generalstaatsanwalt, der nicht weit von der Tür im Gespräch mit zwei Herren stand. Eva winkte: »Hallo! Herr Generalstaatsanwalt … Hallo, Sie kennen mich …« Aber der knorrige Mann hörte sie nicht. »Treten Sie zurück, oder ich klemme Sie ein!« Der Beamte hatte Eva bei der Schulter genommen und schob sie zurück. Da machte Eva eine schnelle Bewegung nach unten, sie tauchte unter dem Arm des Beamten hindurch und schlüpfte in den Saal. Sie trat an den Generalstaatsanwalt heran: »Entschuldigen Sie, ich würde gern die Eröffnung hören. Ich war am Sonntag in Ihrem Büro, wegen der Übersetzung …« Der Generalstaatsanwalt musterte Eva und schien sich zu erinnern. Er gab dem Beamten an der Tür ein Zeichen: »Ist in Ordnung.« Die anderen Wartenden vor der Tür riefen empört: »Warum denn die?« »Weil se blond ist?« »Ich bin extra aus Hamburg gekommen!« »Und wir aus Westberlin!«

Die Türen schlossen sich. Eva bedankte sich beim Generalstaatsanwalt, der sie schon wieder vergessen zu haben schien. Ein Saaldiener wies Eva am Rand des Zuschauerraums einen Platz zu, von dem er ein Papier nahm. Darauf stand ›Reserviert Presse‹. Eva setzte sich, schöpfte Atem, sah sich um. Sie kannte den Saal. Sie hatte hier zusammen mit ihrer Mutter schon einige Theateraufführungen besucht, zuletzt ›Die Hose des Generals‹, ein albernes Stück, über das sie trotzdem hatten lachen müssen. Edith Bruhns hatte die Darstellung der weiblichen Schauspielerinnen mal wieder als unglaubwürdig und gestelzt kritisiert. Und Eva wusste, wie gern sie auf der Bühne gestanden hätte. Eva selbst machte sich nichts aus dem Theater, die Schauspieler sprachen und agierten ihr einfach zu übertrieben. Als wollten sie ihr mit Gewalt etwas sagen. Sie versuchte, sich zu orientieren. Wo saß der Richter? Wo die Angeklagten? Sie sah nur dunkle Köpfe, graue, kahle, schwarze, schwarzblaue oder dunkelblaue Anzüge, gedeckte Krawatten. Es wurde getuschelt, gehustet und geschnäuzt. Schon jetzt schien die Luft verbraucht. Es roch vage nach feuchten Mänteln, nassem Leder und Gummi, kaltem Zigarettenrauch, frisch rasierten Herren, nach Eau de Cologne und Kernseife. In den Dunst mischte sich zart ein Geruch von Terpentin oder frischer Farbe. Eva musterte ihre Sitznachbarin, eine angespannt wirkende Frau Anfang sechzig mit einem kleinen Filzhut über einem spitzen Gesicht.

Die Frau knetete ihre braune Handtasche, dabei fielen ihre Handschuhe herunter. Eva bückte sich und hob diese auf. Die Frau bedankte sich mit einem ernsten Nicken, sie öffnete die Tasche und steckte die Handschuhe hinein. Sie verschloss die Tasche mit einem Klick. In diesem Moment verkündete ein Saaldiener das Erscheinen des Gerichts. Alle erhoben sich rauschend von ihren Plätzen und beobachteten die drei Männer in Robe, den Vorsitzenden Richter und seine Beisitzer, die feierlich wie ein Pfarrer mit seinen Messdienern den Saal durch die Seitentür betraten. ›Fehlt nur noch der Weihrauch‹, dachte Eva. Der Vorsitzende Richter, das Gesicht noch etwas blasser und runder, die schwarze Brille noch etwas schärfer in den Konturen als zuvor, trat an seinen Platz in der Mitte des Richtertisches und hob seine Stimme, die über eine Lautsprecheranlage übertragen wurde. Sie klang heller und leiser, als man es von einem Mann seines Umfangs erwartet hätte. Er sagte: »Hiermit erkläre ich die Verhandlung in der Strafsache gegen Mulka und andere für eröffnet.«

Er setzte sich. Die übrigen Menschen im Saal nahmen geräuschvoll Platz. Es dauerte, bis alle zur Ruhe kamen, bis das Stühlerücken, Rascheln und Wispern abebbte. Der Vorsitzende Richter wartete. Eva erkannte jetzt den Hellblonden zwischen weiteren Männern in schwarzen Roben an einem Tisch auf der rechten Seite. Der Generalstaatsanwalt saß nicht dabei. Eva hielt Ausschau nach David Miller. Sie glaubte sein Profil am Tisch hinter den Staatsanwälten zu erkennen. Der Vorsitzende Richter erhob die Stimme: »Es folgt die Verlesung des Eröffnungsbeschlusses durch das Gericht.« Der Beisitzer neben dem Vorsitzenden Richter stand auf, er war jung, sehr schlank unter seiner Robe, und wirkte nervös. Er hatte etliche Seiten in der Hand, weitere Papiere lagen vor ihm auf dem Tisch. Er ordnete die Blätter, räusperte sich ausgiebig, trank einen Schluck Wasser. Eva kannte das unangenehme Gefühl, wenn jemand eine Rede halten wollte und mit vielen Blättern hantierte: Man fürchtete, gleich vor Langeweile zu sterben. Jetzt war ihre Furcht eine andere. Eva musste plötzlich an das Märchen denken, in dem das Brüderchen aus der verzauberten Quelle trinken will. ›Wer aus mir trinkt, der wird ein wildes Tier.‹ Der junge Richter schien sich im Sortieren der Blätter zu verlieren. Von links kam ein spöttisches kurzes Lachen. War dort die Anklagebank? Waren das die Beschuldigten? Diese Männer, so rasiert, geschrubbt und zivilisiert, sahen auf den ersten Blick nicht anders aus als alle anderen Herren auf der Zuschauertribüne. Doch manche von ihnen trugen eine verdunkelte Brille wie beim Wintersport. Und vor ihnen auf den Tischen standen Aufsteller mit deutlich lesbaren Nummern. Und da erkannte Eva auch den Mann mit der Halbglatze, der auf der Fotografie das Kaninchen emporgehalten hatte. Auf seinem Schild stand eine Vierzehn. Er

kratzte sich den dicken Nacken und nickte einem kleinen Mann mit dunkler Brille in seiner Reihe kurz zu. Die Nummer siebzehn grüßte zurück. Der junge Richter begann so plötzlich zu sprechen, dass Eva und auch andere Zuschauer zusammenzuckten. Er las deutlich und konzentriert vom Blatt ab. Seine Stimme wurde über das kleine schwarze Mikrofon übertragen, das vor ihm auf dem Tisch stand. Sie erklang auf allen Seiten des Saals. Eva konnte jedes seiner Worte mühelos verstehen. Sie hörte zu. Sie versuchte zu begreifen, was der junge Richter vorlas. Da vorne links saßen also ein Exportkaufmann, ein Hauptkassierer bei der Kreissparkasse, zwei kaufmännische Angestellte, ein Diplom-Ingenieur, ein Kaufmann, ein Landwirt, ein Hausmeister, ein Heizer, ein Krankenpfleger, ein Arbeiter, ein Rentner, ein Facharzt für Frauenkrankheiten, zwei Zahnärzte, ein Apotheker, ein Tischler, ein Metzger, ein Kassenbote, ein Weber und ein Pianobauer. Diese Männer sollten für den Tod von Hunderttausenden unschuldigen Menschen verantwortlich sein.
Eva faltete die Hände wie in der Kirche, löste sie aber sofort wieder. Sie legte sie nebeneinander auf ihre Oberschenkel, sie senkte den Blick, aber plötzlich kam sie sich vor, als wäre sie selbst angeklagt. Sie sah hoch an die mit kugeligen Glaslampen behängte Decke. Doch so könnte sie vielleicht unaufmerksam wirken. Sie ließ die Augen langsam wandern. Die Frau mit dem Mäusegesicht neben ihr saß sehr gerade, die Handtasche auf den Knien. Sie drehte unablässig ihren goldenen, durch viel Arbeit schmal gewordenen Ehering. Der Mann in der Reihe vor Eva hatte einen breiten Nacken, der voll kleiner roter Pusteln war. Die Frau links von ihm war in sich zusammengesunken, als sei alles Leben aus ihr gewichen. Der junge Polizist, der die Tür bewachte, atmete durch den Mund, vielleicht hatte er eine Erkältung. Oder Polypen wie Stefan. Eva sah geradeaus auf die Karte, die hinter dem Richtertisch hing, davor das Gesicht des Vorsitzenden Richters wie ein aufgehender Mond. Es sah aus wie ein Friedhof von oben: Auf einem zartgrünen Rasen lagen etliche graurote Grabsteinplatten rasterförmig angeordnet. Eva konnte die Beschriftungen aus dieser Entfernung nicht lesen. Ihr Blick wanderte weiter nach links zu der Wand mit den Glasbausteinen. Ein schwarzer Schemen wankte vor dem Gebäude wie ein betrunkener Riese und löste sich plötzlich wie in Rauch auf, während die Stimme des jungen Richters den Saal mit Worten füllte. Eva umfasste ihre Handgelenke. Sie musste sich irgendwo festhalten. ›Das kann doch alles nicht wahr sein!‹ Eva wollte aufstehen und widersprechen, laut Einspruch erheben. Oder gehen, noch besser weglaufen. Aber sie blieb sitzen wie alle anderen und hörte zu. Jetzt verlas der junge Richter detailliert die Anschuldigungen gegen den Angeklagten Nummer vier. Diese wollten gar kein Ende nehmen. Der kaufmännische Angestellte sollte

selektiert, geprügelt, misshandelt, gefoltert, totgeprügelt, erschossen, mit einer Latte erschlagen, mit einem Stock erschlagen, mit einem Gewehrkolben erschlagen, zerschlagen, totgetrampelt, getreten, zerquetscht und vergast haben. In den Baracken, auf der Lagerstraße, auf den Appellplätzen, vor der Hinrichtungsstätte, der sogenannten schwarzen Wand, in seinem Büro, im Krankenblock. Im Waschraum des Arrestblocks 11 sollte er die junge Häftlingssekretärin Lilly Toffler mit zwei Pistolenschüssen getötet haben, nachdem er sie zuvor mehrere Tage immer wieder zu einer Scheinhinrichtung geholt hatte, bis sie ihn beim fünften Mal auf Knien anflehte, sie endlich zu erschießen. Eva suchte den Angeklagten Nummer vier. Er erinnerte sie an Herrn Wodtke, einen Stammgast im ›Deutschen Haus‹, der sonntags mit der Familie kam und zuallererst darauf achtete, dass Frau und Kinder mit ihren Bestellungen zufrieden waren. Er erlaubte seinen wohlerzogenen Kindern jedes Mal ein Eis zum Nachtisch und gab ein ordentliches, manchmal sogar übertriebenes Trinkgeld. Eva wollte nicht glauben, dass dieser hagere Mann dort mit dem Gesicht eines alten Schimpansen das alles getan haben sollte. Er folgte den Anschuldigungen gegen sich ohne erkennbare Reaktion, seine Mundwinkel starr nach oben gezogen. Wie die Angeklagten vor ihm wirkte er, als sei er gezwungen, einer langatmigen Ausführung zu einem für ihn gänzlich uninteressanten Thema zu folgen. Gelangweilt, ungeduldig, gereizt, aber zu gut erzogen, um einfach zu gehen. Eva beobachtete, wie all die Vorwürfe ungehört auf der Anklagebank verhallten. Nur gelegentlich verschränkte einer der Männer die Arme, lehnte sich zurück, wandte sich tuschelnd zu seinem Verteidiger oder machte sich einen Vermerk in seinen Unterlagen. Der Krankenpfleger, die Nummer zehn, schrieb besonders eifrig auf einen kleinen dicken Block. Und vor jeder Notiz leckte er seinen Bleistift mit der Zungenspitze an.

Zwei und eine halbe Stunde später war der junge Richter am Ende seines letzten Bogens angelangt. Sein Gesicht war weiß wie ein Laken über der tiefschwarzen Robe. »Die Angeschuldigten sind dieser Taten hinreichend verdächtig. Auf Antrag der Staatsanwaltschaft wird daher gegen sie das Hauptverfahren vor dem Schwurgericht eröffnet.«

Der junge Richter setzte sich. Das plötzliche Abreißen seiner Stimme kam unerwartet, eine absolute Stille folgte. Niemand räusperte sich, keiner hustete mehr. Alle saßen da, als könnte auch jetzt und hier alles Leben enden. Es müsste nur noch jemand das große Licht ausschalten. Eva spürte, wie ihr ein Tropfen Schweiß über die Mitte des Rückens hinunter bis in die Poritze lief. Sie dachte, sie würde nie mehr sprechen können, nie mehr atmen. Doch der Moment dauerte nur kurz. Dann hob überall ein Flüstern an. Der Vorsitzende Richter beugte sich zu einem der Beisitzer und sprach leise mit ihm.

Die Staatsanwälte tauschten sich gedämpft untereinander aus. Die Verteidiger beantworteten leise Fragen ihrer Mandanten. Die Heizungen pfiffen und sangen. In einer der vorderen Reihen weinte ein Mann, man hörte es nicht, aber seine Schultern zuckten leicht. Er sah von hinten aus wie der bärtige Ungar. Nur dass er keinen Hut trug. ›Vielleicht aber liegt der Hut in seinem Schoß‹, dachte Eva. Doch als der Mann ein Taschentuch aus der Hosentasche zog und Eva dabei kurz sein Profil zuwandte, sah sie, dass es ein anderer Mensch war.

Der Vorsitzende Richter sprach jetzt in sein Mikrofon. »Angeklagte, Sie haben die Anschuldigungen vernommen. Ich bitte Sie um Ihre Stellungnahmen.« Die Zuschauer beugten sich alle ein wenig nach vorn. Manche drehten die Köpfe auf die Seite, einige öffneten den Mund, um zu lauschen. David Miller beobachtete, wie sich der Hauptangeklagte, der Angeklagte Nummer eins, ein angesehener Hamburger Kaufmann in Dunkelgrau mit gediegener Krawatte, der nach dem Kommandanten der wichtigste Mann im Lager gewesen war, langsam erhob. David wusste, dass der Mann mit dem Raubvogelgesicht im Hotel ›Steigenberger‹ wohnte. In einer Suite, in der er sicher am Morgen noch ein heißes Schaumbad genommen hatte. Der reinliche Angeklagte nahm den Vorsitzenden Richter ins Visier und sagte: »Nicht schuldig.« Gleichzeitig flüsterte es auf der Zuschauertribüne neben Eva, sodass nur sie es hören konnte: »Nicht schuldig!« Eva drehte sich schnell zu ihrer Sitznachbarin. Die Frau mit dem Hütchen hatte jetzt rote Flecken im Gesicht. Sie hatte aufgehört, den Ring zu drehen. Sie roch leicht nach Schweiß und entfernt nach Rosen. Plötzlich dachte Eva: ›Ich kenne die Frau.‹ Aber das konnte ja unmöglich sein. Eva musste hysterisch sein. Kein Wunder nach diesen Ungeheuerlichkeiten. Nach dem, was sie da eben gehört hatte. Nach dem, woran diese 21 Männer, die da vorne links saßen und unbeteiligt aussahen, die Schuld tragen sollten. Obwohl sie jetzt aufstanden und verkündeten: »Nicht schuldig.« Einer nach dem anderen. Der Angeklagte Nummer zehn, der Krankenpfleger, der Einzige, der, wie Eva fand, aussah wie ein Mörder, mit seiner eingedrückten Nase und den eng stehenden Augen, stand auf und rief laut in Richtung Zuschauertribüne: »Ich bin beliebt bei meinen Patienten! Sie nennen mich ›Papa‹. Da können Sie jeden fragen! Diese Vorwürfe beruhen auf Verwechslungen und auf Lügen!« Er setzte sich. Einige seiner Mitangeklagten applaudierten ihm, indem sie mit ihren Fingerknöcheln auf ihre Tische klopften. Der Vorsitzende Richter verlangte scharf nach Ruhe und gab dann einem der Saaldiener ein Zeichen. Der trat an die Wand mit den Glasbausteinen. Einige der Fensterelemente ließen sich über eine Vorrichtung in Kippstellung bringen. Der Saaldiener betätigte diese, und kalte Luft kroch in den hohen Raum, während sich nacheinander die weiteren Angeklagten

erhoben.

»Nicht schuldig!«

»Nicht schuldig!«

»Nicht schuldig im Sinne der Anklage!«

Auch der Jüngste unter ihnen, der nach den Ermittlungen der Staatsanwaltschaft etliche Menschen mit der bloßen Hand erschlagen haben sollte, beteuerte seine Unschuld. Doch er wurde rot dabei. Und als er sich wieder hingesetzt hatte, beugte er sich so weit vor, als wollte er das Mikrofon auf dem Tisch vor sich verschlingen, und sprach leise einen kurzen Satz. Der raschelte aus allen Lautsprechern und war kaum zu verstehen. »Ich schäme mich.« Einige der Mitangeklagten schüttelten verächtlich die Köpfe. Und der Nächste, der Vorletzte, der aufstand, dröhnte umso entschiedener: »Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen!« Da begann eine Frau auf der Zuschauertribüne laut zu schluchzen. Sie stand auf, drängte sich an den Sitzenden vorbei und stolperte aus dem Saal. Eva hörte lauter werdende Stimmen. Es war Polnisch: »Kłamiecie! Wszyscy kłamiecie!« Ihr lügt. Ihr lügt doch alle. »Tchórze!« Feiglinge. »Oprawca!« Mörder. Der Vorsitzende Richter klopfte auf seinen Tisch und sagte »Ruhe!! Ruhe im Saal, oder ich lasse die Zuschauertribüne räumen!« Tatsächlich verstummten alle. Der letzte Angeklagte, der Apotheker, stand nun auf und wandte sich dem Gericht zu. Doch bevor er etwas in die Stille hinein äußern konnte, schellte plötzlich durchdringend grell und lang eine Klingel. Das Schrillen kam von draußen. Jetzt hörte man aufgeregte hohe, sich überschlagende Stimmen, Schreie, Kreischen, Quietschen. Eva fiel ein, dass hinter dem Bürgerhaus eine Grundschule lag. Sie sah auf die Uhr: Dort war jetzt wahrscheinlich die zweite große Pause. Es waren Kinder, die spielten.

»Nicht schuldig«, sagte auch der Apotheker in seinem teuren Anzug und setzte sich.

Im Schwesternzimmer des Stadtkrankenhauses beging Annegret ihre zweite Kaffeepause der Frühschicht. Sie saß an einem weißen Resopaltisch und trank ihren Kaffee schwarz, während sie in einer Modezeitschrift blätterte. Die Zeitschrift war abgegriffen, sie diente schon seit über einem Jahr der Unterhaltung der Schwestern in den Pausen. ›Diese Mode ist schon wieder aus der Mode gekommen‹, dachte Annegret. Und an ihrem Körper würden diese auf Taille gearbeiteten Kleider und Kostümjacken ohnehin lächerlich aussehen. Annegret trug in ihrer Freizeit Keilhosen und lange, formlose Pullover und damit fertig. Im Dienst spannte die blau-weiße Schwesternschürze über ihren Hüften, das weiße Häubchen saß winzig auf ihrem großen, runden Kopf. Aber sie sah adrett aus. Während Annegret den Kaffee in kleinen Schlucken trank, diesen wie immer nur bitter und wenig erfreulich fand, schnarrte ein kleines Kofferradio auf dem

Blechschrank mit den Stoffwindeln Neuigkeiten in den Raum. Ein Mann sprach von einem bedeutenden Tag für die Deutschen. Von einem Jahrhundertprozess. Von einer Zeitenwende. Annegret hörte weg. Sie blätterte um und begann, den Liebesroman des Monats Juni zu lesen, obwohl sie die Geschichte auswendig kannte. Eine hässliche Sekretärin mit unförmiger Brille und in sackartigen Kleidern war in ihren Chef verliebt, einen markanten Junggesellen. Sie traf eine frühere Schulfreundin in der Stadt, die schon immer Schick besessen hatte, und ging mit ihr einkaufen, dann zum Friseur, zuletzt zum Optiker. Die Sekretärin verwandelte sich vom hässlichen Entlein in einen schönen Schwan. Die Pointe war nun aber, dass der markante Chef sie am nächsten Tag nicht wiedererkannte. Dafür aber der Bote, der täglich die Firmenpost brachte. Ein herzensguter, junger Mann, der sie tröstete, als sie heulend in der Flurecke saß. Annegret wusste nicht, wen in dieser Geschichte sie am meisten verachten sollte. Die dumme Sekretärin, die sich nicht allein einkleiden konnte. Die überhebliche Schulfreundin mit der perfekten Frisur, den markanten Chef, der nichts mitbekam, oder den blöden Boten, der eine Frau erst ansprechen konnte, wenn sie weinte. Annegret dachte über ihre Schwester und diesen stinkreichen Schnösel nach. Sie war sich sicher, dass die beiden noch keinen Verkehr miteinander gehabt hatten. Sie hielt das für einen Fehler. Im Akt erfuhr man alles über den anderen. Annegret war zwar ausladend und schwierig, hatte aber einige sexuelle Kontakte gehabt. Alle Männer waren verheiratet gewesen. Schwester Heide erschien in der Tür, eine reservierte ältere Kollegin, die brüllende Säuglinge manchmal in die Besenkammer schob und dort stehen ließ, bis diese vor Erschöpfung eingeschlafen waren.

»Das ist sie. Das ist unsere Schwester Annegret.«

Neben Schwester Heide trat eine jüngere Frau in einem Wintermantel in das Schwesternzimmer. Sie lächelte über das ganze Gesicht und machte einen großen Schritt auf Annegret zu. Auf dem Flur stand ein dunkelblauer Kinderwagen, der leicht schaukelte und aus dem zufriedenes Gebrabbel drang.

»Ich wollte mich bei Ihnen bedanken!«

Jetzt begriff Annegret, sie stand auf.

»Sie nehmen Christian heute mit nach Hause?«

Die junge Mutter nickte glücklich und reichte Annegret ein in rötliches Seidenpapier eingeschlagenes, flaches Päckchen.

»Ich weiß, das ist nichts gegen das, was Sie getan haben.«

Wahrscheinlich Pralinen. Oder Weinbrandbohnen. Manchmal gab es auch ein Pfund Kaffee oder eine luftgetrocknete Mettwurst als Dank für die gute Pflege. Annegret bekam von allen Schwestern mit Abstand die meisten Geschenke. Aber sie war auch diejenige, die sich bei Problemen regelrecht aufopferte, ihren Dienstplan vergaß und nicht

mehr schlief, bevor der Säugling auf dem Weg der Besserung war. In den fünf Jahren, die Annegret auf der Säuglingsstation arbeitete, waren ihr nur vier Kinder gestorben. Und in diesen Fällen war es auch gut gewesen, fand sie, denn die Patienten hätten nach ihrer vorläufigen Genesung ein trauriges Leben als Krüppel oder Idiot oder beides führen müssen.

Annegret schüttelte der jungen Mutter die Hand. Dann trat sie hinaus auf den Flur, an den Kinderwagen und sah hinab auf das jetzt wieder dralle Gesichtchen. »Alles Gute, Christian.« Annegret legte zum Abschied ihre Hand auf seine kleine Brust. Christian strampelte und sprühte Spucke vor Freude.

»Ich habe gehört, Sie haben zwei Nächte bei ihm gewacht. Das vergessen wir Ihnen nie, mein Mann und ich.« Annegret lächelte schief, aber glücklich. »Ich habe nur meine Pflicht getan.«

Annegret sah der jungen Mutter nach, wie sie den nagelneuen Kinderwagen über den Flur und durch die Milchglastür schob. Doktor Küssner trat zu ihr, ein nüchterner, großer Mann mit faltenlosen Zügen, einer frühen Halbglatze und einem penetrant glänzenden Ehering. Er wirkte ernsthaft besorgt: Sie müssten diese Fälle mit den Kolibakterien in den Griff bekommen! Annegret versicherte, dass sie allzeit außerordentliche hygienische Sorgfalt walten lassen würde. Doktor Küssner winkte ab: »Sie meine ich auch überhaupt nicht. Aber die Assistenzärzte, die gehen aufs Klo und waschen sich danach nicht die Hände und examinieren die Neugeborenen. Ich werde das morgen vor der Visite ansprechen.« Annegret ging in den ersten Saal, in dem vierzehn Säuglinge in ihren Gitterbettchen lagen. Sie kontrollierte bei jedem die Temperatur, indem sie die Hand an deren Wange legte. Die meisten schliefen. Ein kleines Mädchen war wach und krähte herzerweichend. Annegret nahm es auf den Arm und wiegte es sanft hin und her. Dabei summte sie ein Lied, das sie sich selbst ausgedacht hatte. Annegret hatte die Unmusikalität von ihrem Vater geerbt.

Zwei Stunden später war Eva auf dem Heimweg. Sie dachte nicht daran, die Straßenbahn zu nehmen, sondern ging zu Fuß. Sie setzte ihre Schritte so schnell und wütend in den Schneematsch, als wollte sie nie mehr stehen bleiben. Salzkristalle und Steinchen knirschten unter ihren Absätzen oder sprangen und spritzten fort. Eva schnaubte. Nachdem der Vorsitzende Richter die Verhandlung auf den kommenden Dienstag vertagt hatte, hatte Eva ungläubig mit ansehen müssen, wie die meisten der Angeklagten unbehelligt und selbstverständlich den Saal durch die Eingangstür verließen. Ihre Sitznachbarin mit dem Hütchen hatte sich im Foyer bei dem Hauptangeklagten untergehakt, der ihr sein Raubvogelgesicht zuwandte, und gemeinsam waren die beiden wie ein ganz normales, feines Ehepaar auf die Straße getreten. Eva hatte dann den

Hellblonden in einem der Flure entdeckt und war etwas kopflos zu ihm hingelaufen. Sie hatte unhöflicherweise ignoriert, dass er in einem Gespräch war und empört wie ein Kind über eine Ungerechtigkeit gefragt: »Wieso laufen die jetzt frei herum?!« Aber der Hellblonde erkannte sie nicht und wandte sich ab, ohne zu antworten. Auch David Miller war an Eva vorübergegangen, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Die Herren waren zu ihren wichtigen Besprechungen verschwunden. Und sie war als gänzlich unwichtiges Fräulein auf dem Flur zurückgeblieben, alleine mit zu vielen Fragen, von denen sie ahnte, dass die meisten naiv waren. Als sie jetzt die Straße entlanglief, im Verkehrslärm, knatternd und sausend überholt von unzähligen Wagen und Lkw und Mopeds, angeblasen und umhüllt vom Benzingestank, bereute sie, sich diese Eröffnung überhaupt angehört zu haben. Was hatte sie mit diesem Prozess, mit dieser vergangenen Welt zu tun? Sie war dort fehl am Platz. Und dieser Miller und dieser andere, die hatten ihr das ja auch deutlich gezeigt! Aber sie waren auch nicht in der Lage, dafür zu sorgen, dass diese Verbrecher nicht hier frei in der Stadt herumliefen! »Unter uns!«, sagte Eva aufgebracht. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals in ihrem Leben so wütend gewesen zu sein. Nicht einmal auf Annegret, die sie mit ihrer spöttischen Sturheit von allen Menschen am ehesten zur Weißglut bringen konnte. Eva knöpfte ihren Wollmantel auf, und als ein Autofahrer sie beinahe anfuhr, rief sie ihm laut hinterher: »Idiot!« So etwas hatte sie noch nie getan. Das machten nur Prostituierte, auf der Straße herumschreien. Wenn Jürgen das gehört hätte. Er hätte seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt gesehen: Berger Straße. Kneipentochter. Anrüchiges Elternhaus. Etwas gurgelte in ihr hoch wie eine verdorbene Mahlzeit, die man nur erbrechen musste, und dann ginge es einem gleich viel besser. Eva würgte ein wenig Magensaft hoch, aber dann schluckte sie ihn krampfhaft hinunter. Sie konnte sich doch unmöglich in der Öffentlichkeit so gehen lassen. Sie nahm eine Abkürzung. Ihr Weg führte sie durch eine lieblich verschneite Parkanlage. Doch als sie näher hinsah, war der Schnee grau von Rußteilchen. Die Bäume standen kahl und hilflos da. Eva ging langsamer, atmete durch. Ein Mann in Uniform stand auf einem Sockel und trug schräg aufgesetzt eine Schneemütze. Er sah Eva wie mitleidig an. Ein Eichhörnchen huschte an ihr vorbei und hoppelte im Zickzack vor ihr über den Weg, als wolle es sie fröhlich auffordern, ihm zu folgen. ›Lilly Toffler‹, dachte Eva unvermittelt. ›Ihr Name klingt so sorglos. Als hätte ich sie gemocht.‹ Das Eichhörnchen sauste mit beeindruckender Geschwindigkeit einen der langen Stämme hinauf. Von dort oben schien das Tier sie auszulachen, wie sie da so schwer und träge, so unbeholfen wie alle diese Menschen auf dem Weg ging. Eva blieb stehen. Sie dachte an den Mann, dessen Blick sie gespürt

hatte, als sie so mutterseelenallein auf dem Flur vor dem Saal zurückgeblieben war. Es war der Ungar aus der Pension ›Zur Sonne‹, Herr Cohn, der doch unter den Zuschauern gewesen war. Er hatte sie unter seinem schwarzen Hut hervor angesehen und ihr dann fast unmerklich zugenickt. Oder hatte sie sich das nur gewünscht? Dass er sie erkannte und grüßte? Ja. Und da wusste Eva plötzlich, was sie tun würde. Sie verließ eilig den kleinen Park. Aber sie ging nicht nach Hause. Sie stieg in die Straßenbahnlinie 4 und fuhr zu dem Bürogebäude, das sie am Sonntag zum ersten Mal in ihrem Leben betreten hatte.

Jürgen verließ an diesem Tag sein Büro im Schoormannhaus eine halbe Stunde früher, um einen Verlobungsring zu kaufen. Er fuhr in die Innenstadt, besser gesagt, er schob sich in einer endlosen qualmenden Blechschlange quälend langsam voran. Als ›Feierabendverkehr‹ hatte die ›Allgemeine Zeitung‹ kürzlich dieses Phänomen bezeichnet, das bisher nur aus großen amerikanischen Städten als ›rush hour‹ bekannt gewesen war. Frankfurt war die westdeutsche Stadt mit den meisten Kraftwagen, das war unübersehbar. Jürgen mochte seinen Lloyd, er fand es dennoch albern, wie die ganzen Herren mit Hüten hinter ihren Lenkrädern klemmten, auf dem Heimweg zur ›Mutti‹. Ins Wochenende. Ab wann begannen Eheleute, sich mit ›Mutti‹ und ›Vati‹ anzureden? In dem Moment, wo die erotische Beziehung endete. Wann würde die erotische Beziehung mit Eva enden? Jürgen schüttelte über sich selbst den Kopf. Was für eine Frage. Wo diese noch nicht einmal begonnen hatte. Als Jürgen an einer roten Ampel hielt, fiel sein Blick auf einen Weihnachtsmann, der in einem großen Sessel in einem Schaufenster saß. Es war eine lebensgroße Puppe mit einer motorisierten Mechanik. Der Weihnachtsmann nickte gütig und unermüdlich, um ihn herum waren Geschenkpakete in verschiedenen Größen aufgebaut. Vor dem Fenster drückten sich ein paar Kinder herum, die kleinen mit ehrfürchtigem Blick, die größeren feixend: »Das ist doch nur eine Attrappe!« Jürgen konnte sich nicht erinnern, je an den Weihnachtsmann geglaubt zu haben. Seine Mutter hatte immer nur vom Christkind gesprochen. Wenn sich der Winterhimmel bei untergehender Sonne rosig orange eingefärbt hatte, sagte sie: »Sieh, Jürgen, das Christkind backt Plätzchen!« Der Vater lehnte Weihnachten als Folklore ab, obwohl er jedes Jahr ungeheuer daran verdiente. Er und Brigitte würden wie zu jedem Fest in ihr Haus auf die nördlichste Nordseeinsel fahren. Jürgen würde allein den Heiligabend feiern, ein Gedanke, der ihm nichts ausmachte. Im Gegenteil: Er spürte diesem Wunder der Weihnacht gern allein nach. Er würde die Mitternachtsmesse besuchen und sich von den Feierlichkeiten treiben lassen. Auch wenn man es ihm nicht ansah, er konnte sich der Freude, von der überall gesungen wurde,

hingeben. Jürgen dachte, es würde vor allem das letzte Weihnachten sein, das er allein verbrachte. Im nächsten Jahr würde er verheiratet sein. Eva wäre vermutlich schwanger. Jürgen stellte sie sich mit dickem Bauch vor. Auch ihre Brüste würden wachsen. Sie würde eine gute Mutter sein. Die Ampel sprang auf Grün. Aber Jürgen gab erst Gas, als hinter ihm ungeduldig gehupt wurde. Hinter der Ampel fuhr er rechts heran und parkte in der zweiten Reihe vor dem Juwelier Krohmer. Die anderen Autofahrer, die ihn überholen mussten, zeigten ihm allerhand Vögel.

Als Eva am Spätnachmittag die Wohnung über dem ›Deutschen Haus‹ betrat, war sie nervös, denn sie hatte Jürgens Wagen unten auf der Straße stehen sehen. Im Flur hängte sie ihren Mantel auf und lauschte. Aus der Stube drangen lebhafte Stimmen zu ihr, Lachen, dann Fluchen. Eva trat in die Tür. Hier waren Jürgen und ihr Vater dabei, unter Ächzen und Scherzen einen Tannenbaum aufzustellen. Sie wuchteten den Stamm in den gusseisernen Baumständer, der schon Ludwigs Eltern gehört hatte. Auch Stefan fasste mit an. Er trug braune Lederhandschuhe, die ihm viel zu groß waren. Sie gehörten Jürgen, er hatte sie ihm geliehen, denn die Nadeln der Tanne piksten so ›bestialisch‹. Ludwig ging auf die Knie und drehte an den Feststellschrauben. Der Baum beugte sich langsam nach links. Edith stand dabei und machte sich über ihren Mann lustig, der in der Küche so geschickt war, aber bei jeder anderen Arbeit zwei linke Hände hatte. »Hände nur mit Daumen!«, krähte Stefan. Jürgen sagte: »Sie müssen wieder rausdrehen, Herr Bruhns, nein, in die andere Richtung …« Ludwig drehte die Schraube in die andere Richtung und fluchte. Edith tadelte ihn dafür: »Wie soll der Junge anständig werden, wenn er von dir solche Worte hört.« »Ach, bei mir ist Hopfen und Malz verloren«, scherzte Jürgen. »Mutti meint mich. Aber ich kann ja schon viel schlimmere Worte. Soll ich mal sagen?« »Nein!«, erwiderten Edith und Ludwig gleichzeitig, und alle lachten.

Niemand bemerkte Eva, die in der Tür stand. Ihr Blick fiel auf ein Tablett mit vier Sektgläsern und einer ungeöffneten Flasche Rüdesheimer Schaumwein, das auf dem Tisch stand. Ihr wurde schwindelig. Sie wusste, was das bedeutete. Sie sagte: »Guten Tag.« Alle sahen zu ihr, Jürgen wurde sogar ein wenig rot. Er hielt den Baum fest und lächelte.

»Da bist du ja endlich. Wir haben was zu feiern«, sagte ihre Mutter ernst. »Ludwig, der Baum ist jetzt gut!«

Ludwig erhob sich ächzend, verzog kurz das Gesicht, als er den Rücken gerade strecken musste. Dann trat er an den Tisch, nahm die Schaumweinflasche und öffnete diese zügig. Er sagte dabei: »Jetzt ist es passiert. Jetzt hat er um deine Hand angehalten.« Und Eva hatte den Eindruck, dass er mit den Tränen kämpfte. Jürgen nahm Evas

Hand und legte ihr ein Päckchen hinein. Ludwig schenkte ein, Stefan murrte, weil er nichts abbekam, und kroch beleidigt unter den Tisch, wo er sich mit Purzel solidarisierte, der auch nicht mitfeiern durfte. Ludwig hob sein Glas, als sei er sehr erschöpft. »Na dann, ich bin Ludwig.« »Edith.« »Jürgen.« Die Gläser klirrten gegeneinander. Stefan unter dem Tisch machte: »Pfff! Schmeckt sowieso eeekelig.« Eva trank einen großen Schluck, der Schaumwein prickelte süßlich in ihrem Mund. Ihre Mutter sah sie an und nickte ihr leicht zu, als wollte sie sagen: ›Vergiss, dass ich erst skeptisch war. Es wird gut gehen!‹ Die kleine Pendeluhr auf dem Büfett schlug einmal. Ping. Halb fünf. Ludwig stellte sein Glas ab. »Wir müssen hier leider abbrechen. Aber die Verlobungsfeier, die holen wir nach.« Auch Edith stellte ihr Glas auf das Tablett, sie strich Eva über die Wange und lächelte. »Aber ihr könnt es euch ja noch gemütlich machen.« Die Eltern schickten sich an, hinauszugehen, hinunter, um ihre Gaststätte zu öffnen. Sie waren guter Dinge, auch wenn anstrengende Stunden vor ihnen lagen. Eva schluckte und lächelte unsinnigerweise. Sie sagte: »Ich war übrigens noch mal bei der Staatsanwaltschaft.« Die Eltern blieben in der Tür stehen. Jürgen wollte einen Schluck trinken, hielt aber in der Bewegung inne. »Ich mache das, ich meine, ich habe gesagt, dass ich übersetze. Bei dem Prozess.« Jürgen nahm einen großen Schluck Schaumwein, schluckte und presste dann die Lippen zusammen. Edith und Ludwig wich die Freude aus dem Gesicht. Alle schwiegen und warteten, dass Eva noch etwas sagte. Dass eine Erklärung folgte. Aber sie blieb stumm, denn sie konnte es nicht erklären. Sie dachte an das Gesicht von diesem David Miller, der sie ebenso angesehen hatte: »Wieso wollen Sie jetzt plötzlich doch?« Aber der hielt sie ohnehin für dämlich.

In diesem Moment schrie Stefan unter dem Tisch: »Er fällt um!!« Und tatsächlich neigte sich der Tannenbaum bedrohlich zur Seite. Jürgen machte einen großen, schnellen Schritt. Er konnte den Baum gerade noch auffangen, wobei er sich schmerzhaft die Finger zerstach. Etwas später saßen sich Eva und Jürgen am Stubentisch gegenüber. Sie waren allein. Selbst Purzel hatte sich mit eingezogenem Schwanz getrollt. Hier drohte ein Gewitter. Jürgen sah tatsächlich düster aus. Er schwieg. Das Päckchen vom Juwelier Krohmer lag ungeöffnet zwischen den Verlobten auf der Tischdecke aus Plauener Spitze.

»Das war anders vereinbart, Eva.«

»Du hast nur gesagt, dass du das nicht willst.«

»Und ich erwarte, dass du meine Meinung respektierst.«

Jürgen sprach kalt und abgewandt.

Eva wurde zunehmend beklommen zumute. »Jürgen, bis wir verheiratet sind, ist der Prozess doch längst vorbei.«

»Darum geht es nicht. Es geht ums Prinzip. Ich meine, wenn es

schon so anfängt …«

»Dann? Was ist dann?«

Jürgen stand auf. »Ich habe dich über meine Auffassungen, wie eine Ehe zu führen ist, nie im Unklaren gelassen. Ich möchte, dass du am Montag da absagst.«

Jürgen ging hinaus. Er war aufgewühlt, wütend und enttäuscht. Es war für ihn ein Schritt gewesen, diese Entscheidung zur Ehe. Er hatte seinen Widerstand überwunden und alles gewagt. Und sie fiel ihm so in den Rücken! Er musste seiner zukünftigen Ehefrau vertrauen können. Sie musste tun, was er sagte.

Eva blieb am Tisch zurück. Sie nahm das Päckchen mit dem Verlobungsring in die Hand und drehte es hin und her. Plötzlich stand sie auf und lief Jürgen nach, auf die Straße. Er stand unten an seinem Wagen und fegte mit der bloßen Hand frisch gefallenen Schnee von der Windschutzscheibe. Eva trat an ihn heran und hielt ihm das Päckchen provozierend entgegen.

»Hast du nicht etwas vergessen!«

Jürgen nahm das Päckchen, ohne zu zögern, und steckte es in seine Manteltasche. Eva drehte sich der Magen um. Sie überkam eine überwältigend starke Angst, Jürgen zu verlieren. Oder hatte sie ihn schon verloren? Sie nahm seine Hand, hielt sie fest.

»Wie soll ich dir das nur erklären? Ich muss das machen. Und es ist doch nicht für immer!«

»Ich denke schon.«

»Wie meinst du das?«

Eva versuchte, in Jürgens grünen Augen zu lesen, die wie nach innen gekehrt schienen und ihrem Blick auswichen.

»Du musst dich fragen, Eva: Wie wichtig ist dir diese Aufgabe? Und wie wichtig bin ich für dich?«

Jürgen löste seine Hand aus Evas Griff. Dann stieg er in seinen Wagen. Er startete den Motor und fuhr ohne einen Gruß davon.

In der Gaststätte stand Edith Bruhns am Fenster, ein Biertablett mit leeren Gläsern in den Händen, und sah hinaus auf die Straße. An Evas Haltung, wie sie da unter der Laterne stand, konnte Edith erkennen, dass ihre Tochter anfing zu weinen.

Nach Mitternacht öffnete Ludwig Bruhns im Schlafzimmer das Fenster. Er sah in den stillen Innenhof, auf den Schatten der hohen, unbeweglichen Tanne. Am Abend hatte er drei weitere Schmerztabletten im Abstand von zwei Stunden genommen. Im Magen brannte es, er musste sich von Doktor Gorf ein anderes Mittel verschreiben lassen. Auch Edith taten mehr als sonst die Füße weh, die sie jetzt mit ihrer Fußwohl-Salbe einrieb. Der leichte Kampfergeruch und die frische Nachtluft vertrieben ein wenig den Küchendunst, der Ludwig immer umgab, obwohl er sich jeden Abend

den Oberkörper abseifte. Edith beobachtete ihn, wie er durch das Fenster zu den Sternen hinaufsah. Er trug seinen leicht zerschlissenen Schlafanzug, hellblau mit einem kleinen dunkelblauen Rautenmuster, den er zu sehr mochte. Er konnte sich nicht von ihm trennen, obwohl Edith ihn schon etliche Male hatte neu säumen müssen. Daher waren Ärmel und Hosenbeine zu kurz, und die Knöchel lagen frei. An der Fadenscheinigkeit des Stoffes an Ellbogen und Knien und am Gesäß konnte Edith aber nichts ändern. Bald würde dort das Gewebe einreißen. Ludwig hatte ihr tatsächlich vorgeschlagen, Flicken aufzunähen. Edith war in Gelächter ausgebrochen. Ein Schlafanzug mit Flicken? Das gab's nicht mal zu Kriegszeiten. »Irgendwann fällt er einfach von dir ab. Zerfällt zu Staub. Und dann stehst du dumm da«, hatte sie gesagt. Ludwig schloss das Fenster und stieg ins Bett. Edith trat vor die Schminkkommode, wischte sich ihre Hände an einem kleinen Handtuch ab und öffnete einen Tiegel mit einer gelblichen Paste, die sie dann dick auf ihrem Gesicht verteilte. Sie hatte schon einige Falten um den Mund und die Augen herum, die sie versuchte, mit verschiedenen Cremes zum Verschwinden zu bringen. Als sie sich ins Bett neben Ludwig legte, bemerkte dieser: »Wenn du so raus auf die Straße gehst, dann wirst du verhaftet.« »Na, du mit deinem Schlafanzug aber auch,« antwortete Edith wie üblich. Sie löschten das Licht gleichzeitig. Dann starrten beide in die Dunkelheit, bis sich ihre Augen an diese gewöhnt hatten und sie den verwischten Schatten des Fensterkreuzes an der Zimmerdecke erkennen konnten. Er war ihnen immer beruhigend erschienen. Doch heute wirkte das Kreuz bedrohlich. Edith stand noch einmal auf. Sie zog die Vorhänge vor.

»Oh, du fröhliche, oh, du selige, Gnaden bringende Weihnachtszeit.« Über Eva dröhnte die Orgel der Johanniskirche. Der Organist, Herr Schweinepeter, ›der für seinen Namen nichts kann‹, wie ihr Vater sagte,, war offenbar nüchtern und orgelte ordentlich. Pastor Schrader, der immer ein wenig verwahrlost wirkte, berauschte sich wie jedes Jahr an diesem Tag an seiner frohen Botschaft. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, obwohl der Anteil der Evangelen im Viertel nicht besonders hoch war. Die Familie Bruhns war etwas zu spät gekommen, Stefan hatte noch für das Krippenspiel kostümiert werden müssen, und es hatte einen kleinen Streit gegeben. So hatten sie keine gemeinsame Bank mehr gefunden und saßen versprengt im Kirchenraum. Annegret ganz vorn, Eva einige Reihen hinter ihren Eltern eingequetscht zwischen Fremden. Sie sah dennoch ihre Mutter vor sich, die jetzt sicher angestrengt das Gesicht verzog. Edith bekam feuchte Augen, wenn sie Orgelmusik hörte. Doch sie schämte sich, in der Öffentlichkeit zu weinen, und kämpfte wie ein Mädchen, das groß und stark sein will, vergeblich gegen die Tränen. Eva rührte das immer. Sie ließ sich normalerweise davon anstecken wie von einem

Gähnen. Aber sie fand, sie hatte in den letzten Tagen genug Tränen vergossen. Sie hatte sich Vorwürfe anhören müssen, von ihrer Mutter, dabei war die doch zunächst gegen Jürgen gewesen. Von ihrer Schwester, die nicht fassen konnte, wie Eva ihre ›Karriere als Unternehmersgattin‹ so aufs Spiel setzen konnte. Für irgend so eine Übersetzungsarbeit! Und vom Vater, der ihr mit seltsam besorgten Blicken zu verstehen zu geben schien: ›Evamädchen, du machst einen Fehler.‹ Eva hielt sich nicht für besonders willensstark und selbstsicher. Aber gerade die Vehemenz der anderen erregte in ihr einen ungeahnten Widerstand. Sie hatte sich nicht bei Jürgen gemeldet. Sie hatte der Staatsanwaltschaft nicht abgesagt. Jetzt saß sie trotzig da und verfolgte das Krippenspiel vor dem Altar, das Pastor Schrader mit den Schulkindern der Gemeinde einstudiert hatte. Wie immer an Heiligabend konnte man kein Wort von Josef oder Maria verstehen. Nur der Wirt, der das heilige Paar nicht einlassen wollte, war deutlich zu hören. »Nein, wir haben keinen Raum für euch! Macht, dass ihr weiterkommt!« Der Wirt wurde von Stefan dargestellt. Edith hatte ihm gezeigt, wie er seine Stimme lauter klingen lassen konnte. Obwohl sie nie eine Schauspielschule hatte besuchen dürfen, wusste sie intuitiv, wie man das machte. Sie hatte ihm einen grauen Kittel angezogen und einen alten beigen Hut herausgesucht. Ludwig hatte sich eingemischt, denn er kannte sich in Wirtsdingen aus, und hatte Stefan seine Kochmütze aufgesetzt. Edith fand das falsch: »Ein Koch ist nicht unbedingt auch der Wirt! Das bringt die Zuschauer nur durcheinander. Und in der Bibel steht nichts von einem Koch!« Aber Stefan hatte dem Vater zugestimmt, und die hohe Mütze hob sich nun weiß von den erdfarbenen Kostümierungen der anderen Mitspieler ab. Die übrigen Mütter hatten ihren Kindern Umhänge aus alten Vorhängen genäht, aussortierte Hemden der Väter mit Gürteln gerafft. Maria sah aus, als umhüllte sie das eingelaufene, vergilbte Hochzeitskleid ihrer Mutter. Einige der Kinder trugen zu große Kopfbedeckungen, die ihnen immer wieder über die Augen rutschten. Manche sollten wohl Schafe darstellen und hatten sich ein Fell über die Schultern gehängt. ›Aber tragen Hirten das nicht auch? Traditionell?‹, dachte Eva. Nie fand sie die Weihnachtsgeschichte so verwirrend, lang und wenig mitreißend wie beim Krippenspiel, und dennoch liefen am Ende alle Fäden am Altar zusammen. Die kostümierten Kinder versammelten sich im Kreis um die gezimmerte Krippe, knieten auf dem kalten Kirchenboden nieder und verbeugten sich tief. Denn dort lag auf Stroh gebettet das Christkind. Ein Wunder.

Vor der Kirche hielten sie sich noch einige Zeit auf, obwohl Stefan nach Hause drängelte. Aber die Wirtsleute Bruhns waren im Viertel geschätzt und beliebt. Unter ausdauerndem Glockengeläut, das vom weißen Zwiebelturm herunterschallte, tauschten sie gute Wünsche mit

Freunden und Bekannten aus. Dann ging die Familie zu Fuß nach Hause. Der Schnee lag noch auf den Straßen und in den Ecken der Eingänge, aber es war wärmer geworden, es knirschte nicht mehr unter den Schuhsohlen, sondern es patschte. Man hatte sich untergehakt, damit keiner alleine ausrutschte, »sondern gleich die ganze Sippe mit!«, wie Ludwig lachend sagte. Außer Stefan, der regelrecht sprudelte und von den Pannen, die sich hinter den Kulissen in der Sakristei abgespielt hatten, erzählte, sprach dann niemand mehr.

Aus Rücksicht auf Stefan fand die Bescherung vor dem Essen statt. Die Stube leuchtete golden vor lauter Kerzen, der Baum duftete nach Harz und dunklem Wald, das Lametta flirrte, alle vier Lichter der Pyramide brannten, und die Hirten und drei Könige hatten es eilig wie noch nie. Wie üblich wartete die heilige Familie vergeblich. Stefan dagegen wurde mit Geschenken überschüttet: Beide Backen voller Schokolade, bekam er vom Vater ein Luftgewehr, von Annegret das Buch mit dem schwedischen Kinderdetektiv, von der Mutter einen dunkelblauen Seemannspullover. »Wie Opa Bruhns siehst du jetzt aus. Wie der Opa Seebär.« Eva hatte Stefan einen Stabilbaukasten gekauft, mit dem er am nächsten Tag das Schoormannhaus nachbauen wollte, sobald er mit seinem Gewehr im Hof ein paar Spatzen erwischt hätte. Ganz zum Schluss packte Stefan das längliche Päckchen aus, das von der Großmutter aus Hamburg geschickt worden war. Es enthielt eine kleine uniformierte Puppe, diese trug einen Rucksack, in dem sich ein Stoffschirm befand. Ein Fallschirmjäger, den Stefan nun unermüdlich von jedem Stuhl segeln ließ. Und Purzel schnappte danach. Annegret freute sich über ein elegantes dunkelrotes Portemonnaie aus Leder. Eva wickelte ein zartes Seidentuch aus, blau mit gelben Tupfen. Das würde sie im Frühjahr tragen. Wenn die Sonne alles zu durchwärmen begann. Wenn sie an einem Sonntag durch die blühende Stadt laufen würde. Ohne Jürgen. Eva stand auf, weil diese Vorstellung schwer zu ertragen war, und fing an, das Einpackpapier einzusammeln und sorgfältig Stück für Stück zusammenzufalten. Ludwig nutzte die Gelegenheit und entschuldigte sich bei Edith, dass die neue Waschmaschine nicht pünktlich angeliefert worden war. Aber das Gerät hätte dreizehn Waschprogramme. Und man könnte die Waschtemperatur einstellen. Edith erwiderte, das wäre sicher nicht passiert, wenn sie bei Schoormann bestellt hätten. »Die haben gar keine Waschmaschinen!«, sagte Eva, legte das Papier auf die Anrichte und ging hinaus in ihr Zimmer.

Eva schaltete ihre Nachttischlampe ein und setzte sich auf ihr Bett. Es war wie immer, die Rituale, Zeitabläufe, nur hier und da um wenige Minuten verschoben wie vorhin, als sie zu spät zur Kirche gekommen waren. Auch Purzel hatte sich schon übergeben, weil er einen

unbeobachteten Moment genutzt hatte und an die bunten Teller unter dem Baum gegangen war. Alles war wie immer gewesen. Eva legte sich auf das Bett und schloss die Augen. Ihr fiel ein wiederkehrender Traum ein, den sie schon lange nicht mehr gehabt hatte. Sie betritt einen hohen, lang gestreckten Raum mit blauem Fußboden und hellblau gekachelten Wänden. An den Längswänden stehen Drehstühle, bezogen mit einem dunkelblau glänzenden Material, bei jedem Stuhl hängt an der Wand ein runder Spiegel. An einer kurzen Seite des Raumes sind zwei Waschbecken angebracht. In einer Ecke warten drei sonderbare Wesen, mit übergroßen, hohlen Köpfen, die Eva zuzunicken scheinen. Eva nimmt auf einem der Stühle Platz und dreht sich zum Spiegel. Doch im Spiegel ist niemand. Und plötzlich verspürt Eva einen brennenden Schmerz am Kopf. Sie schreit.

Eva öffnete die Augen. Das Besondere an diesem Traum war, dass Eva eben an dieser Stelle des Kopfes über dem linken Ohr eine Narbe hatte, eine drei Zentimeter lange, kahle Stelle auf der Kopfhaut. Ihre Mutter hatte ihr erklärt, sie sei als kleines Kind gestürzt. Eva hörte, wie jemand ihren Namen rief. Es war ihre Mutter: Es gab jetzt Würstchen mit Kartoffelsalat.

In der Schoormann'schen Villa saß Jürgen allein in einem Sessel im Wohnzimmer. Die Hausangestellte, Frau Treuthardt, hatte seit dem Mittag frei. Er hatte nichts gegessen, nichts getrunken, er hatte alles Licht gelöscht und blickte hinaus in die schimmernde Nacht. Er saß nur da und schaute auf das stille Bild, das sich seit über einer Stunde nicht verändert hatte. Er sah dabei aus wie jemand, der in das Haus eingebrochen und von der Schönheit des Gartens überwältigt in einen Sessel gesunken war. Aber Jürgens Augen waren blind für den Zauber des Anblicks, der sich ihm bot. Er dachte darüber nach, wie er mit Evas Ungehorsam umgehen sollte. Er hatte sie ganz anders kennengelernt, nachgiebig, lenkbar und bereit zu akzeptieren, dass der Mann das letzte Wort in der Ehe hatte. Jetzt zeigte sie ihm ein ganz anderes Gesicht, wie eine dieser säuerlichen Frauen, die mit dem Mann in den Krieg eintreten. Eva hatte sich nicht mehr gemeldet, und es war offensichtlich, dass sie entschlossen war, nicht nachzugeben. Aber er konnte es ebenso wenig. Er konnte nicht schon vor der Heirat sein Gesicht verlieren. Und während Jürgens Gedanken um das traditionelle Kräfteverhältnis in einer Ehe kreisten, spürte er darunter seine eigentliche Furcht: Er hatte Angst vor dem Prozess, den Eva begleiten würde. Er hatte sich in Evas Unschuld verliebt, in ihre Reinheit, weil er selbst nicht unschuldig war. Was würde die Berührung mit dem Bösen aus Eva machen? Was aus ihm?

Die Standuhr im Flur schlug elfmal. Sie ging eine Viertelstunde nach, und Jürgen dachte, wenn er in der Mitternachtsmette in der Liebfrauenkirche noch einen Platz bekommen wollte, dann müsste er

sich jetzt sofort auf den Weg machen. Aber er blieb sitzen.
Um Mitternacht betrat Annegret den Saal eins, der in mildem Dämmer lag. Sie hatte den Nachtdienst übernommen und die Familie nach Kartoffelsalat und Würstchen verlassen. Draußen heulte eine Sirene, vielleicht hatte ein Tannenbaum Feuer gefangen. Annegret mochte das Geräusch. Es hieß: ›Hilfe ist unterwegs!‹ Annegret schritt die Gitterbettchen ab und blickte prüfend in die kleinen Gesichter. Die meisten Säuglinge schliefen friedlich. Bei einem der Bettchen blieb Annegret stehen. Auf dem Schild am Fußende stand der Name: Henning Bartels. Frau Bartels lag unten auf der Frauenstation im Kindbettfieber. Henning dagegen war trotz seiner wenigen Tage Lebensalter schon ein auffallend dralles Baby. Annegret stieß wie zufällig gegen das Bettchen. Jetzt öffnete Henning leicht die Augen, er schüttelte seine Fäustchen, gähnte zahnlos. Annegret strich ihm leicht über die Wange: »Na, du armes Würmchen.« Dann zog sie etwas aus der Tasche ihres Kittels: eine Mehrwegspritze aus Glas ohne Kanüle. Der Zylinder, der zehn Milliliter fasste, war mit einer bräunlichen Flüssigkeit gefüllt. Annegret trat seitlich an das Bettchen heran, schob die Hand unter Hennings Köpfchen und hob dieses leicht an. Dann steckte sie dem Jungen die Spritze zwischen die Lippen, schob sie weiter seitlich unter seine Zunge und drückte den Inhalt langsam in Hennings Mund. Die Augen des Jungen weiteten sich ein wenig, und er begann zu schmatzen. »Das schmeckt, mmh, schön süß, ja?« Henning mümmelte weiter, und schluckte. Einiges der Flüssigkeit lief ihm aus dem Mund wieder heraus. Annegret zog ein Tuch aus ihrer Tasche und tupfte vorsichtig das kleine Gesicht ab. »So, jetzt bist du wieder fein.«
In der Wohnung über dem ›Deutschen Haus‹ saßen Edith und Ludwig in der Stube. Die Kerzen waren heruntergebrannt, nur eine Stehlampe flimmerte müde vor sich hin. Evas Eltern waren beide betrunken, was sie sich nur zu seltenen Gelegenheiten erlaubten. Im Radio wurde die Mitternachtsmette der Liebfrauenkirche übertragen. »Ein Knabe ist uns geboren, ein Sohn uns geschenkt! Sein Reich ruht schon auf seinen Schultern, und seinen Namen wird man rufen.« Edith Bruhns lauschte der einsetzenden Orgelmusik und den verheißungsvollen Worten des Pfarrers, dem ›Gloria‹, und konnte endlich schamlos und unbeobachtet weinen. Auch Ludwig seufzte ab und an, obwohl er nicht zuhörte. Er dachte an die Kindheitsweihnachten auf seiner Heimatinsel, wie der Weihnachtsmann auf einem Pferdeschlitten in der Dunkelheit über das gefrorene Wattenmeer gefahren kam. Am Bock loderten Fackeln, und der Weihnachtsmann warf den Bruhns’schen Geschenkesack mit Schwung vom Schlitten. In einem Jahr, da war Ludwig plötzlich hinten auf die Kufen gesprungen, er hatte sich festgeklammert und war bis zum nächsten Hof mitgefahren. Dort hatte der

Weihnachtsmann ihn dann entdeckt und heftig ausgeschimpft. Ludwig hatte die Stimme von Ole Arndt erkannt, einem Knecht vom Nachbarhof. Und dann auch dessen bläuliche Nase unter der weißen Bartwatte. Von da an hatte Ludwig sich für sehr erwachsen gehalten. Aber erst ein Jahr später war der Erste Weltkrieg ausgebrochen. Seine beiden älteren Brüder kehrten nicht aus Frankreich zurück, und die Mutter starb am Kummer. Als auch den Vater der Lebensmut verließ, als er sein Lebensmittelgeschäft geschlossen hielt, fing Ludwig an zu kochen, mit vierzehn Jahren. Für seine kleine Schwester und für seinen Vater. Da war er wirklich erwachsen geworden. Es klingelte an der Tür. Edith putzte sich die Nase und sah Ludwig aus verwaschenen Augen fragend an. Der versuchte ächzend, wie ein auf den Rücken gefallener Käfer, sich aufzurichten. Eben war er noch ein junger Mann gewesen. Jetzt spürte er schmerzhaft sein Kreuz. »Es ist halb eins!?«
Eva war bei Stefan eingeschlafen. Sie hatte ihren Bruder vor einer Stunde ins Bett getragen. Stefan hatte den kleinen Fallschirmjäger im einen und das Luftgewehr im anderen Arm gehalten. Eva hatte begonnen, ihm von einem schwedischen Jungen vorzulesen, der ein Detektiv sein wollte. Aber sie sollte lieber noch etwas singen. Stefans Lieblingsweihnachtslied. ›Kommet, ihr Hirten!‹ Er mochte es, »weil die Musik so schön hüpft«. Sie musste nicht lange singen und hatte sich dann an den kleinen, tröstlichen Körper geschmiegt.

Jetzt wachte sie von der Türklingel auf. Purzel bellte wild. Es war tatsächlich jemand unten an der Haustür. Eva stand auf und tapste auf Strümpfen in den Flur. Ihr Dutt hatte sich gelöst, und ihr Haar rutschte ihr lang und zerzaust über den Rücken. Sie drückte auf den Summer, der unten das Hauseingangsschloss entriegelte, und öffnete die Tür zum Treppenhaus einen Spalt. Purzel witschte hinaus und die Treppe hinunter. Inzwischen war auch Ludwig im Flur erschienen. Er war im Hemd und schwankte ein wenig. »Wer kommt denn jetzt noch? Kann ja nur der Weihnachtsmann sein.« Eva hörte, wie unten die Tür aufgestoßen wurde, wie jemand mit großen Schritten die Treppe heraufkam und dabei beschwichtigend auf Purzel einredete. »Du kennst mich doch schon!« Eva erkannte die Stimme und versuchte schnell, ihr Haar vor dem Spiegel zu ordnen. Vergeblich. Jürgen erschien vor der Wohnungstür, ohne Hut, mit offenem Mantel, atemlos, als sei er den ganzen Weg vom Taunushang hierhergelaufen. Ludwig fixierte ihn kurz, resigniert und erleichtert zugleich, grunzte etwas von einem frohen Fest, sagte »Purzel, komm!«, und Vater und Hund verschwanden im Wohnzimmer. Eva und Jürgen standen einander in der Tür gegenüber und sahen sich schweigend an. Eva bemühte sich, nicht zu glücklich auszusehen. Sie lächelte schließlich etwas schief. Jürgen berührte ihr aufgelöstes Haar und sagte dann ernst »Frohe Weihnachten«. Da griff Eva Jürgen am Mantelkragen und

zog ihn in die Wohnung. »Frohe Weihnachten.« Und dann küssten sie sich in der Flurecke neben der Garderobe lange und so gar nicht feierlich.

Teil 2

»Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, einen reinen Eid.«

Es war der 23. Verhandlungstag, und an diesem Tag sollte mit der Anhörung der Polnisch sprechenden Zeugen begonnen werden. Eva saß nicht mehr ganz hinten und am äußersten Rand der Zuschauertribüne, sondern stand nun am Tisch der Zeugen mitten im großen Saal des Bürgerhauses. Flankiert wurde sie von zwei älteren Herren in dunklen Anzügen, dem Übersetzer für Tschechisch und dem Übersetzer für Englisch. Eva hatte ihre linke Hand, an der sie neuerdings einen Ring mit einem blauen Stein trug, auf ein schweres schwarzes Buch mit einem kleinen eingeprägten Goldkreuz gelegt, ihre rechte Hand hielt sie hoch erhoben. Eva sprach zum Vorsitzenden Richter, der sich ihr freundlich zuwandte, und seinen beiden Beisitzern. Ihre Finger zitterten leicht in der Luft. Ihr Herz schlug schnell und hart bis hinauf in den Hals.

»Sprechen Sie etwas lauter bitte, Fräulein Bruhns.«

Eva nickte, holte Luft und begann noch einmal von vorne. Sie sagte, sie würde alle in polnischer Sprache verfassten Dokumente und Aussagen, die im Prozess behandelt würden, treu und gewissenhaft übersetzen. Sie würde nichts hinzufügen oder weglassen. Während Eva sprach, glaubte sie im Augenwinkel eine Bewegung von David Miller aufzufangen, der sich wie missbilligend abwandte, der Hellblonde dagegen folgte ruhig ihrem Schwur. Eva spürte auch die Blicke von der linken Seite. Von der Anklagebank. Manche der Männer und deren Verteidiger betrachteten sie wohlwollend. Weil sie ein junges, gesundes Fräulein war mit starkem blonden Haar, weil sie anständig und ehrbar aussah in ihrem hochgeschlossenen, dunkelblauen Kostüm und ihren flachen Schuhen.

»Das schwöre ich bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden«, endete Eva. Der Vorsitzende Richter nickte ihr knapp zu. Dann sprachen die beiden anderen Übersetzer nacheinander ihren Eid. Evas Nervosität ließ etwas nach, ihr Blick fiel auf die große Schaukarte hinter dem Richtertisch. Aus der Nähe konnte sie jetzt auch die Aufschriften lesen. Block 11. Stammlager. Krematorium. Gaskammer. ›Arbeit macht frei‹ stand ganz unten. Einer der beiden Übersetzer hatte eine scharfe Alkoholfahne. Bestimmt der Tscheche. ›Gott erhalte mir meine Vorurteile‹, dachte Eva in komischer Verzweiflung. Ihr eigener Atem roch sicher schal und säuerlich, denn sie hatte kaum etwas zum Frühstück essen können. Heute Morgen, das schien so lange her zu sein. Und doch waren erst zwei Stunden vergangen. Um halb acht hatte Eva mit Annegret und Stefan am Tisch in der Küche gesessen und nervös mit einem Löffel in ihrer Kaffeetasse geklimpert. Die Mutter war aus dem Keller heraufgekommen, ein Glas Marmelade mit dem Etikett ›Brombeer ’63‹ in der Hand. Sie hatte Annegret das

Schraubglas gereicht, die es, ohne von ihrer Zeitung aufzusehen, mühelos aufgedreht hatte. Es zischte unter dem Deckel, und Stefan versuchte minutenlang, das Geräusch nachzumachen. ›Pfiiiiffffffff‹ hatte es am besten getroffen. Edith kratzte mit einem Messer die Schicht grünlich weißen Schimmels in den Abfalleimer. Sie setzte sich mit an den Tisch und schmierte Stefan ein Brot mit der Marmelade. Dann erinnerten sie sich gegenseitig daran, wie Edith im Spätsommer des letzten Jahres mit dem Fahrrad auf den Hausberg hinaufgefahren war, zwei Blecheimer links und rechts am Lenker, einen großen auf den Gepäckträger geklemmt. Dort oben hatte Edith die drei Eimer voller sonnensatter, tiefschwarzer Beeren gesammelt. Als sie von ihrem Ausflug zurückgekommen war, waren die Schwestern, die in der Stube bei der Fernsehsendung ›Am Sonntag lade ich dich ein‹ saßen, erschrocken aufgesprungen. »Mutti! Was ist mit dir passiert? Hast du einen Unfall gehabt?!« Eva lief zum Telefon und wollte einen Arzt rufen. Annegret machte Anstalten, Ediths Puls zu fühlen. Nur Edith verstand den Aufruhr nicht, bis sie ihr Gesicht im Flur im Spiegel entdeckte: Sie sah furchterregend aus. Lippen und Kinn mit schwarzrotem Brombeersaft verschmiert, ihre helle Bluse mit dunklen Flecken verschmutzt. Edith hatte beim Pflücken immer wieder genascht, und der klebrige Saft war ihr über das Kinn gelaufen. Das Tupfen mit einem Taschentuch hatte ihren Zustand nur verschlimmert. Sie sah aus, als wäre sie auf das Gesicht gefallen und blute nun heftig aus dem Mund. Alle drei Frauen waren damals im Sommer in erleichtertes Gelächter ausgebrochen. Heute Morgen am Frühstückstisch hatte keiner gelacht. Neben Evas Teller hatte eine dunkelgraue Aktenmappe aus Karton gelegen wie ein vergifteter Brief. Darin lag die Aussage des Zeugen Jan Kral, die er vor zwei Jahren vor einem Untersuchungsrichter gemacht hatte und die Eva heute im Gericht übersetzen würde. Eva hatte die Blätter am Abend zweimal durchgelesen. Wenn das alles stimmte, was Herr Kral erlebt und gesehen haben wollte, dann war es ein Wunder, dass er noch lebte. Sie hatte sich gefragt, während sie einen Schluck Kaffee nahm, wie er wohl aussähe. Gebeugt und voller Traurigkeit. Gleichzeitig hatte Stefan über den Brotbelag gequengelt, den seine Mutter ihm auf sein Schulbrot hatte legen wollen. »Ich mag kein Kronbief. Das ist eklig!«

»Mettwurst?«

»Das ist noch ekliger! Bäh! Da wird mir schlecht!«

»Aber irgendwas muss ich ja drauflegen. Oder willst du nur Butter?«

»Igitt, Butter ist eklig!«

Da hatte Eva die Mappe genommen und Stefan damit leicht auf den Hinterkopf geschlagen. »Jetzt benimm dich nicht wie ein Baby!« Stefan hatte seine Schwester überrascht angesehen. Aber sie war

aufgestanden und hinausgegangen. »Willst du denn kein Brot mitnehmen, Eva?«

»Ich kann im Bürgerhaus essen, Mutti, da gibt es eine Kantine.«

Im Flur hatte sich Eva ihren Wollmantel übergezogen. Sie hatte sich im Spiegel betrachtet. Sie war blass, fast weiß im Gesicht, ihre Knie hatten sich angefühlt wie Puddingspeise, ihr Magen, als würde er in diesem Moment ausgehöhlt von einem pelzigen Tier. Sie gestand sich ein, während sie der Stille aus der Küche lauschte, dem Schweigen von Mutter und Schwester, das Gefühl, was da seit Tagen in ihr hochkroch, war Angst. Sie hatte versucht herauszufinden, wovor diese am größten war: vor der Situation, dass sie vor vielen Menschen sprechen musste, vor der Verantwortung, die richtige Übersetzung zu finden? War es Furcht, die Zeugen nicht zu verstehen? Oder die Zeugen gerade zu verstehen? Eva hatte die Mappe in ihre lederne Aktentasche geschoben, die sie sich selbst vor drei Jahren zum bestandenen Dolmetscherzertifikat geschenkt hatte. Sie hatte sich ihren Hut aufgesetzt, sie hatte »Auf Wiedersehen« in Richtung Küche gerufen, aber nur von Stefan eine Antwort bekommen. »Tschö mit ö!«

Es war einer dieser Tage, die kein Wetter haben, keinen Sonnenaufgang und keinen Sonnenuntergang, die durch und durch grau bleiben, die nicht warm und nicht kalt werden. Auch den Schnee gab es nur noch als Erinnerung. Eva war den ganzen Weg zum Bürgerhaus zu Fuß gelaufen. Und mit jedem Schritt hatte sie mehr und mehr der Mut verlassen, er war wie das Tauwasser in den Gullys versickert und fast ganz verschwunden, als sie das Bürgerhaus erreichte. Aber in dem Moment, als sie das überfüllte Foyer betrat, als sie die vielen Reporter ausmachte, zwei Männer mit schweren Kameras, einige der Angeklagten erkannte, die einander die Hände schüttelten, Polizisten bemerkte, die vor dem weißhaarigen Hauptangeklagten salutierten, als sie diese Selbstverständlichkeit erlebte, in welcher die Männer sich bewegten, als sie deren lautstarkes Reden hörte, und dagegen die Einzelnen oder kleinen Grüppchen von angespannt, still und ahnungsvoll dastehenden Frauen und Männern sah, da dachte sie, dass sie hier richtig war.

Der Saal wurde auch gegen Mittag nicht hell, die leicht beschlagenen Glasbausteine schimmerten mattgrau. Ein Saaldiener schaltete die Deckenbeleuchtung ein, die Kugellampen schwebten wie große, leuchtende Blasen über den Köpfen. Die Luft war abgestanden, trotz einiger gekippter Fenster in der Glasbausteinwand. Es roch nach feuchter Wolle, Leder und nassem Hund. Nach ihrer Vereidigung nahmen die Dolmetscher auf der Seite der Staatsanwaltschaft Platz. Eva setzte sich auf einen Stuhl direkt hinter David Miller. Sie nahm die dunkle Mappe aus ihrer Aktentasche und legte diese vor sich auf den Tisch. Sie blickte auf Davids rötlichen Hinterkopf, auf das etwas

zu lang gewachsene Haar im Nacken. Er sah von hinten aus wie ein Junge. Wie Stefan, wenn er manchmal in seiner kindlichen Wut brütete. David las in Papieren, die er nach kurzer Prüfung an den Hellblonden weiterreichte. Auf der gegenüberliegenden Saalseite stand ein großer Mann auf. Er fingerte in den Falten seiner Robe und beförderte eine silberne Taschenuhr an einer Kette hervor, die er aufschnappen ließ, um etwas zerstreut die Uhrzeit zu kontrollieren. Mit seinen weichen, länglichen Gesichtszügen und der weißen Krawatte erinnerte er Eva an den Hasen aus ›Alice im Wunderland‹, ein Buch, das sie und Stefan nicht mochten, denn dieses Wunderland war ausschließlich von unfreundlichen Figuren bevölkert. Es war der Verteidiger von sieben der Angeklagten. Er stellte den Antrag, dass die Ehefrauen des Angeklagten Nummer vier und des Hauptangeklagten als Zeuginnen in der Beweisaufnahme gehört werden sollten. Eva sah zur Zuschauertribüne hinüber und suchte nach der Frau mit dem Hütchen, die entfernt nach Rosen roch, konnte sie aber in der Menge nicht ausmachen. Der Hellblonde erhob sich und erklärte, die Staatsanwaltschaft lehne den Antrag ab. Man verspreche sich keinen Erkenntnisgewinn, die Ehefrauen seien parteiisch. Zudem könnten sie ihre Aussage verweigern, wenn diese zum Nachteil des Angeklagten sei. Es begann ein Schlagabtausch zwischen Verteidiger und Leitendem Staatsanwalt über die Anzahl an Entlastungszeugen. Eva wusste, dass der erste Zeuge, der an diesem Tag aufgerufen werden würde, Jan Kral sein würde. Sie blätterte die Mappe auf und dachte, dass die Ehefrau von Jan Kral jedenfalls nicht mehr gehört werden könne. Am 1. November 1942 hatte er sie zum letzten Mal gesehen.

Da entschied der Vorsitzende Richter, dass dem Antrag des Verteidigers stattgegeben werden sollte. Der klappte zufrieden seine Taschenuhr zu. Der Hellblonde setzte sich, trank einen Schluck aus seinem Wasserglas, obwohl er nicht durstig war, und verschränkte die Arme. Seine Kollegen wechselten Blicke. David Miller beugte sich zu ihm und flüsterte etwas, der Hellblonde schüttelte unwirsch den Kopf.

Der Vorsitzende Richter verkündete: »Das Gericht beginnt mit der Beweisaufnahme. Rufen Sie den Zeugen Jan Kral herein!« Der Hellblonde drehte sich zu Eva um und wollte ihr ein Zeichen geben. Aber sie hatte sich schon erhoben und ging zum Zeugentisch. Ein Polizist führte einen stattlichen älteren Mann herein. In seinem dunkelblauen Anzug wirkte Jan Kral weltmännisch, als sei er selbst ein Anwalt oder sogar ein amerikanischer Filmstar. Eva wusste aus der Akte, er arbeitete als Architekt in Krakau. Jan Kral hielt sich betont gerade. Eva sah ihm entgegen und versuchte, seinen Blick aufzufangen. Doch Kral schaute durch seine kantige Brille hindurch starr an ihr vorbei zum Richtertisch. Auch sah er nicht nach links zu den Tischen der Angeklagten. Als er direkt neben Eva zum Stehen

kam, erwartete sie, dass er ihr die Hand schütteln würde. Aber er beachtete sie nicht, er fokussierte jetzt den Vorsitzenden Richter. Dieser bat ihn, sich zu setzen. Jan Kral nahm an der Längsseite des Tisches Platz, mit dem Gesicht zum Gericht gewandt. Eva setzte sich nicht neben ihn, sondern übereck an die kurze Tischseite, wie es ihr gesagt worden war. Auf dem Tisch standen zwei Mikrofone, eine schlichte Karaffe mit Wasser und zwei Gläser. Das Gericht begann mit der Feststellung der Personalien des Zeugen, Name, Geburtsdatum, Wohnort, Beruf. Jan Kral konnte ein wenig Deutsch und beantwortete die einfachen Fragen knapp und mit lauter Stimme selbst. Eva hatte noch nichts zu tun. Sie schob ihren Notizblock und Bleistift vor sich hin und her, bis sie akkurat dalagen. Sie blickte von der Seite auf den Zeugen, auf sein Profil mit der markanten Brille. Jan Kral war leicht sonnengebräunt und frisch rasiert, er hatte eine kleine Schnittwunde am energischen Kinn. Unter dem rechten Ohr bemerkte Eva einen übersehenen Rest Rasierschaum. Sie versuchte durchzuatmen und roch die herbe Seife.

David Miller beobachtete Eva von seinem Platz aus, er sah sie im Halbprofil von hinten, ihre fraulichen Schultern, ihren starken Haarknoten, der bestimmt echt war. Nicht aufgepolstert mit so einem komischen runden Kissen, das meist ältere Frauen benutzten. Wieder machte ihr Anblick ihn auf eine unbestimmte Weise wütend. Er zog die Augenbrauen zusammen. Er hatte Kopfschmerzen, da er in der Nacht zuvor mit einigen Kollegen aus der Staatsanwaltschaft, nur der Chef und der Hellblonde waren nicht dabei gewesen, zu ausschweifend unterwegs gewesen war. In der Berger Straße, im fröhlichen Teil, hatten sie zunächst in der ›Mokka-Bar‹ getrunken und einigen Frauen dabei zugesehen, wie sie sich langsam zu Musik entkleideten. Dann war David allein weitergezogen und hatte eine Kneipe betreten, aus der Schlagermusik quoll und die ›Bei Susi‹ hieß. Dort hatten halb nackte Damen am Tresen gesessen, und David war nach zwanzig Minuten mit derjenigen von ihnen, die ihn am wenigsten an seine Mutter erinnerte, in eines der Hinterzimmer gegangen. Der Raum mit der Nummer sechs war überparfümiert und fensterlos gewesen, die Wände hatte jemand mit Teppich beklebt. Die Frau, die sich Sissi nannte, hatte sich schnell ausgezogen und ihm die Hose geöffnet. David hatte schon öfter Prostituierte aufgesucht. Es ging ihm nicht um die Lust. Der Geschlechtsakt gestaltete sich jedes Mal mechanisch und freudlos. Die Frauen rochen nie so, wie er es sich erhofft hatte. Aber er konnte sich hinterher sagen, dass er ein verachtungswürdiger Mensch war. Seine Mutter würde sich seiner in Grund und Boden schämen. Dieser Gedanke befriedigte ihn seltsam. Das französische Bett hatte dann eine derart weiche Matratze gehabt, dass er dachte, er versänke und käme irgendwann in Australien

wieder heraus. Oder was war der Antipode dieser deutschen Stadt? Ihm war der Globus in seinem Kinderzimmer eingefallen, wie er diesen als kleiner Junge mit einer langen Stricknadel durchstoßen hatte, um zu erfahren, was genau auf der anderen Seite von Boston lag. ›Wo komme ich raus, wenn ich einen Tunnel grabe?‹ Es fiel ihm wieder ein, während er sich auf Sissi legte: Er wäre im Indischen Ozean ertrunken. Sissi hatte leicht muffig und süßlich nach Rosinen gerochen, die er nicht mochte und schon als Kind aus jedem Kuchen gepult hatte. Als er in sie eindrang, dachte er, dass sie sicher mindestens ein Kind geboren hatte. Im Saal war inzwischen die Aufnahme der Personalien beendet. David konzentrierte sich auf die Verhandlung.

»Herr Zeuge, wann genau sind Sie in das Lager gekommen?« Jan Kral antwortete jetzt auf Polnisch. Er sprach schnell und ohne erkennbare Atempause. ›Glücklicherweise‹, dachte Eva, ›hat er keinen regionalen Dialekt.‹ Eva machte sich Notizen. Ghetto, Waggon, Eimer, Stroh, Kinder, drei Tage, Sohn … Kral sprach immer schneller. Männer. Offiziere. Lastwagen. Was war das letzte Wort gewesen? Rotes Kreuz? Das hatte er auf Deutsch gesagt, oder? Eva kam nicht mehr mit. Sie sagte leise auf Polnisch zu Jan Kral: »Bitte! Herr Kral. Entschuldigung, Sie sprechen zu schnell. Sie müssen bitte Pausen machen.« Jan Kral verstummte und wandte den Blick zur Seite. Er sah Eva irritiert an, als ob er nicht verstand, wer sie war. Eva wiederholte leise ihre Bitte, der Vorsitzende Richter beugte sich zu seinem Mikrofon vor: »Gibt es ein Problem?« Eva schüttelte den Kopf, obwohl sie so rot wurde, dass es bestimmt auch von der Zuschauertribüne aus gut zu erkennen war. Einige der Angeklagten, die Eva alle ins Gesicht sehen konnten, grinsten und schnaubten, es waren die Ungebildeten unter ihnen, der Heizer, der Krankenpfleger. Jan Kral hatte jetzt begriffen, was Eva für eine Aufgabe hatte, und nickte ihr knapp zu. Er begann noch einmal von vorn und sprach langsamer. Eva blickte angespannt auf seine Lippen, die vor ihren Augen verschwammen. Ihre Hände wurden kalt. Das Blut begann in ihren Ohren zu rauschen, sodass sie Jan Kral nicht mehr richtig verstand. ›Ich kann es nicht. Ich muss hier raus! Ich stehe auf und gehe. Ich muss laufen … ich laufe …‹ Doch da sah Eva, wie Jan Kral kleine Schweißtropfen auf die Stirn traten, einer nach dem anderen. Sein Kinn begann zu zucken. Nur Eva konnte das sehen. Sie schämte sich. Was war ihre Nervosität gegen seine Not? Sie wurde ruhig. Jan Kral hörte auf zu sprechen, er sah auf seine Hände, die auf der Tischplatte lagen. Ein Schweißtropfen lief an seiner rechten Schläfe hinunter. Eva blickte auf ihre Notizen und übersetzte, was Jan Kral bisher gesagt hatte. Sie bemerkte, dass sie versuchte, seinen Ton zu imitieren.

»Am 28. Oktober ’42 bin ich mit meiner Frau und meinem Sohn

aus dem Krakauer Ghetto deportiert worden. Drei Tage lang sind wir in einem Güterzug unterwegs gewesen. In einem geschlossenen Waggon. Es gab keine sanitären Einrichtungen. Nur einen Eimer in der Ecke für achtzig Menschen. Wir hatten kein Essen und kein Wasser. Unterwegs sind Menschen gestorben, mindestens zehn. Vor allem die Alten. Als wir ankamen, das war am 1. November, auf der Rampe, da hat man uns aus dem Waggon geholt. Dann wurden die Überlebenden aufgeteilt. Frauen, Kinder und Alte nach links, Männer nach rechts. Zwei der SS-Offiziere haben darüber gestritten, ob mein Sohn, er war elf, aber er war schon kräftig, nach links oder rechts gehört. Ich habe geglaubt, die links, die kommen in ein Schonungslager. Und ich wollte nicht, dass er arbeiten muss. Ich habe mich eingemischt. Ich habe dem einen gesagt, mein Sohn ist noch zu jung, er kann nicht arbeiten. Der hat genickt, und mein Sohn ist mit meiner Frau auf einen Lastwagen gestiegen. Der war vom Roten Kreuz, das hat mich beruhigt. Sie sind weggefahren.« Eva verstummte. Der Vorsitzende Richter lehnte sich nach vorn, um eine Frage zu stellen, aber Jan Kral setzte sofort wieder ein. Er sprach nur noch wenige Sätze, schnell, und zum Ende hin überschlugen sich seine Worte. Dann brach er ab, als sei er fertig. Eva sah Jan Kral von der Seite an, seinen Adamsapfel über dem gestärkten weißen Hemdkragen. Sie sah, dass er schluckte und schluckte und schluckte. Eva sagte leise auf Polnisch: »Bitte wiederholen Sie den letzten Satz noch einmal.« Alle warteten, jemand klopfte mit seinen Fingerknöcheln ungeduldig auf einen Tisch. Aber Jan Kral schüttelte leicht den Kopf, blickte zu Eva. Seine Augen hinter der Brille waren gerötet. Sein Kinn zitterte. Eva sah, er konnte nicht weitersprechen. Sie blätterte und schaute zwei Worte in ihrem Wörterbuch nach. ›Slup‹ und ›dym‹. Säule und Rauch. Dann beugte sie sich zum Mikrofon und sagte das, was sie glaubte, zum Schluss verstanden zu haben: »Im Lager später, am Abend, da hat mir ein anderer Häftling eine Rauchsäule am Horizont gezeigt. Er hat gesagt: Schau. Da steigen deine Frau und dein Sohn in den Himmel hinauf.«

Jan Kral nahm seine Brille ab und zog ein kariertes Taschentuch aus der Hosentasche, das frisch gebügelt und gefaltet war. Eva dachte: ›Das hat er sich für den Prozess gekauft.‹ Damit wischte Kral sich den Schweiß von der Stirn. Und dann verbarg er sein Gesicht darin.

Im Saal sprach zunächst niemand, auch auf der Anklagebank blieb es still. Einige der Angeklagten hatten die Augen geschlossen, als würden sie dösen. Der Hellblonde machte sich eine Notiz, dann fragte er: »Herr Kral, wieso dachten Sie, Ihre Familie käme in ein Schonungslager?« Eva übersetzte die Frage. Jan Kral schnäuzte sich, schluckte wieder und sprach, und Eva übersetzte: »Einer der SS-Männer auf der Rampe hat es mir versprochen.« »Wer?«, wollte der Hellblonde wissen. Jan Kral rührte sich nicht. »Ist es einer der

Angeklagten gewesen? Erkennen Sie ihn wieder?« Jan Kral setzte seine Brille wieder auf. Dann wandte er sich zu den Tischen der Angeklagten. Sein Blick blieb kurz an dem hageren Gesicht des Angeklagten Nummer vier hängen. Dann zeigte er auf die Nummer siebzehn, auf den Apotheker mit der verdunkelten Brille. Der schnaufte fast amüsiert, als habe man ihn bei einem Gesellschaftsspiel ausgewählt, irgendeinen Schabernack mitzumachen. Er erhob sich gelassen und erklärte, was Eva für Jan Kral übersetzte: »Das ist eine Lüge. Der Zeuge muss mich verwechseln.« Der Apotheker setzte sich wieder. Sein Verteidiger, der Weiße Hase, stand auf. »Herr Zeuge, Sie geben an, am 1. November ’42 in das Lager gekommen zu sein? An diesem Tag war der Angeklagte gar nicht vor Ort, er war vom 1. bis zum 5. November in München. Er hat sich dort einer Operation unterzogen. Dafür gibt es Belege.« Eva übersetzte. Jan Kral antwortete: »Vielleicht war es auch der 31. Oktober, als wir ankamen. Wenn man in so einem Wagen eingesperrt ist, vergisst man die Zeit.«

Der Vorsitzende Richter wandte sich an seine Beisitzer: »Liegen Sterbeurkunden von der Familie Kral vor?« Kopfschütteln. Der Verteidiger sagte: »Vielleicht ist auch die ganze Geschichte nicht wahr. Ich bezweifle die Glaubwürdigkeit des Zeugen«, was Eva für Jan Kral übersetzte. Der sah Eva an und wurde ganz weiß. Der Hellblonde antwortete dem Verteidiger inzwischen scharf: »Viele Opfer wurden namentlich gar nicht erfasst. Das dürfte auch Ihnen bekannt sein, Herr Verteidiger! Herr Vorsitzender, wir haben die Registrierung des Zeugen im Lager vorliegen.« David Miller hatte inzwischen das entsprechende Dokument aufgeblättert. Der Hellblonde zitierte daraus: »Der Zeuge wurde am 1. November ’42 als Häftling Nummer 20117 im Stammlager erfasst. Es war nicht selten, dass Ankommende erst am nächsten Tag registriert wurden. Also ist eine Ankunft am 31. Oktober durchaus denkbar.«

Eva übersetzte für Jan Kral. Der Vorsitzende Richter fragte: »Herr Zeuge, erinnern Sie sich, wann genau nach Ihrer Ankunft Sie registriert wurden? Noch am selben Tag? Oder später?« »Das weiß ich nicht mehr.« Und nach einer Pause: »Für mich ist der 1. November der Todestag meiner Frau und meines Sohnes.« Der Verteidiger sagte: »Ich wiederhole mich: Dann können Sie den Angeklagten nicht auf der Rampe gesehen haben, Herr Zeuge.« Der Angeklagte Nummer siebzehn nahm jetzt seine Sonnenbrille ab, er nickte dem Zeugen fast freundlich zu: »Mein Herr, es tut mir leid, aber ich war nie auf dieser sogenannten Rampe.« Auf der Zuschauertribüne stieß jemand einen kurzen entrüsteten Schrei aus, es wurde getuschelt. Der Vorsitzende Richter bat um Ruhe, dann forderte er den Zeugen auf, seine Ankunft im Lager noch einmal Punkt für Punkt zu schildern, um diese zeitlich besser einordnen zu können. Eva übersetzte für Jan Kral. Er sah sie an,

fragend, sie wiederholte die Aufforderung: »Noch einmal alles.« Kral begann zu beben, eine übergroße unsichtbare Hand schien ihn gepackt zu haben und schüttelte ihn durch und durch. Eva drehte sich hilfesuchend zur Staatsanwaltschaft um. Der Hellblonde sah, dass der Zeuge eine Pause brauchte, und gab dem Vorsitzenden Richter ein Zeichen.

Ein niedriger, fensterloser Raum hinter dem Saal, der normalerweise als Künstlergarderobe benutzt wurde, diente als Aufenthaltsraum für die Zeugen. Hier redete der Leitende Staatsanwalt, unterstützt von David Miller, auf Jan Kral ein, der sich geweigert hatte, sich auf einen der Stühle zu setzen. Er stand schwankend mit dem Rücken zu einem der beleuchteten Spiegel, er war bleich im Gesicht. Sein Anzug schien ihm zu groß geworden zu sein, der Kragen zu weit. Von seiner anfänglichen Stattlichkeit war nichts mehr vorhanden. Eva übersetzte: Seine Aussage sei wichtig, er müsse sich erinnern. Aber Kral erklärte, er werde sich der Situation nicht weiter aussetzen. Er habe begriffen, dass das hier seine Frau und seinen Sohn nicht mehr lebendig machen würde. David wurde energischer, Kral habe auch eine Verantwortung. Den anderen Opfern gegenüber! Er packte Kral an der Schulter, aber der Hellblonde zog David zurück. Jan Kral sagte: »Sie können mich nicht zwingen.« Der Hellblonde nahm eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche und bot dem Zeugen davon an. Kral nahm eine Zigarette. Er und der Hellblonde rauchten. Alle vier schwiegen. Vor einem der Spiegel stand ein Tablett mit ein paar vom Vortag übrig gebliebenen belegten Brötchen. Die Wurstscheiben wellten sich und schwitzten. Der Spiegel trug wie die anderen einen Kranz aus weiß leuchtenden Glühbirnen. Eine hatte offensichtlich einen Wackelkontakt und blinkte alarmierend. Eva sah, dass David vor Ungeduld und Gereiztheit zu platzen schien. Er hatte dunkle Ringe unter den Augen, als ob er kaum geschlafen hätte. Er sagte jetzt angestrengt beherrscht: »Herr Kral, Sie sind nicht nur ein wichtiger Zeuge in Bezug auf den Apotheker. Sondern vor allem auch, was den Angeklagten Nummer vier angeht. Die Bestie …«

»Herr Miller, ich habe Ihnen das schon mal gesagt …«, unterbrach ihn der Hellblonde. David winkte ab. »Jaja. Herr Kral: Sie haben als einer der wenigen die Folterungen in Block 11 überlebt. Sie müssen aussagen!« Und barsch zu Eva: »Übersetzen Sie das!« Eva wollte sprechen, doch da knickte Kral plötzlich in den Knien ein wie eine Marionette, deren Fäden jemand zerschnitten hat. Eva und David konnten ihn gerade noch auffangen und setzten ihn auf einen Stuhl. Eva nahm ihm die halb gerauchte Zigarette ab und drückte sie in einem Aschenbecher aus. Der Hellblonde wechselte einen längeren Blick mit David und sagte dann leise: »Wir hatten ja schon bei der Vernehmung unsere Zweifel. Ich denke, wir sollten nicht weiter

insistieren. Wenn er jetzt schon ausfällt. Wir verschwenden nur Zeit.« Und zu Eva: »Das übersetzen Sie jetzt nicht, Fräulein Bruhns!« David wollte etwas erwidern, aber der Hellblonde sah auf die Uhr, er nickte Jan Kral zu und ging hinaus. David folgte ihm verdrossen, ohne sich noch einmal an Jan Kral oder Eva zu wenden. Die Tür ließ er offen. Eva war empört. Wie konnten die beiden den Mann hier einfach so sitzen lassen wie ein kaputtgegangenes Gerät? Sie wandte sich an Kral, der zusammengesunken auf dem Stuhl kauerte. »Möchten Sie etwas trinken, Herr Kral? Ein Glas Wasser?« Aber der winkte ab. »Danke.« Eva betrachtete den Mann unschlüssig. Auch er schien nicht zu wissen, wie es für ihn weitergehen sollte. Er sah aus, als warte er auf eine Anweisung. Da legte Eva ihm die Hand auf den Unterarm, sie war von sich selbst überrascht: »Wollen Sie es sich nicht noch einmal überlegen?« Kral sah Eva nicht an. »Wie alt sind Sie?« Aber er wartete ihre Antwort nicht ab. »Ein so junger Mensch, der sollte sich nicht mit den Toten beschäftigen. Der sollte leben.« Darauf erhob er sich mühsam vom Stuhl, er murmelte einen Gruß und verließ den Raum. Eva blickte auf die flackernde Glühbirne. Und sie fragte sich, wem Jan Kral die Schuld am Tod seines Sohnes gab: den Männern da draußen oder sich selbst.

Auf der Säuglingsstation, auf welcher heute wie im Gericht die elektrische Beleuchtung den ganzen Tag über brannte, bereitete Annegret die Säuglinge für die zweite Stillzeit vor. Sie legte die kleinen vor Hunger brüllenden Bündel in Rollwägelchen und schob diese zusammen mit Schwester Heide auf die Frauenstation. Dort saß Frau Bartels, eine junge Mutter, schon aufrecht im Bett ihres Einzelzimmers, Herr Bartels hatte Geld, und wartete auf ihren kleinen Henning. Frau Bartels sah wieder recht frisch aus, nachdem sie zwei Wochen lang im Kindbettfieber gelegen hatte. Sie und ihr Junge sollten bald entlassen werden. Annegret hob den kräftig schreienden Henning aus dem Wägelchen und legte ihn der Mutter an die entblößte Brust. Hennings Geschrei verstummte unmittelbar, und er begann, schnaufend zu saugen. Annegret blickte auf den kleinen leise wippenden Hinterkopf und lächelte. Frau Bartels sah Annegret über ihr Kind hinweg an und dachte, auch wenn sie die Schwester ein wenig zu dick und zu geschminkt fand, dass sie sie mochte. Und das wäre auch der Fall gewesen, wenn sie ihrem Jungen nicht das Leben gerettet hätte. Kurz nach seiner Geburt hatte Frau Bartels hohes Fieber bekommen, an Stillen war nicht zu denken gewesen, und die Säuglingsschwestern hatten den kleinen Henning mit Ersatzmilch aus einer Spritze ernähren müssen. Doch einen Tag nach Heiligabend hatte Henning dann plötzlich heftig erbrochen und später auch Durchfall bekommen. Er hatte Tag um Tag dramatisch abgenommen, bis seine Ärmchen so dünn und biegsam waren wie Schilf. Annegret

hatte ihm jede halbe Stunde einen Löffel Zuckerwasser eingeflößt, das ihm sofort wieder aus dem Mund lief. Aber sie hatte nicht aufgegeben. Und nach drei Tagen hatte Henning, mit 1500 Gramm Körpergewicht mehr tot als lebendig, die Lösung zum ersten Mal länger bei sich behalten. Danach war es Stück für Stück aufwärtsgegangen. Jetzt wog er fast wieder so viel wie bei seiner Geburt. Frau Bartels' Dankbarkeit war übermächtig, was sie Annegret auch heute noch einmal sagte. Doch als Annegret hinausgehen wollte, hielt Frau Bartels sie am Arm fest und flüsterte. »Ich muss Ihnen noch etwas erzählen, Schwester. Mein Mann, er ist misstrauisch, ob Henning hier nicht verdorbene Nahrung bekommen hat. Er hat eine Beschwerde an das Krankenhaus geschrieben. Nicht dass Sie da noch Schwierigkeiten bekommen. Das täte mir so leid, wo Sie so gut zu Henning waren.« Frau Bartels sah Annegret entschuldigend an. Die lächelte beruhigend. »Das ist doch in Ordnung. Ich würde das anstelle Ihres Mannes genauso machen. Ich hole Henning in einer halben Stunde.« Annegret ging hinaus. Als sie auf den Flur trat, verschwand das Lächeln von ihrem Gesicht. Und sie dachte nicht zum ersten Mal: ›Ich muss damit aufhören.‹

In der Mittagspause suchten die meisten Prozessbeteiligten die Kantine des Bürgerhauses auf. Die Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft, Prozessbeobachter, Zeugen und Angehörige wählten Königsberger Klopse oder Gulasch und aßen an langen Tischen in dem unpersönlichen, praktischen Raum. Auch einige der Verteidiger, darunter der Weiße Hase, suchten mit ihrem Tablett einen Platz. An einem Tisch am Rand saßen einige der Angeklagten und stillten ihren Hunger wie alle anderen. Man sprach nicht oder nur gedämpft über die Wettervorhersage, den verheerenden Verkehr, das Fleisch, das allgemein als trocken oder sogar gummiartig befunden wurde. Eva trat mit ihrem Tablett an einen Tisch, den die anderen Fräuleins, die Sekretärinnen und Stenotypistinnen, belegt hatten. Eine rosige junge Frau in einem hellen Kostüm, die Eva auch schon im Büro der Staatsanwaltschaft gesehen hatte, lächelte Eva einladend zu. Sie setzte sich ihr gegenüber und begann, die Klopse zu essen, die ihr Vater so lauwarm niemals aus der Küche hätte gehen lassen. Eva hatte zudem keinen besonderen Appetit. Zwei weitere Zeugen hatten bis zur Mittagspause ausgesagt, beide kamen aus Polen. Sie hatten aber gut genug Deutsch gesprochen, um ihre Aussagen ohne Evas Hilfe machen zu können. Eva hatte dennoch bei ihnen gesessen, um bei Bedarf auszuhelfen. Aber sie hatte nur ein einziges Wort übersetzen müssen. Spazierstöcke. Denn die hatten die SS-Offiziere an der Rampe statt Knüppeln bei sich getragen, um die Ankommenden, wenn sie aus den Waggons stiegen, in Sicherheit zu wiegen. Doch wenn jemand gesprochen hatte, gefragt hatte, aufsässig geworden war, wenn Kinder weinten, dann waren diese als Schlagstöcke eingesetzt worden, bis

wieder Ruhe geherrscht hatte. Beide Zeugen hatten den Angeklagten Nummer siebzehn auf der Rampe gesehen. Einer der Zeugen hatte auch auf den Hauptangeklagten gezeigt, der es aber ebenso wie der Apotheker weit von sich wies, jemals an diesem Ort gewesen zu sein. Geschweige denn irgendwelche sogenannten ›Selektionen‹ vorgenommen zu haben. Eva sah hinüber zu dem Tisch am Rand, der von Zigarettenrauch umwölkt war. Sie dachte, dass die Angeklagten alle so geklungen hatten, als sagten sie die Wahrheit. Sie hatten überrascht gewirkt. Ungläubig, fast empört darüber, dass man ihnen zutraute, dass sie Menschen in den Mund geschaut und den Bizeps befühlt hätten, dass sie Arbeitsfähige von ihren Verwandten getrennt und Familien für immer auseinandergerissen hätten. Sie hatten glaubwürdig bestritten, dafür gesorgt zu haben, dass die in ihren Augen Nutzlosen sofort in die Gaskammern gebracht wurden. Eva legte ihr Besteck zur Seite. Manchmal 10 000 Menschen an einem Tag. Das hatte der Zeuge Pavel Pirko gesagt, der im Aufräumkommando an der Rampe gearbeitet hatte. Eva suchte in der Kantine mit den Augen nach dem kleinen, verschmitzten Mann, der das alles so launig vorgetragen hatte, als erzähle er von einer Bootspartie auf dem Rhein. Aber sie konnte ihn nicht entdecken. Sie sah nur David Miller am anderen Ende des Raumes, der hastig und achtlos sein Essen in sich hineinschaufelte und dann mit noch vollem Mund auf einen Kollegen einredete. Eva versuchte, sich das auszumalen: 10 000 Frauen, Kinder, Männer. 10 000 geschwächte Menschen, die nacheinander auf Lastwagen stiegen und davonfuhren. Das Einzige aber, was sie sich dabei vorstellen konnte, war deren Hoffnung auf eine warme Dusche und ein Stück Brot.

In der Berger Straße war Evas Mutter Edith beladen mit Schmutzwäsche in den Wäschekeller des ›Deutschen Hauses‹ hinabgestiegen. Sie stand in ihrer blau karierten Kittelschürze vor der neuen Maschine und verfolgte den ersten Waschgang. Der geschlossene weiße Kasten pumpte und klopfte, als schlage in ihm ein großes Herz. Edith konnte sich von dem Anblick nicht lösen, obwohl sie in der Küche genug zu tun hatte. Sie hatte das dumpfe Gefühl, es würde eine neue Zeit eingeläutet. ›Oder besser eingerumpelt‹, dachte sie, von diesem Monstrum, das drei Träger in den Keller hatten schaffen müssen. Bis zu diesem Tag hatte sie an jedem Dienstag Schürzen, Tischdecken, Geschirrhandtücher und Servietten in einem großen Zuber gekocht, mit einem langen Holz gewalkt und gerührt und schließlich die klatschnassen Wäscheteile aus der Lauge gezogen, wobei ihr die Augen tränten. Jetzt stand sie hier und hatte nichts zu tun. Sie fühlte sich nutzlos und seufzte. Ihr Haar wurde dünner und zeigte erste graue Strähnen, ihr Körper verlor seine Form, verschwamm, wurde weicher und nachgiebiger. Manchmal abends,

bevor sie ihre Gesichtscreme auftrug, saß Edith vor dem Spiegel und zog ihre Gesichtshaut nach hinten, bis diese wie früher faltenlos war. Manchmal aß sie tagelang kein Abendbrot, um wieder in ihren Samtrock zu passen. Aber dann bildeten sich wieder mehr Falten an ihren Wangen. ›Ab einem gewissen Alter muss eine Frau wissen, ob sie Kuh oder Ziege werden will!‹ Das hatte Edith einmal in einer Frauenzeitung gelesen. Ihre Mutter war eindeutig eine Ziege geworden. Edith konnte sich nicht entscheiden. Auf einer Bühne könnte sie beides sein. Und noch mehr: Geliebte, Tochter, Mutter, Großmutter. Mit Schminke und Perücke, da könnte sie die Lady Macbeth spielen, die Julia, Schillers Jeanne d'Arc … Ihre Gedanken wurden vom Geräusch der sich öffnenden Kellertür unterbrochen, Ludwig trat in seiner weißen Jacke herein.

»Wo bleibst du denn, Mutti?«

Edith antwortete nicht, und Ludwig sah ihr an, dass sie innerlich bewegt war. Wie die neue Waschmaschine.

»Der Sinn von dem Gerät da ist doch, dass du die Zeit anderweitig nutzen kannst.«

»Ich habe immer so gern gewaschen, ich habe gern in den Bottichen gerührt, ich habe gern auf dem Waschbrett gescheuert, ich habe gern gewrungen und ausgeschlagen. Ich weiß nicht, ob ich mich an das Ding gewöhnen kann.«

»Wirst du schon. Nu komm, ich steh da oben im Regen mit meinem Kartoffelsalat.« Ludwig wollte wieder hinausgehen, da sagte Edith unvermittelt: »Müssen wir nicht mit ihr reden?« Ludwig sah seine Frau an und schüttelte den Kopf.

»Nein.«

Edith schwieg einen Moment lang, in der Waschmaschine wirbelte die Trommel immer schneller um die eigene Achse. Wumm-wumm-wumm. »Der lebt jetzt in Hamburg. Er ist Kaufmann und hat ein richtig großes Geschäft.« Ludwig wusste sofort, wen Edith meinte. »Woher weißt du das?« »Das steht in der Zeitung. Und seine Frau, die ist auch in der Stadt.« Die Waschmaschine zischte einmal laut und begann dann, röchelnd zu pumpen. Die Eheleute sahen auf das Gerät und schwiegen.

Nachdem eine weitere Augenzeugin gehört worden war, die als Dreizehnjährige ihre Mutter und Großmutter zum letzten Mal auf der Rampe gesehen hatte, erklärte der Vorsitzende Richter den Verhandlungstag für beendet. Eva suchte die Damentoilette auf, wo sie warten musste, bis eine Zelle frei wurde. Wie nach einer Theateraufführung standen die Frauen Schlange. Nur wurde heute nicht wie sonst lebhaft besprochen, wer wie gespielt hatte. Man blieb verhalten und hielt sich höflich die Türen auf, reichte sich das Handtuch, nickte sich zu. Auch Eva war wie benommen. Als eine Zelle

frei wurde, schloss sie sich ein und musste sich einen Moment lang darauf besinnen, was sie eigentlich vorhatte. Dann öffnete sie ihre Aktentasche und nahm ein zusammengefaltetes hellgemustertes Kleid heraus. Sie zog ihren dunklen Rock aus, den Blazer. Es war eng in der kleinen Kabine, und sie stieß immer wieder gegen die Wände. Als sie sich das Kleid über den Kopf stülpte, fiel sie beinahe um. Sie fluchte leise und verrenkte sich nach dem Reißverschluss zwischen ihren Schultern, konnte ihn aber schließlich zuziehen. Inzwischen leerte sich der Waschraum, und es wurde still vor der Tür. Eva legte ihr Arbeitskostüm zusammen und versuchte, es in ihre Aktentasche zu stecken. Doch sie konnte die Schnalle nicht schließen und ließ die Tasche offen. Sie wollte die Zelle verlassen. Da hörte sie, wie sich die Tür zum Waschraum öffnete. Jemand kam herein, schniefte, weinte vielleicht. Dann folgte ein Naseschnäuzen. Es roch vage nach Rosen. Ein Wasserhahn wurde aufgedreht, es rauschte. Eva wartete mit der Aktentasche im Arm hinter der Tür und hielt den Atem an. Aber Minuten vergingen, das Wasser lief. Da schloss Eva ihre Zellentür auf und trat hinaus.

An einem der Waschbecken stand die Ehefrau des Hauptangeklagten und wusch sich die Hände. Sie trug wieder ihr Filzhütchen, ihre dunkelbraune Handtasche stand auf der Fensterbank. Die Frau tupfte sich mit den feuchten Fingern über das rotfleckige Gesicht. Eva trat neben sie an das zweite Waschbecken. Die Frau sah nicht auf, sondern wurde ganz starr. Offensichtlich war Eva jetzt ihre Feindin. Nebeneinander wuschen sie sich die Hände mit Kernseife, die nicht schäumte. Eva blickte im Augenwinkel auf die faltigen Finger der Frau, auf deren abgearbeiteten dünnen Ehering. ›Ich kenne diese Frau. Sie hat mir eine Ohrfeige gegeben. Mit dieser Hand da‹, dachte Eva und erschrak über diesen absurden Gedanken. Sie schüttelte ihn ab, drehte den Wasserhahn zu und wollte hinausgehen. Da stellte sich ihr die Frau plötzlich in den Weg, während im Hintergrund das Wasser weiter rauschte.

»Sie dürfen das nicht alles glauben, was die da erzählen. Ich weiß von meinem Mann, die wollen alle Entschädigungen, die wollen Geld. Je schlimmer das ist, was sie erzählen, umso mehr Geld gibt es.«

Die Frau nahm ihre Handtasche von der Fensterbank, und bevor Eva etwas antworten konnte, hatte sie den Waschraum verlassen. Die Tür klappte zu. Eva blickte auf den laufenden Wasserhahn und drehte ihn ab. Sie sah in den Spiegel und legte die Hand an ihre Wange, als fühle sie einem Schlag nach, den sie vor langer Zeit einmal erhalten hatte.

Nachdem sich Eva an der Garderobe im fast menschenleeren Foyer ihren Mantel, Hut und ihre Handschuhe hatte geben lassen, trat sie vor das Bürgerhaus. Es war kurz vor fünf. Das Grau des Tages war

direkt in das Blaugrau der Dämmerung übergegangen. Die Scheinwerfer der vorbeifahrenden Wagen zeichneten lange Lichtstreifen in den Abenddunst. Das Bürgerhaus lag an einer viel befahrenen Straße. »Sie haben das heute anständig gemacht, Fräulein Bruhns.« Eva wandte sich um. Hinter ihr stand David Miller, er trug wie immer keinen Hut und rauchte. Eva lächelte überrascht über das Lob aus seinem Mund. Aber da sprach David schon weiter. »Das soll ich Ihnen vom Leitenden Staatsanwalt ausrichten.« David wandte sich ab und schloss sich zwei weiteren Herren von der Staatsanwaltschaft an, die aus dem Gebäude kamen. Eva blieb leicht brüskiert zurück. Wieso war dieser Miller so ausgesucht unhöflich zu ihr? Weil sie eine Deutsche war? Aber mit den anderen hatte er ja offensichtlich keine Probleme. Zumindest nicht mit seinen Kollegen. Und auch nicht mit den Stenotypistinnen. Eva wurde von einem Autohupen aus ihren Gedanken gerissen. In zweiter Reihe hatte Jürgens gelber Wagen gehalten. Jürgen ließ den Motor laufen, er sprang aus dem Wagen und hielt ihr die Beifahrertür auf. Eva stieg ein. Im Wagen küssten sie sich kurz und verschämt auf den Mund. Immerhin waren sie verlobt. Jürgen fädelte sich in den Verkehr ein. Eva, die normalerweise während der Fahrt lebhaft und zusammenhanglos wie ein Kind kommentierte, was sie links und rechts am Straßenrand sah, blieb still. Sie schien die Menschen nicht zu sehen, die um diese Zeit nach Hause liefen, mit Einkäufen beladen, Kinder an den Händen hinter sich herziehend, die immer wieder an den beleuchteten Schaufenstern hängen blieben. Jürgen warf ihr prüfende Blicke zu, als suche er nach einer sichtbaren Veränderung, einem Zeichen, das der Tag an ihr hinterlassen hatte. Aber ihr Aussehen war unverändert. Dann fragte er: »Na, nervös?« Eva wandte sich zu ihm und musste lächeln. Sie nickte. »Ja.« Denn sie hatten etwas vor, das sich fast verboten anfühlte.

Zwanzig Minuten später fuhr der Wagen in eine andere Welt, wie es Eva vorkam. Sie passierten ein hohes, weißes Metalltor, das wie durch Geisterhand auf- und hinter ihnen wieder zuschwang, sie kurvten eine endlos erscheinende Auffahrt hinauf, die von halbhohen Laternen gesäumt war. Eva spähte hinaus in die Dunkelheit, vorbei an den noch kahlen Bäumen und Büschen, und erahnte dahinter weite Rasenflächen. Sie dachte daran, wie gut Stefan hier Fußball spielen könnte. Und sie dachte an die zwei Blumenkübel, die ihr Vater in jedem Frühjahr aus dem Keller herauftrug, die ihre Mutter mit roten Geranien bepflanzte und die den Eingang der Gaststätte schmücken sollten. Das Haus tauchte plötzlich wie aus dem Erdboden vor ihnen auf. Es streckte sich lang hin, modern und weiß. Es wirkte unpersönlich wie eine Garage, was Eva seltsamerweise beruhigte. Jürgen hielt davor und nahm kurz ihre Hand.

»Bereit?«

»Bereit.«

Sie stiegen aus. Jürgen wollte ihr sein Haus zeigen, das auch bald ihr gehören sollte. Jürgens Vater und Brigitte waren noch immer auf ihrer Nordseeinsel. Und während sie sich dort bei ihrem täglichen Gang vor dem Abendessen am Meer entlang dem stürmischen Wind entgegenstemmten, ahnten sie nicht, dass der Sohn zur selben Zeit seine blonde Verlobte durch alle Räume ihres Anwesens führte. Sogar das schmucklose, aber gediegene Schlafzimmer des Vaters öffnete Jürgen für Eva. Sie war überwältigt von der Anzahl der Zimmer, von der Großzügigkeit, von den eleganten Farben. Sie sah nach oben unter die hohen Decken, die dem Vater wichtig gewesen waren, wie Jürgen erklärte, denn er brauchte Luft über dem Kopf, um zu denken. Evas Absätze klackerten abwechselnd hell auf den glatten Marmorböden und versanken tief in den dicken cremeweißen Wollteppichen. Auch die Bilder an den Wänden wirkten auf Eva so ganz anders als ihre friesische Landschaft zu Hause. Sie betrachtete ein in scharfen, schwarz umrandeten Formen gemaltes Haus an einem seltsam aufgerichteten See, der aber absichtlich so falsch gemalt war. Das erkannte Eva. Sie dachte an ihre Kühe zu Hause. Als sie sechs oder sieben Jahre alt gewesen war, hatte sie allen Namen gegeben. Eva versuchte, sich an diese zu erinnern, und sagte sie Jürgen auf: »Gertrud, Fanni, Veronika …«

»Guten Abend, Herr Schoormann. Fräulein …« Eine dralle Frau mittleren Alters in einem beigen Kittelkleid hatte das Zimmer betreten. Sie trug ein Tablett mit zwei gefüllten Kelchgläsern darauf. Jürgen nahm die Gläser herunter, reichte eines davon Eva.

»Frau Treuthardt, dies ist Eva Bruhns.« Frau Treuthardt starrte Eva aus ihren leicht hervorquellenden Augen unverblümt an.

»Willkommen, Fräulein Bruhns.«

Jürgen legte den Finger an die Lippen und machte »Psst« zu ihr. »Das bleibt aber geheim. Das ist heute ein erster, inoffizieller Besuch.«

Frau Treuthardt kniff verschwörerisch die Augen zusammen, was wohl ein Zwinkern sein sollte, und zeigte eine Reihe von kleinen, gesunden Zähnen. »Beileibe! Von mir erfährt keiner was. Ich mache mich dann an das Abendessen, wenn's recht ist.« Jürgen nickte, Frau Treuthardt wollte hinausgehen.

»Kann ich Ihnen vielleicht in der Küche helfen, Frau Treuthardt?«, fragte Eva wohlerzogen.

»Das fehlte noch, dass die Gäste hier selber kochen müssen!« Frau Treuthardt ging hinaus. Jürgen sagte amüsiert zu Eva: »Sie ist etwas ungehobelt, aber sie macht ihre Arbeit sehr ordentlich.«

Die beiden stießen miteinander an, sie tranken. Die prickelnd kalte Flüssigkeit schmeckte herb und nach Hefe, fand Eva. Jürgen

sagte: »Das ist Champagner. Willst du jetzt die Krönung der Dekadenz sehen? Nimm dein Glas mit.« Eva folgte Jürgen neugierig. Sie liefen über einen gefliesten Flur in den ›Westflügel‹, wie Jürgen ihn ironisch nannte. Der beunruhigende Geruch, den Eva schon die ganze Zeit wahrgenommen und für ihre Einbildung gehalten hatte, wurde stärker. Jürgen öffnete eine Tür, schaltete die Deckenbeleuchtung ein, und Eva trat in einen himmelblau gekachelten, weiten Raum. Das Schwimmbad. An der Längsseite rechts gab eine lange Glasfront den Blick in den dunkelgrünen Garten frei. Ein paar vereinzelte Außenlampen erzeugten diesige Lichtkreise. ›Wie ein schlecht gepflegtes Aquarium sieht es aus‹, dachte Eva, ›in dem schon lange kein Fisch mehr geschwommen ist.‹ Dagegen wirkte das Wasser des Beckens frisch. Es lag mit seiner spiegelglatten Oberfläche unberührt da.

»Möchtest du eine Runde schwimmen?«

»Nein, nein danke.«

Eva wollte sich jetzt nicht ausziehen und nass werden. Jürgen wirkte enttäuscht. »Jürgen, ich habe ja auch gar keinen Badeanzug dabei.« Da öffnete Jürgen einen Wandschrank, in dem auf Bügeln mindestens fünf verschiedene Exemplare hingen. »Das sollte nicht das Problem sein. Ich lasse dich auch allein.« Eva wollte wieder Nein sagen. Aber Jürgen fuhr fort: »Ehrlich gesagt, Eva, ich muss noch ein Telefonat führen. Und das kann etwas dauern. Badekappen findest du in der Dusche da.« Jürgen nahm einen Badeanzug vom Bügel, drückte ihn Eva in die Hand und ging hinaus. Eva war allein. Sie sah, dass vom Grund des Beckens kleine Bläschen aufstiegen. Wie in ihrem Sektglas, das sie noch immer in der anderen Hand hielt. ›Ach nein, das ist ja ein Champagnerglas.‹ Eva nahm einen weiteren Schluck und schüttelte sich leicht.

Zehn Minuten später stieg Eva in dem etwas zu engen blassroten Badeanzug über die Metallleiter in das Becken. Sie hatte ihr dickes Haar mühsam unter eine weiße Kappe aus Gummi gestopft und stieg Stufe für Stufe gehorsam hinab. Sie verursachte kleine Wellen, das Wasser umfing sie wärmer, als sie erwartet hatte. Als es ihr bis zu den Brüsten reichte, löste sie sich von der Leiter und schwamm. Sie drehte sich auf den Rücken. Hoffentlich hielt die Badekappe dicht. Wenn Evas Haare nass wurden, dauerte es eine halbe Stunde, sie mit einem Fön zu trocknen. Eva breitete die Arme und Beine aus, sie legte sich auf das Wasser und schaute zu den summenden Leuchtröhren unter der Decke. Wie wunderlich, in einem fremden Haus zu schwimmen. Mit teurem Champagner im Magen. In einem Badeanzug, der ihr nicht gehörte. Noch nie hatte Eva sich weniger vorstellen können, ihr bisheriges Leben zu verlassen, um hier mit Jürgen zu leben. Aber das war der Lauf der Dinge. Eva musste an Jan Kral denken, der vielleicht

schon wieder auf dem Weg nach Hause war. Vielleicht flog er gerade jetzt mit dem Flugzeug hoch oben über das Haus mit dem Swimmingpool hinweg, auf dem Weg nach Polen. Über Wien. Diese Reise hatte Eva auch schon einmal gemacht, vor zwei Jahren zu einem Wirtschaftskongress in Warschau. Dort hatte sie ihre Unschuld verloren. Eva drehte sich auf den Bauch und tauchte kopfüber unter. Sie schwamm auf den Grund des Beckens und konnte spüren, wie das Wasser langsam unter ihre Badekappe drang. Aber sie blieb unten, bis sie es nicht mehr aushalten konnte.

In seinem Wohn- und Arbeitszimmer wanderte Jürgen auf dem dicken Teppich lautlos auf und ab. Er telefonierte nicht, er hatte Eva belogen. Er hatte keinen Gesprächstermin. Jürgen wollte prüfen, wie es sich anfühlte, wenn Eva hier war, nebenan, irgendwo, in einem anderen Raum, ohne dass er sie sehen konnte. Wie fühlte es sich an, wenn sie hier mit ihm lebte? Er musste zugeben: Es war schön, Eva im Haus zu wissen. Wie ein kleines neues Organ, das frisches Leben in einen alten Körper pumpte.

Später saßen Eva und Jürgen am langen Esstisch übereck beieinander. »Nein, nicht gegenüber, Eva, wir sind hier ja nicht bei Graf Koks«, hatte Jürgen gescherzt. Evas Haar lag offen und noch immer feucht auf ihrem Rücken. ›Es hat etwas Verruchtes‹, dachte Jürgen, der sie aus dem Augenwinkel beobachtete, ›etwas Enthemmtes.‹ Aber er verbot sich sofort den Wunsch, sie zu küssen. Nicht im Haus seines Vaters, bevor der nicht von Eva wusste. Sie aßen ein von Frau Treuthardt zubereitete Hirschragout. Jürgen erzählte ausführlich von dem bedeutenden Architekten, der das Haus vor acht Jahren »als Reflexion über den frühen Mies van der Rohe« erbaut hatte. Eva dachte an die Häkeldeckchen zu Hause und versuchte, sich den Architekten in ihrer Stube vorzustellen. Schließlich fragte sie Jürgen, was der Architekt wohl sagen würde, wenn er hier zu Besuch käme und es würden plötzlich überall Häkeldeckchen auf den Möbeln liegen. Jürgen sah Eva verständnislos an. »Ich warne dich, das ist meine Aussteuer. 56 Häkeldecken für jeden Zweck.« Jürgen verstand und erwiderte betont ernst: »Auch Häkeldeckchen folgen dem architektonischen Prinzip der Symmetrie.« Jürgen lachte los wie ein Kind, dem ein frecher Streich gelungen war. Eva lachte mit und noch mehr, als sie hörte, dass der Architekt Egon Eiermann hieß. Und wie würde Herr Eiermann wohl gucken, wenn er hier in seinem Haus plötzlich die friesische Landschaft mit ihrem sehr roten Abendrot über dem Kamin entdecken würde? Wenn er die Kühe sähe? Aber mitten im Glucksen und Kichern sah Eva ihren Vater vor sich, wie er zu Hause manchmal das Bild betrachtete und tief durchatmete. Dann hatte er Heimweh. Und sie sah, wie ihre Mutter ängstlich den Rahmen abstaubte, denn das Bild war teuer gewesen. Dafür, dass es nur an der

Wand hing. Eva wurde ernst, fast traurig.

»Ich komme mir vor, als ob ich meine Eltern verrate.«

Auch Jürgen lachte nicht mehr und nahm Evas Hand. »Du musst dich für deine Eltern nicht schämen.«

Nach dem Essen gingen sie in Jürgens Wohn- und Arbeitszimmer hinüber. Jürgen legte eine Schallplatte auf und setzte sich zu Eva auf das graue breite Sofa. Eva dachte nicht zum ersten Mal, dass sie mit Jazzmusik einfach nichts anfangen konnte. Sie wusste nicht, wann ein Lied anfing oder aufhörte. Auch dazwischen fand sie sich nicht zurecht. Sie mochte Musik, bei der sie den nächsten Ton schon hörte, bevor er erklang. Das war bei Jazz nicht so. Eva bat Jürgen um etwas mehr Wein, der ihr angenehm den Kopf vernebelte und alles im Raum noch schöner erscheinen ließ, das warme Licht, die hohe Bücherwand, den sympathisch ungeordneten Schreibtisch vor den bodentiefen Fenstern. Eva blinzelte träge und schloss die Augen. Ein Bild von Menschen mit Koffern tauchte vor ihr auf. Es herrschte Gedränge, Männer in Uniformen gaben kurze, gezischte Befehle. Eine alte Frau mit einem gelben Stern am Mantel zog etwas aus ihrer Manteltasche, drückte es einer jüngeren Frau in die Hand und sagte: »Halte deine Würde fest!« Dann wurde die alte Frau fortgerissen, die junge Frau blickte in ihre Hand. Eva öffnete die Augen und richtete sich auf dem Sofa auf. Sie wollte nicht an das denken, was die Zeugin heute erzählt hatte, nicht an das Einzige, was ihr von der Großmutter geblieben war und was ihr dann im Lager gestohlen worden war.

»Welches Zimmer bekomme ich denn dann eigentlich?« Jürgen, der den Kopf auf die Rückenlehne gelegt hatte und rauchend der Musik lauschte, antwortete abwesend: »Den Hauswirtschaftsraum … Willst du den noch sehen? Und die Küche? Die ist vor allem groß …«

»Das meine ich nicht. Ich brauche auch einen Schreibtisch!«

»Du kannst doch meinen benutzen, wenn du mal einen Brief schreiben musst.«

Jürgen erhob sich und drehte die Platte um. Eva merkte, dass sie Bauchschmerzen bekam. Sie vertrug Wild nicht gut. Zudem hatte Frau Treuthardt das Hirschfleisch zu scharf angebraten Die ohnehin dunklen Brocken waren fast schwarz gewesen. Sie lagen ihr wie Kohlen im Magen. Oder wie dem Wolf die Steine statt der jungen Geißlein, ein Märchen, das Stefan sich heute noch von ihr vorlesen ließ, obwohl er schon groß war. Jürgen setzte sich wieder zu ihr und legte ihr ein dickes Fotoalbum in den Schoß.

»Ich möchte dir Bilder meiner Mutter zeigen.«

Eva versuchte, ihre Bauchschmerzen nicht zu beachten, und blätterte in dem Album. Jürgens Mutter war eine zarte, schwarzhaarige Frau und auf fast allen Bildern unscharf. Einmal sah man die lachenden Eltern, die ihren kleinen Jürgen zwischen sich

genommen hatten. Sie standen vor einem Biergarten. Eva erkannte Jürgen an seinem ernsten Blick. Und sie kannte den Ort.

»Das ist oben auf dem Hausberg. Vor der Schänke.«

»Ja, das war im Sommer ’41, zwei Tage später wurde mein Vater verhaftet.«

»Warum?«

»Er war Kommunist. Ich habe ihn erst vier Jahre später wiedergesehen.«

Jürgen verstummte und drückte seine Zigarette in einem schweren Glasaschenbecher aus. Offensichtlich wollte er nicht mehr dazu sagen. Eva schien es, als bereute er, ihr überhaupt das Album in die Hand gegeben zu haben.

»Deine Mutter sieht hübsch aus. Und freundlich. Ich hätte sie gern kennengelernt.«

Eva blätterte um, doch es waren keine Bilder mehr eingeklebt. Eine lose Fotografie rutschte heraus. Eva nahm sie in die Hand, es war eine Postkarte, die eine bergige Landschaft zeigte. Eva drehte die Karte um, die Rückseite war eng beschrieben. Es war eine Kinderschrift. »Meine liebe Mutti …« Bevor Eva weiterlesen konnte, hatte Jürgen ihr die Karte fortgenommen.

»Ich wurde aufs Land geschickt, ins Allgäu«, sagte Jürgen und setzte nach einer Pause hinzu: »Seitdem kann ich den Geruch von Kühen und Kuhmilch nicht ertragen.« »Was war denn so schlimm da?«, wollte Eva wissen. Jürgen legte die Karte zurück in das Album, klappte es zu und legte es auf den Glastisch.

»Ich wollte bei meiner Mutter bleiben, ich hatte das Gefühl, ich müsste sie beschützen. Wie kleine Jungs eben so sind. Sie ist dann umgekommen.«

Eva strich Jürgen über die Wange. Jürgen sah sie an, und plötzlich entwischte ihr ein kleiner, aber unüberhörbarer Pups. Dieses verfluchte Hirschragout. Evas Gesicht wurde tiefrot. Wie peinlich. Jürgen lächelte leicht. Dann küsste er sie doch. Sie rutschten auf das Sofa, atmeten schneller, sahen sich an, lächelten verlegen, küssten sich wieder. Jürgens Hand fuhr an Evas nacktem Arm empor, vorsichtig griff er in ihr fast trockenes Haar, das ganz leicht nach Chlor roch. Eva zog Jürgen das Hemd aus der Hose und fuhr dann mit beiden Händen darunter. Doch plötzlich wich er zurück.

»Willst du mich verführen?«

»Oder du mich?« Eva lachte. Aber Jürgen sagte grimmig: »Ich habe dir meine Meinung gesagt! Bevor wir nicht verheiratet sind …« »Aber ist das nicht ein bisschen unmodern?« Eva wollte Jürgen wieder umarmen. Nicht weil sie voller Lust war. Sie hätte einfach gern den Geschlechtsakt endlich vollzogen, den letzten Bund geschlossen, eine Art Verpflichtungserklärung, wie sie fand. Doch da hielt Jürgen Evas

Hand fest, und sie erschrak über seinen finsteren Blick. Einen kurzen Moment lang dachte Eva, er wolle sie schlagen. Sie setzte sich aufrecht hin und schwieg. Die Musik endete mit einem lang gezogenen Ton, der immer leiser wurde. Die Platte lief aus. Eva sagte: »Ich verstehe dich nicht.«

»Ich fahre dich nach Hause.«

Während Eva und Jürgen in seinem Wagen durch die spätabendliche Stadt fuhren, und Eva versuchte, ihre schlimmer werdenden Blähungen zu unterdrücken, brannte in den Büros der Staatsanwaltschaft noch Licht. Im Konferenzraum bereiteten David Miller und die anderen Referendare die Fragen und Dokumente für den nächsten Tag der Beweisaufnahme vor. In seinem Büro saß rauchend der Hellblonde mit dem Generalstaatsanwalt im trüben Lichtkreis einer Schreibtischlampe und sprach leise über die Gerüchte, dass Richter und Beisitzer von alten SS-Seilschaften der Angeklagten bedroht würden. Und im Städtischen Klinikum beendete Annegret ihre Schicht. Sie ging über den Vorplatz, ein Eiswind fegte ihr entgegen. Würde es wieder Frost geben? Diese Frage hatte Annegrets Kolleginnen in der Pause beschäftigt. Ihr war das Wetter gleichgültig, sie fror fast nie und knöpfte auch heute ihren dunkelblauen, zeltartigen Mantel nicht zu. Sie wollte nach links zur Straßenbahnhaltestelle laufen, doch da sah sie, dass jemand auf sie zu warten schien: Doktor Küssner lehnte an seinem dunklen Wagen und löste sich von der Karosserie, als er sie kommen sah. Annegret tat zunächst so, als sehe sie ihn nicht. Aber er winkte leicht und rief dann sogar leise: »Schwester Annegret?«

Annegret kam heran und schwieg abwartend, während der Wind an ihrem offenen Mantel zerrte. Küssner war verlegen und sagte etwas von »ganz zufällig erfahren, dass sie beide ja dieselbe Richtung hätten« und »sehr gerne mitnehmen«. Annegret ließ ihn reden. Sie wusste, dass der Anfang einer neuen Affäre für sie gekommen war. Sie hatte es schon seit Längerem an seinen Blicken und Andeutungen wie »Meine Frau hat nie Zeit für mich« ablesen können. Außerdem hatte seit einigen Tagen das Kartenbild eine eindeutige Sprache gesprochen und ihr an entsprechender Stelle den Karokönig gezeigt. Es war immer dasselbe.

Annegret stieg zu Doktor Küssner in den Wagen. »Möchten Sie gleich nach Hause? Oder haben Sie noch Gelegenheit für einen kleinen Schoppen?« Er wartete ihre Antwort nicht ab, fuhr an und sprach nervös weiter. »Ich muss noch mal sagen, wie gut Sie das auch wieder mit dem kleinen Bartels hinbekommen haben. Trotzdem hat der Vater an die Leitung geschrieben. Und die treten mir auf die Füße, aber wir können ja auch nicht mehr tun als Hygiene, Hygiene, Hygiene … Oder was übersehen wir?« Aber statt einfach eine Antwort zu geben,

geschah mit Annegret etwas Ungewöhnliches: Sie begann zu schluchzen. Sie klang wie eine kranke Katze in einem Abflussrohr. Ihr rundes Gesicht verfärbte sich rosa, sie grunzte und heulte. Sie bot keinen besonders anziehenden Anblick. Doktor Küssner fuhr langsamer und sah immer wieder zu ihr hinüber. Schließlich hielt er am Fahrbahnrand und schaltete etwas hilflos das Warnblinklicht ein. Er hatte sich das anders vorgestellt. Aber Annegret wollte nicht aufhören. Noch nie hatte sie so stark empfunden, dass ihr Leben verpfuscht war. Zu Ende, bevor es angefangen hatte. Doktor Küssner reichte ihr schließlich sein unbenutztes, von seiner Frau gebügeltes Taschentuch und sagte: »Wir sind ein Verkehrshindernis.«

Annegret musste lächeln und beruhigte sich. »Schon gut. Ich würde jetzt gern etwas essen gehen. Im kleinen Weinstübchen.«

Jürgen hatte Eva inzwischen nach Hause gebracht. Beim Abschied hatten sie sich für das Wochenende verabredet, sie wollten einen Ausflug ins Blaue unternehmen, in den Taunus fahren, ein wenig spazieren gehen. »Wenn das Wetter mitspielt«, hatten sie fast gleichzeitig gesagt. Dann hatten sie sich verabschiedet. Beide ernüchtert und skeptisch. Als Eva den dunklen Wohnungsflur betrat, sah sie, dass unter der Stubentür ein Lichtschein hervordrang. Hinter der Tür war es seltsam still. Eva klopfte zart an und bekam keine Antwort. Sie trat ein und erschrak: Ihr Vater lag mit dem Rücken auf dem Teppich, seine Füße und Waden hatte er auf dem Sessel der Mutter abgelegt. Er hatte die Augen geschlossen.

»Vati? Was ist denn passiert?«

»Mein Rücken bringt mich noch um. Ich hab’s deiner Mutter nicht gesagt, sie schläft schon.«

Eva schloss leise die Tür hinter sich und trat zu ihm. »Hast du keine Tabletten mehr?« Ludwig öffnete die Augen, die rot und angestrengt aussahen. »Die schlagen mir doch so auf den Magen.« Eva setzte sich im Mantel auf das Sofa und beobachtete ihren Vater, der ihr leidtat. Fast spürte sie selbst die Schmerzen im Rücken.

»Das hier hat mir die Lenze empfohlen, ihr Mann hat es auch oft im Rücken. Auf den Boden legen und die Beine hoch … damit entlastet man wohl diese Scheiben, diese verfluchten Bandscheiben …« Ludwig ächzte, er sah Eva nicht an, und er fragte nicht wie sonst nach ihrem Tag: ›Und? War heute was Hauptsächliches?‹

Eva dachte an die beiden Väter, denen sie heute begegnet war. Sie sagte unvermittelt: »Da waren heute zwei Männer, die haben beide ihre Familie verloren.«

Ludwig lag einen Moment still. Dann nahm er die Beine vom Sessel und drehte sich mühsam auf die Seite, er ging auf alle Viere, dann auf die Knie. Er fluchte. Immer noch sah er nicht zu Eva. Er sagte: »Im Krieg, da haben viele ihre Familie verloren, ihre Töchter

und vor allem die Söhne.« »Aber das, das hier ist was anderes. Die Menschen sind da aussortiert worden …« Ludwig kam mit einem letzten Ruck auf die Füße und erhob sich ganz. »Ja, ich bin froh, dass ich nie in den Osten musste. Na, Tochter, und jetzt erzähl mal: Wie viele Zimmer haben die Schoormanns?«, fragte Ludwig in plötzlich launigem Tonfall. Eva sah ihren Vater irritiert an, der nun das Licht der Stehlampe löschte, indem er zweimal hintereinander an der Lampenschnur zog. Für jede Glühbirne einmal. Klack. Klack. Es war dunkel im Zimmer. Von der Straße drang eine Ahnung von Licht herein, ihr Vater sah aus wie ein großer schwarzer Geist.

»Vati, in diesem Lager sind an einem Tag Tausende Menschen umgebracht worden.« Eva bemerkte verwundert, dass ihre Stimme fast vorwurfsvoll klang.

»Wer sagt das?«

»Die Zeugen.«

»Nach den vielen Jahren, da täuscht einen schon mal die Erinnerung.«

»Denkst du denn, diese Menschen lügen?« Eva war jetzt erschrocken, so abwehrend hatte sie ihren Vater selten erlebt.

»Ich habe da ja meine Meinung zu gesagt, ob du das überhaupt machen sollst.« Ludwig wollte hinausgehen, er öffnete die Tür. Eva stand auf, folgte ihm und sagte mit gedämpfter Stimme: »Aber das muss doch ans Licht kommen. Und diese Verbrecher, die müssen bestraft werden. Die können nicht einfach weiter frei herumlaufen!« Zu Evas vollständiger Verwirrung antwortete Ludwig: »Ja. Das ist richtig.« Dann ließ er Eva in der dunklen Stube zurück. Sie dachte, dass ihr Vater ihr zuvor noch nie fremd gewesen war. Und dass das ein furchtbares Gefühl war, das hoffentlich schnell verginge. Da hörte sie ein Geräusch hinter sich, eine Art rhythmisches Wischen. Dann ein Winseln. Es war Purzel, der auf dem Teppich saß und wedelte. »Purzelchen … musst du noch mal raus? Na, komm.«

Vor dem Haus wartete Eva darauf, dass Purzel sein Geschäft machte. Ihre Bauchschmerzen waren abgeklungen. Sie holte tief Luft und blies den Atem aus, und folgte der Wolke mit den Augen, atmete noch einmal lang aus, paffte eine größere Wolke. Purzel schnüffelte hier und da, auch an seiner Laterne, aber er erleichterte sich nicht. Eva dachte: ›Irgendetwas stimmt nicht mit ihm.‹ Sie zog ihren Mantel enger um sich. Heute Nacht würde es frieren. Es bildete sich schon Raureif auf den parkenden Wagen. Wie eine Puderzuckerschicht. Nur einer stand mit unberührt dunkler Karosserie da. In diesem Wagen saßen zwei Leute, deren Köpfe immer wieder zu einem einzigen wurden. Eva erkannte ihre Schwester Annegret, die sich mit einem Mann küsste. Eva wandte sich ab und zog Purzel unverrichteter Dinge am Halsband ins Haus. Sicher wieder ein Verheirateter.

Es war schon nach zwei. Eva hatte sich eine zweite Decke übergelegt, doch ihr wurde nicht warm. Noch immer wirbelten die Bilder vor ihrem inneren Auge durcheinander. Ihr Vater auf dem Rücken, Jürgen, der sie zurückstößt, der Zeuge, der in der Garderobe vornübergebeugt dasitzt wie ein Vogel, der gegen eine Scheibe geflogen ist und in sich hineinhorcht, ob er sterben oder leben wird, die junge Frau auf der Rampe, die ihre Hand öffnet, nachdem ihre Großmutter verschwunden ist, darin liegt ein Stück Seife, die Ehefrau des Hauptangeklagten im Waschraum, die sich neben ihr die Hände wäscht. Eva versuchte, Ordnung in ihre Gefühle zu bringen, das Fremde, die Liebe, die Erschrockenheit, der Unglaube, die seltsame Verbundenheit. Wie auch ihre Eltern und ihre Schwester lag sie noch lange wach. Nur Stefan schlief tief und quer über sein Bett hingegossen, vor ihm auf dem Teppich Armeen umgefallener Soldaten und Kuchenkrümel. Als sie gegen vier einschlief, träumte Eva von Frau Treuthardt, die in einer überdimensional großen Küche Hirschragout in einem riesigen Topf kochte. Neben dem Topf türmte sich ein Haufen, der fast so hoch war wie Frau Treuthardt selbst, es waren lauter Fleischbrocken. Eva sagte zu Frau Treuthardt: »Das ist viel zu viel für zwei Personen.« Frau Treuthardt sah Eva daraufhin ungeduldig an: »Aber ich zeige es Ihnen doch. Sehen Sie einfach nur hin.« Frau Treuthardt nahm ein einzelnes Stück Fleisch vom Haufen und ließ es in den großen Topf fallen, dann das nächste und wieder das nächste. Eins nach dem anderen.

Es kam kein ernst zu nehmender Frost mehr, obwohl das allgemein erwartet worden war. Der Winter stahl sich unauffällig davon, ›verabschiedete sich auf Französisch‹, wie der Vater es nannte. Nun wartete man allgemein auf einen ordentlichen Frühling. Eva ging dienstags bis donnerstags ins Bürgerhaus, den Montag verbrachte sie im Büro der Staatsanwaltschaft, um schriftliche Dokumente zu übersetzen. Sie träumte entgegen ihrer Gewohnheit viel. In der Nacht begegnete sie den Menschen wieder, mit denen sie am Tag am Zeugentisch gesessen hatte. Meist redeten sie auf Eva ein, und ließen ihr keine Zeit, ihre eigenen Worte zu finden.

Das Lager begann, ihr auf eine unerhörte Weise vertraut zu werden: die Blöcke, die Abteilungen, die Abläufe. Zu Hause hatte sie niemanden, mit dem sie darüber sprechen konnte. Ihre Eltern oder Annegret wollten vom Prozess nichts hören. Selbst die Artikel, die fast jeden Tag in der Zeitung darüber erschienen, überblätterten sie. Eva fing an, jeden Abend in einem blauen Schulheft aufzuschreiben, was sie am Tag gehört hatte. Ihr anfängliches Gefühl, dass sie mit dem Lager etwas verbinde, dass sie Menschen wiedererkenne, die Frau des Hauptangeklagten, hatte sich verflüchtigt. Mit den anderen Fräuleins, die als Sekretärinnen der Staatsanwaltschaft oder als Stenotypistinnen

im Gericht arbeiteten, hatte Eva sich bekannt gemacht. In den Mittagspausen aßen sie zusammen am selben Tisch und sprachen über Mode und Tanzlokale. Das was im Saal gesagt worden war, darüber wurde geschwiegen.

Abends telefonierte Eva mit Jürgen, wenn er sie nicht abholte und ausführte. Sein Vater und seine Stiefmutter waren inzwischen von ihrer Insel zurückgekehrt und hatten nichts von Evas Anwesenheit im Haus bemerkt. Frau Treuthardt hatte dichtgehalten, sie kniff Jürgen gegenüber jetzt häufig die Augen zusammen, wie er Eva erzählte, und genoss es sichtlich, seine Komplizin zu sein. Der Zustand seines Vaters hatte sich nicht verschlechtert. Im Gegenteil hatte die Seeluft ihm ›das Hirn durchgepustet‹, wie er laut Jürgen wiederholt feststellte. Er mischte sich zu Jürgens Freud und Leid in die Gestaltung des neuen Kataloges ein. Jürgen favorisierte eine Frau im Nerzmantel auf dem Titel. »Wir müssen aus deiner kommunistischen Billigecke rauskommen, Vater!« Doch Walther Schoormann entschied, dass es spielende Kinder im Schnee sein sollten. »Kinder sind unsere Zukunft. Aber davon verstehst du anscheinend nichts, Jürgen!« Das war der bissige Dialog gewesen. Eva wartete täglich darauf, dass Jürgen sie seinem Vater und dessen Frau vorstellen wollte. Aber es kam keine Einladung, und Eva wagte nicht zu fragen. Sie gingen tanzen oder ins Kino, sie küssten sich, wenn sie nicht gesehen werden konnten. Manchmal legte Jürgen seine Hand auf ihre Hüfte oder ihre Brust. Aber es wirkte auf Eva, als hätten sie als Paar keine weitere Zukunft geplant. Eines Abends sahen sie einen schwedischen Film, über den alle mit aufgerissenen Augen und hinter vorgehaltener Hand tuschelten, die Stenotypistinnen und Sekretärinnen im Gericht und die Schwestern um Annegret im Schwesternzimmer. Der Film war erst ab achtzehn Jahren erlaubt, Eva hatte ihn unbedingt ansehen wollen und folgte dann mit wachsender Erregung einer Frau dabei, wie diese in geschlechtlicher Hinsicht keine Hemmungen zeigte. Als zum zweiten Mal die nackten Brüste der Frau in drei Metern Breite auf der Leinwand zu sehen waren, stand Jürgen auf und verließ den Kinosaal. Eva folgte ihm verärgert und stellte ihn im unbeleuchteten Eingang des Waffengeschäfts Will. »Ist das immer noch der Pfarrer in dir? Du bist prüde, Jürgen. Verklemmt!« Jürgen wetterte zurück, dieser Sex da im Film habe nichts mit der Nähe und Erfüllung zu tun, die er sich darunter vorstelle. Nichts mit Liebe. Eva erwiderte: »Ich denke, du brauchst die Ehe dafür? Jetzt plötzlich die Liebe? Dann können wir doch? Aber vielleicht findest du mich einfach nicht anziehend?! Ich wäre dir dankbar, wenn du mir die Wahrheit sagen würdest!« Jürgen hatte Eva daraufhin »lustgeil« genannt. Und obwohl es das Wort laut Evas Wörterbuch gar nicht gab, war sie empört gewesen. Eva konnte es selbst nicht fassen, dass sie bei einem Mann darum bettelte, dass er

mit ihr schliefe. »Dass du mich so erniedrigst!« »Das übernimmst du schon selbst!«

Als Eva nach diesem Kinoabend nach Hause kam, hatte sie noch bei ihrer Schwester angeklopft. Annegret, mit ihren Erfahrungen, hatte schließlich gemeint, Jürgen wäre schwul, und Eva müsste sich überlegen, ob sie damit leben könnte. Eva hatte in dieser Nacht viel geweint, aber am nächsten Morgen stand Jürgen mit Blumen und einem so unglücklichen Gesicht vor der Tür, dass sie ihm verzieh. Sie sah in seine Augen und war überzeugt, dass er sie liebte und begehrte. Sicher, da war etwas, das ihn hemmte. Aber Eva verdrängte den Gedanken, es könnte eine mögliche Andersartigkeit sein.

Eines frühen Morgens wehte von Westen in die noch nachtdunkle Stadt ein erster, lauer Frühlingswind. In der Pension ›Zur Sonne‹ lag der Ungar Otto Cohn schon länger wach, alle paar Minuten nahm er seine Taschenuhr, die er auf dem Nachttisch platziert hatte, in die Hand, klappte sie auf und blickte auf das Ziffernblatt. Die Herren von der Staatsanwaltschaft hatten ihn immer wieder vertröstet, weil alles leider länger dauerte als vorhergesehen. Weil in der Reihenfolge der Anhörungen etwas umgestellt worden war. Er hatte viele Tage geduldig gewartet. Aber heute war es so weit. Hinter den orangefarbenen Vorhängen wurde es langsam hell, ein erster Vogel begann zu zwitschern. Ernsthaft und ausdauernd wiederholte der Vogel die immer gleichen drei Töne. Fü fa fi. Fü fa fi. Als die Uhr sieben zeigte, stand der Ungar auf. Er hatte wie jede Nacht in seiner Kleidung geschlafen. Wie jeden Morgen setzte er seinen tiefschwarzen Hut mit der schmalen Krempe auf und nahm eine kleine dunkelblaue, mit hebräischen Schriftzeichen bestickte Samttasche aus seinem Koffer. Er blickte in den Spiegel und stellte befriedigt fest, dass sein Bart schon über den Hemdkragen hinaus gewachsen war. Als er kurz darauf in seinem Mantel durch den Empfangsraum ging und im Vorbeigehen grußlos den schweren Schlüssel auf den Tresen legte, hielt ihn der Pensionsbesitzer nicht auf, um ihn zum Frühstücken in dem kleinen Raum hinter der Rezeption aufzufordern. Das hatte er nur in den ersten Tagen getan: »Das Frühstück ist im Preis inbegriffen.« Jedes Mal vergeblich. Nachdem Cohn auch heute die Pension ohne Frühstück verlassen hatte, sagte der Besitzer zu seiner Frau, die mit einer frisch gefüllten Kaffeekanne aus der Küche kam, dass dieser Saujude jetzt bestimmt wieder beten gehe. Seine Frau wiegelte ab. Die hätten genug mitgemacht, da müsste man jetzt nicht noch draufhauen. Sie habe in der Zeitung gelesen, dass die Menschen gleich beim Ankommen »sektiert oder wie das heißt« worden seien. Die einen zum Sterben und die anderen zum Arbeiten, wo sie dann aber auch bald dran gestorben seien. Das hätten die nun auch nicht verdient. Ihr Mann zuckte mit den Schultern. Er lasse den Juden ja in Ruhe. Er gebe

ihm ja sogar eine Herberge. Seit Wochen! Obwohl sie hinterher sicher erst mal das Zimmer entlausen müssten. »Du bist halt tief drinnen doch ein guter Mensch, Horst«, sagte seine Frau und verschwand im Frühstücksraum. Der Pensionsbesitzer war sich nicht sicher, ob sie das spöttisch gemeint hatte. Er fand es aber nicht wichtig genug, um weiter darüber nachzudenken. Er hatte das Angebot eines Installateurs zu prüfen, der in vier Zimmern Waschbecken einbauen sollte. Und der Installateur hatte einen unverschämten Preis genannt. Dabei waren sie befreundet.

Inzwischen hatte der Ungar die Westend-Synagoge erreicht. Er nickte dem uniformierten Sicherheitsmann an der Tür kurz zu und betrat den hohen weiß gekalkten Gebetsraum. Ein gutes Dutzend älterer Männer war hier versammelt. Der Chasan, ein kleiner, energischer Mann mit schwarzem Hut, betete der Gemeinde auf Hebräisch vor:

»Gelobt sei der lebendige G-tt! Ihn grenzt nicht Raum, ihn grenzt nicht Zeit. Er ist der Einzige, dem nichts gleicht in seiner hehren Einzigkeit. Er ist nicht Form, ist nicht Gestalt, der Heilige sich gleichend bloß. Der Urbeginn, vor allem Sein: Anfang, der selber anfangslos. So waltet er als Herr der Welt, von dessen Macht das All erzählt.«

Einer der Betenden war ein junger Mann mit einer bestickten Kippa auf dem roten Haar, das ihm im Nacken zu lang gewachsen war. Der Ungar erkannte ihn. Es war ein Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft. Der Rothaarige blickte sich immer wieder um und schaute sich das Verhalten der anderen Gottesdienstbesucher ab. Der Ungar entnahm der Samttasche seinen Gebetsschal, legte sich diesen um, wobei er für sich den entsprechenden Vers dazu sprach. Er murmelte und verfiel in ein leichtes, rhythmisches Wiegen mit dem Oberkörper. Doch er betete heute nicht mit der Gemeinde. Er bat Gott um Verzeihung für das, was er zu tun gedachte. Was er tun musste.

David Miller bemerkte den Ungarn nicht. Auch er folgte nicht dem Chasan, der nun sprach: »Sind nicht alle Helden wie ein Nichts vor dir und Menschen mit großem Namen wie nicht gewesen und Weise wie ohne Erkenntnis und Verständige wie ohne Verstand? Denn die meisten ihrer Werke sind wirr, und die Tage ihres Lebens sind eitel vor dir, und der Mensch hat dem Tier nichts voraus, denn alles ist eitel.«

Auch David Miller betete nicht mit der Gemeinde. Er bat Gott um eine grausame Rache, die über die Angeklagten kommen sollte. Besonders über den Hageren mit seinem Schimpansengesicht, den Angeklagten Nummer vier. Die Bestie.

Obwohl Eva erst für den Nachmittag bestellt war, saß sie schon eine halbe Stunde vor Verhandlungsbeginn auf ihrem Platz in der Reihe hinter dem Tisch der Staatsanwaltschaft. Sie genoss die fast

andächtige Stimmung im Saal. Es waren noch nicht viele Menschen anwesend. Und die wenigen, die den Tag vorbereiteten, die Dokumente und Akten auf den Tischen des Gerichts bereitlegten, bewegten sich bedächtig und leise, sie flüsterten höchstens miteinander. Auch das Licht wirkte gedämpft wie in einer Kirche. Die hohen Scheinwerfer, von denen seit einigen Tagen in jeder Saalecke einer aufgebaut war, um das Tageslicht und die Deckenbeleuchtung zu verstärken und dem Richter zu helfen, auch Nuancen in der Mimik der Angeklagten zu erkennen, waren noch nicht eingeschaltet. Eva trug ein neues hellgraues Kostüm aus einem leichten Stoff, das fast 100 Mark gekostet hatte. Aber sie verdiente jetzt 150 Mark in der Woche. Und in ihrem dunkelblauen Kostüm war sie zu schnell ins Schwitzen geraten. Der Saal war meistens überheizt, die vielen Menschen, fast immer an die 200 Personen, wärmten mit ihren Körpern zusätzlich die Luft und verbrauchten den Sauerstoff. Ab Mittag war es im Saal trotz der Deckenhöhe, trotz der stets gekippten Fenster und obwohl die Saaldiener die Heizungen abdrehten, zum Ersticken warm. Es waren sogar schon Frauen auf der Zuschauertribüne ohnmächtig geworden. ›Aber das hatte vielleicht auch an den schlimmen Beschreibungen der Zeugen gelegen‹, dachte Eva, während sie ihrer Aktentasche die beiden Wörterbücher entnahm. Sie verstand nicht bei allen Zuschauern, warum diese die Verhandlung besuchten. Die Reporter, meist junge, ungekämmte Männer in staubigen Anzügen, erkannte man an ihren Notizblöcken, an ihren seltsam unbeteiligten Gesichtern, auch die Ehefrauen des Hauptangeklagten, der Angeklagten Nummer vier und der Nummer elf, die keinen Verhandlungstag ausließen, waren Eva inzwischen vertraut. Andere Zuschauer mussten Angehörige von Umgekommenen sein. Oder Freunde. Sie hörten sich die Schilderungen mit weiten, erschrockenen Augen an, mit Kopfschütteln, Weinen und auch wütenden Ausrufen gegen die Angeklagten, wenn diese wieder einmal beteuerten: »Ich habe nichts gewusst! Nichts gesehen! Nichts getan! Das entzieht sich meiner Kenntnis!« Dann waren da die Männer, die ohne Regung alles verfolgten, aber deren Sympathien eindeutig den Angeklagten galten, Männer, die in den Pausen zusammenstanden und die, wenn der Hauptangeklagte an ihnen vorbeiging, automatisch die Hacken zusammenschlugen. Aber es gab auch eine Anzahl von Zuschauern, die Eva nicht einordnen konnte. Manche von ihnen kamen jeden Tag und folgten aufmerksam jedem Wort. Eva hatte Jürgen aufgefordert, einmal zuzuhören. Aber er hatte erklärt, er wäre mit dem Herbst/Winter-Katalog zu beschäftigt. Eva wusste, das war eine Ausrede. Aber sie konnte ihn verstehen, sie konnte letztlich auch ihre Familie verstehen. Warum sollte man sich freiwillig dieser Vergangenheit aussetzen? ›Doch warum bin ich hier?‹, fragte sich Eva. Sie wusste

keine Antwort darauf. Warum wollte sie die Aussage des Ungarn hören, den sie damals in seine Pension gebracht hatte, warum wollte sie wissen, musste sie wissen, was ihm geschehen war? Eva hatte ihn seit dem ersten Prozesstag immer wieder im Foyer gesehen. Mit seinem tiefschwarzen, hohen Hut über dem bärtigen Gesicht. Der Verhandlung hatte er als Zeuge nicht folgen dürfen. Aber er saß oft während der Verhandlungsstunden im Foyer neben der Saaltür auf einem Stuhl, den er sich herbeigerückt hatte, als hielte er Wache. Er und Eva hatten manchmal in den Pausen einen Blick gewechselt, aber er hatte nicht zu erkennen gegeben, ob er noch wusste, wer sie war.
Einer der Saaldiener schob zusammen mit einem Techniker einen Rolltisch herein. Darauf stand ein kantiges Gerät, aus dem vorne ein kurzes Rohr mit einer Linse herausragte. Es sah aus wie ein kleiner Panzer ohne Ketten. Ein Episkop. So etwas kannte Eva noch aus der Mädchenrealschule, wenn im Fach Erdkunde der Lehrer Fotografien aus fremden Welten an die Wand geworfen hatte. Meistens nackte Wilde vor ihren rauchenden Hütten. »Ist diese Rasse mehr Affe oder mehr Mensch? Fräulein Bruhns?« Für diese Fragen hatte Herr Brautlecht ein Faible gehabt. Manchmal, wenn er noch nicht anwesend gewesen war, hatten ihre Mitschülerinnen und Eva das Gerät eingeschaltet und aus Zeitungen ausgeschnittene Bilder von den Stars, für die sie gerade schwärmten, daruntergelegt. Junge Männer mit frivol verdrehten Körpern und spitzen Schuhen. Dagegen waren Herrn Brautlechts bemalte Pygmäen gar nichts gewesen. Eva lächelte leicht bei der Erinnerung und beobachtete, wie der Techniker den Rollwagen gegenüber einer weißen Leinwand positionierte, die neben dem Lagerplan aufgehängt worden war. Er suchte mit dem Kabel in der Hand zwischen den Tischen der Angeklagten nach einer Steckdose. Wahrscheinlich wollte man mit dem Gerät Zeit sparen. Bisher waren Fotografien und Beweisdokumente herumgereicht und nacheinander vom Gericht, der Verteidigung und der Staatsanwaltschaft betrachtet worden, was umständlich gewesen war. Der Techniker schaltete das Gerät ein. Ein zitterndes Lichtquadrat erschien auf der Leinwand. Der Saaldiener legte auf Anweisung des Technikers ein Blatt auf die Glasscheibe des Projektors und schloss die Klappe. Auf der Leinwand erschienen einige unscharfe Worte. Der Techniker drehte an der Linse, die Schrift verfloss noch mehr.

»Brauchen wir Sie nicht erst heute Nachmittag?« David Miller ging an Eva vorbei zu seinem Tisch in der zweiten Reihe. »Guten Morgen, Herr Miller«, antwortete sie.

»Werden wir sehen, ob das ein guter Morgen wird.«

Eva wollte etwas Schlagfertiges folgen lassen, aber ihr fiel nichts ein. David nahm einige farbige Mappen aus seiner Aktentasche und legte sie in einer bestimmten Reihenfolge auf den Tisch. Dabei fiel ein

rundes, besticktes Stück Stoff auf den Tisch. Eine kleine Kappe, die David wieder in seine Tasche zurücksteckte. »Was haben Sie eigentlich gegen mich?« David drehte sich nicht zu Eva um, sondern sortierte weiter seine Papiere. »Wie kommen Sie darauf, dass ich etwas gegen Sie habe?« »Sie sagen mir nicht einmal Guten Tag.« David würdigte Eva immer noch keines Blickes. »Ich wusste nicht, dass Ihnen das wichtig ist: Einen schönen guten Tag, Fräulein Bruhns.«
Inzwischen hatte der Techniker die Projektion scharf stellen können: ›Bitte keine Hygienebinden in die Toilette werfen! Verstopfungsgefahr!‹ Diese Zettel hingen im Bürgerhaus in jeder Damentoilette über der Kloschüssel. Der Saaldiener und der Techniker grinsten.

Der Leitende Staatsanwalt, schon in seiner Rüstung, der schwarzen Robe, trat heran und begrüßte Eva mit einem kurzen, aber freundlichen Nicken. Sein helles Haar, das fein wie das eines Säuglings war, ›Engelshaar‹ hieß das laut Annegret,, glänzte feucht. Hatte es angefangen zu regnen? Durch die Glasbausteine war das nicht zu erkennen. David reichte dem Hellblonden eine Mappe.

»Wenn wir heute den Apotheker nicht drankriegen … Hier ist der vorbereitete Haftbefehl. Der spaziert hier heute nicht wieder raus! Und wenn unser Mann im Mond dem nicht nachgibt, dann …«

Der Hellblonde machte eine abwehrende Handbewegung. »Dann? Dann machen Sie ihn höchstpersönlich dingfest, ja? Ich habe Sie schon mehrmals um Besonnenheit gebeten, Herr Miller. Und Sie benehmen sich immer noch so, als wären Sie der Held in einem Westernfilm.«

Der Hellblonde ließ David stehen und ging durch den Saal auf den Vorsitzenden Richter zu, der zusammen mit dem jungen Beisitzer durch eine Nebentür hereingetreten war. Sein Gesicht schien dem Vollmond tatsächlich ähnlicher denn je. Eva dachte, ›unser Mann im Mond‹ sei eine treffende Bezeichnung. Sie lächelte. David warf Eva über die Schulter einen kurzen Blick zu. »Was sehen Sie mich so an?«

Er ärgerte sich offensichtlich, dass sie Zeugin der Zurechtweisung geworden war.

»Ich sehe Sie überhaupt nicht an.«

»Ich bin doch nicht blind.«

»Ich glaube, Sie leiden an übersteigerter Einbildung, Herr Miller!« Eva hatte einmal einen Artikel über Erkrankungen der Psyche gelesen, in dem dieser Begriff vorkam. David blätterte wütend eine Akte auf. Eine der Stenotypistinnen erschien in der Saaltür, Fräulein Schenke. Auch sie trug ein neues Kostüm, es war eng geschnitten und schimmerte in einem matten Rosa. Sie lächelte Eva zu, als sie sich an ihren Platz setzte. Eva lächelte kurz zurück. Sie mochte Fräulein Schenke nicht besonders, die etwas Verschlagenes, ›was Katholisches‹, wie ihr Vater sagen würde, im Blick hatte. Aber Eva mochte David

Miller, das stellte sie in diesem Moment zu ihrer eigenen Überraschung fest. Sie blickte auf seinen Hinterkopf, er hatte sich tief über die Mappe gebeugt. Ihre Bemerkung tat ihr leid, und sie verspürte das Bedürfnis, ihm die Hand auf die Schulter zu legen. Wie eine Freundin.

Wenig später hatten wie üblich zuerst die Zuschauer, dann die Staatsanwaltschaft und danach die Angeklagten und ihre Verteidiger, flankiert von acht Polizisten, ihre Plätze eingenommen. Zum Schluss war das Gericht erschienen, bei dessen Eintreten sich alle Menschen im Saal erhoben. Die Polizisten nahmen hinter der Anklagebank Aufstellung und wirkten dabei eher wie eine Ehrenwache. Wie an jedem Verhandlungstag war kein Stuhl auf der Zuschauertribüne frei geblieben. Otto Cohn stand hoch aufgerichtet am Zeugentisch, auf dem er sich mit drei Fingern seiner rechten Hand leicht abstützte. Sein tiefschwarzer, hoher Hut mit der schmalen Krempe ließ ihn größer erscheinen, als er war. Er hatte sich geweigert, ihn abzunehmen. Er trug seine dünnen Lederschuhe, keine Strümpfe, wie Eva sehen konnte, und den schäbigen Mantel. Cohns Bart erinnerte Eva an den Tannenbaum, den ihr Vater und Stefan am Tag nach Dreikönig auf den Dachboden getragen hatten, um ihn im Frühjahr im Hof zu verbrennen. Eva dachte: ›Er sieht aus, als habe er sich nicht einmal gewaschen, seit ich ihn auf dem Weihnachtmarkt angesprochen habe. Warum hat er sich nicht wenigstens rasiert?‹ Eva schämte sich fast für das ungepflegte Aussehen des Mannes, obwohl sie ihn gar nicht kannte. Sie konnte nicht ahnen, dass Otto Cohn wollte, dass man ihn nicht nur hörte und sah, nein, die Schuldigen auf der Anklagebank, die sollten ihn auch riechen. Cohn sprach mit lauter Stimme auf Deutsch. Mit starkem Akzent zwar, aber gut verständlich. Er hatte darauf bestanden. »Damit die dort mich hören!« Und er redete schnell. Fräulein Schenke und die anderen beiden Fräuleins kamen kaum hinterher mit ihren kleinen, tickernden Stenografiermaschinen. Wie ein Gebirgsbach, der über Gestein sprudelt, berichtete er, dass er als Jude aus dem rumänischen Hermannstadt, das damals zu Ungarn gehört hatte, gemeinsam mit seiner Frau und ihren drei kleinen Töchtern im September ’44 deportiert worden war. »Als wir auf der Rampe ankamen, ausstiegen, da war ein Strom von Menschen, der ging vorwärts. Ich war mit Frau, drei Kindern, drei Töchtern, ich sagte zu ihnen: ›Hauptsache, dass wir fünf zusammen sind. Es wird schon gut werden.‹ Kaum sagte ich das, tritt schon ein Soldat zwischen uns: ›Männer nach rechts, Frauen nach links!‹ Man hat uns geteilt voneinander. Ich habe nicht die Zeit gehabt, meine Frau zu umarmen. Sie hat mir nachgeschrien: ›Komm, küsse uns.‹ Vielleicht aus irgendeinem Fraueninstinkt hat sie gefühlt, was für eine Gefahr uns droht. Ich bin zu ihnen gelaufen, habe meine Frau geküsst, meine drei

Kinder, schon wieder hat man mich auf die andere Seite geschoben, wir sind weiter vorangegangen. Parallel, aber getrennt. Zwischen den zwei Gleisen. Zwischen den zwei Zügen. Auf einmal höre ich: ›Ärzte und Apotheker sammeln sich hier.‹ Habe ich mich auch an dieser Gruppe angestellt. Aus Hermannstadt waren wir 38 Ärzte, einige Apotheker. Auf einmal drehten sich zu uns zwei deutsche Offiziere. Der eine, ein hoher, schön, jung aussehender Mann fragte uns freundlich: ›Wo haben die Herrschaften studiert? Sie zum Beispiel, Sie zum Beispiel?‹ Ich sagte ›in Wien‹, der andere ›in Breslau‹ und so weiter. Der zweite Offizier, den haben wir gleich erkannt, wir haben uns zugeflüstert: ›Das ist doch der Apotheker.‹ Er war oft bei uns Ärzten als Vertreter. Ich sagte zu ihm: ›Herr Apotheker, ich habe zwei Zwillingskinder, die bedürfen einer größeren Schonung. Gestatten Sie, ich arbeite, was Sie wünschen, nur gestatten Sie mir, mit meiner Familie zusammenzubleiben.‹ Da fragte er mich: ›Zwillingskinder?‹ ›Ja.‹ ›Wo sind sie?‹ Ich zeige: ›Dort gehen sie.‹ ›Rufen Sie sie zurück‹, sagte er mir. Worauf ich meine Frau, meine Kinder laut bei ihren Namen rufe. Sie kehren um, sie kommen zurück, der Apotheker nahm sie an der Hand, meine zwei Töchter, führte uns bis zu einem anderen Doktor. An seinem Rücken sagt er mir: ›Na, sagen Sie es ihm.‹ Ich sagte: ›Herr Kapitän, ich habe zwei Zwillingskinder‹, wollte weitersprechen, aber er sagte: ›Später, jetzt habe ich keine Zeit.‹ Mit einer abwehrenden Handbewegung hat er mich weggeschickt. Der Apotheker sagte: ›Also, dann müssen sie zurückgehen in ihre Reihe.‹ Meine Frau und meine drei Kinder sind ihren Weg weitergegangen. Ich begann zu schluchzen, er sagte zu mir auf Ungarisch: ›Ne sírjon, weinen Sie nicht. Die gehen nur baden. In einer Stunde werden Sie sich wiedersehen.‹ Da bin ich wieder zu meiner Gruppe zurückgegangen. Nie habe ich sie mehr gesehen. Der Apotheker, das war der Angeklagte Nummer siebzehn dort. Der mit der schwarzen Brille. In dieser Sekunde war ich sogar in der Seele dankbar dem Apotheker. Ich dachte, er wollte mir etwas Gutes tun. Nur später habe ich erfahren, was das bedeutet hat, Zwillingskinder diesem Arzt in die Hand zu geben zu seinen Experimenten. Ich habe auch die Erklärung gefunden, warum der Arzt sich nicht für meine Mädchen interessiert hat. Meine Zwillingskinder waren Zweieiige, sie waren sich nicht ähnlich. Sie waren jede ganz anders. Die eine war so eine Zarte und –« Der Vorsitzende Richter unterbrach ihn mit seiner schnarrenden Stimme: »Herr Zeuge, sind Sie sicher, dass Sie in dem Angeklagten Nummer siebzehn den Apotheker erkennen, mit dem Sie auf der Rampe gesprochen haben?« Statt einer Antwort griff Otto Cohn in seine Manteltasche, er suchte ein wenig darin herum und zog dann etwas heraus. Es waren zwei Fotografien. Er ging nach vorne zum Richtertisch und legte die Bilder vor. Der Vorsitzende Richter gab dem

Saaldiener, der in die Bedienung des Episkops eingewiesen worden war, ein Zeichen. Der kam ernst heran, nahm die Fotografien. Er schaltete das Episkop ein und legte feierlich das erste Bild auf die Scheibe. Er drehte kurz am Objektiv, und die überlebensgroße Abbildung wurde auf der weißen Leinwand für alle im Saal klar sichtbar. Eva hatte die Fotografie schon einmal flüchtig gesehen, in dem geöffneten Koffer in dem kleinen Pensionszimmer. Jetzt konnte sie das Bild genau betrachten. Man sah eine Familie in einem Garten an einem Tag im Leben. Nebenan schellte die Schulglocke. Die Fenster in der Glasbausteinwand waren gekippt, aber auf dem Schulhof hinter dem Bürgerhaus blieb es still. Eva wusste, es waren Zeugnisferien. Stefan war gestern schon in den Zug zur Oma nach Hamburg gesetzt worden, mit Ermahnungen und einem Proviantpaket, das für fünf Reisen gereicht hätte.

Otto Cohn blickte auf das Bild und erinnerte sich daran, dass seine älteste Tochter Miriam nicht hatte fotografiert werden wollen. Seine Frau und er hatten auf sie eingeredet und sie dann mit Haselnussschokolade bestochen. Man sah auf der Fotografie, dass sie die Backen noch ganz voll davon hatte. Sie kniff die Lippen zusammen und brachte nur ein drolliges Lächeln zustande. Cohn dachte, es wäre richtig, was er vorhatte.

Der Vorsitzende Richter wandte sich zur Anklagebank. »Angeklagter, kennen Sie diese Familie?«

»Nein.«

Der Apotheker entfaltete eine Tageszeitung und begann zu lesen, als ginge ihn das alles nichts an. Der Saaldiener legte die zweite Fotografie in das Gerät. Schon in der Unschärfe erkannte man den Angeklagten Nummer siebzehn im selben Garten. Nachdem der Saaldiener das Bild scharf gestellt hatte, sah man Otto Cohn und den Apotheker im Schein einer wahrscheinlich untergehenden Sonne. Nach einem guten Geschäft bei einem guten Glas Wein. Nebeneinander.

»Angeklagter, erkennen Sie die Fotografie? Geben Sie zu, dass Sie den Herrn Zeugen kennen? Setzen Sie die Sonnenbrille ab!« Der Apotheker nahm widerwillig seine Brille herunter und zuckte wie unbeteiligt mit den Schultern. Er beugte sich zu seinem Verteidiger. Sie tuschelten. Eva sah, dass der Weiße Hase ratlos aussah. Er erhob sich.

»Mein Mandant möchte sich hierzu nicht äußern.«

Da stand der Hellblonde auf und verlas den vorbereiteten Haftbefehl.

»Die Aussagen des Zeugen sind unzweifelhaft. Die Teilnahme des Angeklagten an den Selektionen an der Rampe ist bezeugt …«

Eva sah, dass die Blätter in seiner Hand zitterten, auch David

bemerkte das und drehte sich kurz zu Eva um. Sie wechselten einen Blick, waren beide gleichermaßen angespannt.

»Herr Vorsitzender, es ist nicht mehr mit unserem Recht vereinbar, dass der Angeklagte weiter auf freiem Fuß ist«, sprach der Hellblonde weiter. »Wir beantragen Überführung in die Untersuchungshaft!« Stille.

Der Vorsitzende Richter zog sich mit den Beisitzern zur Beratung zurück. Kaum jemand nutzte in der viertelstündigen Pause die Gelegenheit, um die Toiletten aufzusuchen oder im Foyer eine Erfrischung einzunehmen. Auch Eva blieb an ihrem Platz. Vor ihr kritzelte David lange Reihen von Buchstaben in ein Notizheft. Auf der Zuschauertribüne saßen die Menschen stumm abwartend oder tuschelten leise miteinander. Der Hellblonde stand in der geöffneten Saaltür und sprach mit dem Generalstaatsanwalt, der bei diesem Prozess, so kam es Eva jedenfalls vor, wie ein Wettermännchen auf der Bildfläche erschien und dann wieder verschwand und für Tage unsichtbar in seinem Häuschen blieb. Beide Männer blickten zu Otto Cohn hinüber, der sich hingesetzt hatte. Er hatte sich den Stuhl am Zeugentisch so hingeschoben, dass er die Angeklagten direkt ansehen konnte. Diese nutzten die Pause, um zu dösen oder Dokumente zu studieren. Der Apotheker beachtete Cohn nicht. Er drehte sich nach hinten, indem er einen Arm ausgestreckt über die Stuhllehne seines Nachbarn legte. Er sagte etwas zu dem Mann mit dem Raubvogelgesicht, dem Hauptangeklagten, der wie üblich in den kurzen Pausen reglos und aufrecht dasaß, dabei aber die Menschen im Saal scharf beobachtete. Jetzt nickte er dem Apotheker zu, erwiderte etwas, beide Männer sahen gelassen aus. Eva konnte die Augen nicht vom Apotheker abwenden. Er sah aus wie ein Frosch, ein fetter, zufriedener Frosch, der seinen ehemaligen Vorgesetzten anquakte. Sie starrte zu ihm hinüber, plötzlich wandte er sich wieder nach vorn und blickte Eva direkt an. Auch der Hauptangeklagte war aufmerksam geworden. Beide musterten Eva durch den Saal hindurch. Eva hielt die Luft an, als würde ein übler Atem sie anwehen. Der Apotheker machte eine ironische Verbeugung in ihre Richtung. Eva nahm schnell ihr Allgemeines Wörterbuch zur Hand und begann, geschäftig darin zu blättern. Sie las nach, was ›Ampelkreuzung‹ auf Polnisch hieß.

Als das Gericht Platz genommen hatte und wieder Ruhe im Saal eingekehrt war, verkündete der Vorsitzende Richter, dass er dem Antrag der Staatsanwaltschaft stattgeben würde. Der Angeklagte Nummer siebzehn sei wegen ausreichender Beweislage im Anklagepunkt ›Beihilfe zum Mord‹ am Ende des Verhandlungstages festzunehmen und in die U-Haft zu überführen. Der Apotheker setzte seine Sonnenbrille auf und verschränkte die Arme über seinem teuren Anzug. Er schwieg. Einige seiner Mitangeklagten protestierten,

darunter der Hauptangeklagte: »Es fehlt hier jede Grundlage!« Der Hellblonde blieb reglos, aber Eva sah, dass er kurz seine rechte Faust unter dem Tisch ballte. Auf der Zuschauertribüne klatschten Einzelne Beifall. David Miller wandte sich impulsiv zu Eva um und flüsterte: »Und das war erst der Anfang!« Eva nickte. Auch sie freute sich wie über einen Sieg. Der Vorsitzende Richter bat dann Otto Cohn, der den Vorgang ausdruckslos verfolgt hatte, von seiner Ankunft im Lager und den darauffolgenden Monaten zu berichten. Cohn erhob sich, stützte wieder drei Finger auf den Tisch und erzählte von allem, was er erlebt hatte. Er sprach über eine Stunde und wurde nur selten von kurzen Verständnisfragen unterbrochen. Er habe oft den Hauptangeklagten gesehen, den Adjutanten des Lagers, wie er auf seinem Fahrrad über die Wege gefahren sei, von Block zu Block, er habe vom Angeklagten Nummer vier gehört, den alle fürchteten, der ›die Bestie‹ genannt wurde. Er habe gesehen, wie der Krankenpfleger, der Angeklagte Nummer zehn, einem am Boden liegenden Häftling einen Spazierstock über den Hals legte, dann habe er sich auf beide Enden gestellt und den Mann so zu Tode stranguliert. »Das ist eine schmutzige Lüge!«, rief der Mann, den seine Patienten liebevoll ›Papa‹ nannten, wenn er in ihre Krankenzimmer kam, ihnen das Frühstück brachte oder einen Verband wechselte. Eva merkte, dass ihr übel wurde. Cohn sprach inzwischen unaufhaltsam weiter darüber, was es im Lager nicht gegeben hatte: Brot, Wärme, Schutz, Ruhe, Schlaf und Freundschaft. Und was dagegen im Überfluss vorhanden gewesen war: Dreck, Gebrüll, Schmerzen, Angst und Tod. Cohn schwitzte, er nahm seinen Hut ab, darunter kam eine Halbglatze zum Vorschein, die seinen Bart umso wilder wirken ließ. »Am Tag der Befreiung, da war ich nackt, ich wog 34 Kilogramm, ich hatte schwarzgrauen Ausschlag überall, ich habe Eiter gehustet. Wenn ich an mir heruntersah, das war, als ob ich ein Röntgenbild von mir selbst ansehe. Nur noch Skelett. Aber ich habe mir geschworen, ich will das überleben, weil ich erzählen muss, was geschehen ist.« Cohn legte seinen Hut auf den Tisch und wischte sich mit dem Ärmel seines dünnen Mantels die Schweißtropfen von der Stirn. David dachte, er wirkte auch jetzt noch wie dem Tode geweiht, obwohl er nicht mager war. Cohn sah zu den Angeklagten, als erwarte er eine Antwort. Doch die Männer schwiegen. Nur der Krankenpfleger erhob sich, pumpte sich auf und brüllte in alle Richtungen: »Ich muss dem energisch widersprechen! Niemals habe ich so etwas getan! Ich bin zu so was gar nicht fähig! Fragen Sie meine Patienten, die nennen mich ›Papa‹, weil ich gut zu ihnen bin! Fragen Sie sie doch!« Unter den Zuschauern brach ein Aufruhr der Empörung aus, der Vorsitzende Richter bat nachdrücklich um Ruhe. Eva kämpfte weiter mit ihrer Übelkeit, sie schluckte und schluckte, aber ihr Mund war trocken und ihr Herz klopfte schneller. Der Verteidiger erhob sich

und wollte von Cohn wissen, wer dieser Häftling gewesen sein sollte, den sein Mandant angeblich mit einem Stock getötet hatte? Und wann das gewesen sein sollte? Cohn konnte den Namen nicht nennen, auch das Datum wäre ihm entfallen, aber er hätte es gesehen. Der Verteidiger nahm zufrieden wieder Platz, er zog seine Taschenuhr aus den Falten seiner Robe und blickte darauf. »Keine weitere Befragung nötig.« Als auch von der Staatsanwaltschaft keine Fragen mehr kamen, erklärte der Vorsitzende den Zeugen für entlassen. Eva war erleichtert, dass es gleich eine Pause geben würde, sie atmete durch den Mund und schluckte weiter. Doch da hob Otto Cohn die Hand.

»Ein Letztes muss ich noch sagen. Ich weiß, dass alle die Herren hier sagen, dass sie nicht gewusst haben, was im Lager war. Ich habe am zweiten Tag, als ich dort war, schon alles gewusst. Aber nicht nur ich. Da war dieser Junge, der war sechzehn Jahre alt. Der hieß Andreas Rapaport. Er war in der elften Baracke. Er hat mit Blut an die Wand geschrieben, auf Ungarisch: ›Andreas Rapaport, gelebt 16 Jahre.‹ Nach zwei Tagen wurde er geholt. Er hat mir zugeschrien: ›Onkel, ich weiß, dass ich sterben muss. Sag meiner Mutter, dass ich bis zum letzten Moment an sie gedacht habe.‹ Aber ich konnte es ihr nicht sagen. Die Mutter ist auch gestorben. Dieser Junge, der hat gewusst, was dort ist!« Cohn ging ein paar Schritte auf die Angeklagten zu und schüttelte ihnen beide Fäuste entgegen. »Dieser Junge, der hat es gewusst. Und ihr nicht?! Ihr nicht?!«

Cohn kam Eva vor wie eine Gestalt aus der Bibel. Wie der zornige Gott. Wäre sie einer der Angeklagten, würde sie ihn fürchten. Doch die Männer mit ihren Anzügen und dezenten Krawatten sahen Cohn nur verächtlich, amüsiert oder gleichgültig an. Der Angeklagte Nummer vier, die Bestie mit dem Gesicht eines alten Schimpansen, hielt sich sogar die Hand vor die Nase, als wollte er einen üblen Geruch abwehren.

»Danke, Herr Zeuge, die Befragung ist beendet. Herr Cohn, wir brauchen Sie nicht mehr.« Der Vorsitzende Richter hatte sich zum Mikrofon vorgebeugt. Cohn wandte sich um, er blickte verwirrt, als wüsste er plötzlich nicht mehr, wo er war.

»Sie sind entlassen.«

Da nickte er knapp, drehte sich um und ging zum Ausgang des Saals. Eva sah sofort, dass Cohn seinen Hut auf dem Tisch liegen gelassen hatte. Ohne nachzudenken stand sie auf und ging nach vorn, während der Beisitzende Richter die Mittagspause ankündigte. Sie nahm den Hut und folgte Cohn nach draußen ins Foyer.

Einige Reporter standen schon vor den drei kleinen Telefonkabinen an, die für den Prozess eingerichtet worden waren. In den Kabinen wurde telefoniert, eine war weiß vom Zigarettenqualm, man konnte den rauchenden Mann darin nicht sehen. Aber Eva hörte im

Vorbeigehen, wie er sagte: »Ja, erkläre ich dir doch grade: Der Apotheker, der ist verhaftet … Er hat selektiert!« Es roch dumpf nach dem Kantinenessen, nach Kartoffeln und Kohlrouladen, die es fast täglich gab. Eva war immer noch übel, aber sie vergaß es für den Moment. »Herr Cohn! Warten Sie, Sie haben Ihren Hut vergessen …« Aber Cohn schien Eva nicht zu hören. Er schritt zum Ausgang mit der doppelten Glastür, öffnete diese mühelos und ging hinaus. Eva sah durch die Fenster, wie Cohn, ohne innezuhalten, weitermarschierte, Schritt um Schritt geradeaus. Eva beeilte sich, die beiden schweren Türen aufzuziehen. Sie kam auf den Platz vor dem Bürgerhaus und erkannte entsetzt, dass Cohn ohne nach links oder rechts zu blicken direkt auf die breite, viel befahrene Straße zulief. »Herr Cohn!! Bleiben Sie stehen! Halt!« Cohn reagierte nicht, er lief wie Stefans buntes Aufziehmännchen aus Blech. Ein Harlekin. Eva wollte schneller laufen, aber ihr neuer Rock war so eng, dass sie keine größeren Schritte machen konnte. Sie stolperte voran. Cohn war jetzt zwischen den parkenden Autos. Sie hatte ihn beinahe erreicht. Da schritt er weiter auf die Fahrbahn, hinein in den Verkehr, als steige er in einen rauschenden Fluss, eine Sekunde bevor Eva ihn am Mantelärmel hätte packen können. Eva hörte den Aufprall. Ein weißer Wagen hatte Cohn sofort mit der Kühlerhaube erwischt. Er taumelte zurück, drehte sich um sich selbst und fiel nach vorne wie ein Sack. Eva wurde kurz schwarz vor Augen, als wolle sie mit ihm fallen, dann kniete sie sich zu ihm und drehte ihn mit zitternden Händen auf den Rücken. Der Wagen hatte inzwischen mit quietschenden Reifen ein paar Meter weiter gehalten, andere Wagen hupten, manche Fahrer kurbelten die Fenster herunter und schimpften, da sie ausweichen mussten. Den Mann am Straßenrand sahen sie dabei gar nicht. Cohn war weiß im Gesicht, seine Augen waren geschlossen, und Eva strich ihm über die Stirn. »Herr Cohn, können Sie mich hören …? Hallo, machen Sie die Augen auf … Hören Sie mich?« Eva nahm seine Hand, sie suchte nach dem Pochen seines Pulses und hörte nur ihr eigenes Herz. Jemand kniete neben ihr auf dem Asphalt nieder. David. »Was ist passiert?« David hob Cohns Kopf etwas an. Inzwischen war auch der Fahrer des weißen Wagens ausgestiegen, ein noch ganz junger Mann, ein Fahranfänger, und war herangekommen. Entsetzt starrte er auf den bärtigen Mann ohne Bewusstsein. »Ist der tot? O Gott, was für ein Knall! Ich habe überhaupt keine Schuld!« Da sickerte ein schmales Rinnsal Blut aus Cohns Mundwinkel in den wilden, schmutzigen Bart. Eva erhob sich, ging ein paar Schritte zur Seite, hielt sich mit der rechten Hand am Heck eines geparkten Wagens fest und presste die andere, in der sie noch immer den Hut hielt, auf ihren Magen. Es sah aus, als wollte sie sich nach einer Vorstellung verbeugen, aber sie übergab sich in mehreren kleinen Stößen auf den Asphalt. David

erschien neben ihr und reichte ihr ein Taschentuch. ›Aus Papier! Typisch Ami!‹, dachte Eva durcheinander. ›Ach nein, er war ja Kanadier!‹ Und David sah sie dabei zum ersten Mal freundlich an.
Zwanzig Minuten später schlängelte sich ein Krankenwagen mit Blaulicht und jaulender Sirene durch den Mittagsverkehr auf das Bürgerhaus zu. Eine kleine Menschentraube hatte sich um den Mann auf der Straße gebildet. Einige tuschelten, dass der Mann erbärmlich stinken würde, das sei doch ein Clochard! Betrunken wahrscheinlich auch noch! Ein Polizist mit einem lächerlich kleinen Notizblock sprach mit dem Fahranfänger, der immer wieder den Kopf schüttelte. Ein zweiter Polizist forderte die Reporter, die begierig aus dem Bürgerhaus gekommen waren, auf, das Fotografieren zu unterlassen. Eva kniete wieder bei Cohn und hielt seine Hand, die sich schlaff und kalt anfühlte. Dabei bemerkte Eva nicht, dass der Hauptangeklagte direkt hinter ihr stand und mit seinem Raubvogelgesicht streng auf Cohn herabblickte. »Die Straße hier, die ist zu befahren. Hier gehört ein Zebrastreifen hin!«, sagte er zu seiner Frau, deren Nase unter dem Hütchen noch ein wenig spitzer aussah als sonst. Der Krankenwagen hielt neben ihnen, die Sirene erstarb, und Eva beobachtete hilflos, wie Otto Cohn von einem Arzt kurz untersucht und dann zügig von zwei Sanitätern auf einer Trage in den Krankenwagen verladen wurde. »Wie schlimm ist es denn?«, fragte sie den Arzt. »Werden wir sehen.« »Kann ich mitfahren?« Der Arzt sah Eva an. »Wer sind Sie? Seine Tochter?« »Nein, ich bin … ich bin keine Verwandte.« »Tut mir leid, dann nicht.« »Wohin bringen Sie ihn denn?« »Stadtkrankenhaus.«

Einer der Sanitäter schlug die Türen zu. Der Krankenwagen fuhr ab und war schnell nicht mehr zu sehen. Nur die Sirene hörte man noch eine ganze Weile. Die Menschentraube löste sich auf. David nannte dem Polizisten mit dem kleinen Notizblock den Namen und die Heimatadresse von Cohn, dann wandte sich der Polizist an Eva: »Sie waren Augenzeugin?« Er notierte Evas Namen, und sie erklärte, dass Cohn den Unfall selbst verschuldet hatte. In diesem Moment brauste ein Lastwagen laut an ihnen vorbei. Der Polizist verstand sie nicht, und sie musste den Satz wiederholen: »Er hat den Unfall selbst herbeigeführt.« Der Polizist bedankte sich und ging zu seinem Kollegen. Eva bemerkte, dass sie immer noch den Hut in der Hand hielt.
Nach der Mittagspause, in der wie in geheimer Verabredung niemand über den Unfall gesprochen hatte, übersetzte Eva die Aussage eines Polen, der als Funktionshäftling in der Effektenkammer gearbeitet hatte. Der alte Mann berichtete, wie den Menschen, die in das Lager kamen, sofort alles genommen worden war. Der Zeuge zählte die Mengen von Devisen, Schmuck, Pelzen und Wertpapieren auf, die sich im Laufe der fünf Jahre im Lager angehäuft hatten. Er erinnerte sich

präzise an die meisten Zahlen, und obwohl Eva diese als Erstes in der polnischen Sprache beherrscht hatte, musste sie sich konzentrierten, um keinen Fehler zu machen. Sie vergaß Cohn vorübergehend. Doch als sie am Abend kurz vor sechs die Wohnung in der Berger Straße betrat, legte sie den schwarzen Hut im Flur auf die Garderobenablage und ging sofort, noch im Mantel und ohne das Flurlicht einzuschalten, an das Telefon. Im Dämmerlicht wählte sie die Nummer des Stadtkrankenhauses. Während sie in den Hörer lauschte und auf die Verbindung wartete, entdeckte sie auf den Dielen an der Tür zum Wohnzimmer eine kleine, spiegelnde Pfütze. Purzel war nirgends zu sehen und hatte sie auch nicht wie sonst begrüßt. Am anderen Ende der Leitung meldete sich eine angenehme Frauenstimme: »Stadtkrankenhaus, Aufnahme?«

Eva fragte nach einem alten Mann, nach Otto Cohn aus Ungarn, der mittags eingeliefert worden war. Er hätte einen Unfall gehabt, am Bürgerhaus. Wie es ihm ginge? Aber die freundliche Dame am anderen Ende der Leitung verweigerte Eva jede Auskunft. Da bat Eva, sie in die Säuglingsstation durchzustellen, zu ihrer Schwester.

Im dämmrigen Behandlungszimmer der Säuglingsstation befanden sich Doktor Küssner und Annegret mitten in einer Auseinandersetzung. Sie hatten nur die Lampe über dem Untersuchungstisch eingeschaltet, die normalerweise die kleinen Patienten bestrahlte. Der leere Tisch darunter sah traurig und verlassen aus. Beide waren aufgebracht, flüsterten aber, damit draußen auf dem Flur niemand ihren Streit mitbekam.

»Ich verstehe dich nicht, Annegret. Das ist so eine seltene Gelegenheit!« Küssners Ehefrau war mit beiden Kindern spontan für zwei Nächte zu einem Verwandtenbesuch verreist, und Annegret weigerte sich dennoch, ihn an diesem Abend zu treffen.

»Ich habe keine Lust.«

»Es muss ja nicht bei mir zu Hause sein. Obwohl da auch nichts dabei wäre, wenn eine Schwester mich aufsucht, um mit mir etwas durchzusprechen.«

Annegret lehnte sich gegen den Schrank, auf dem die überdimensionale Waage stand, mit ihrer unerbittlichen Skala und der kalten Metallschale das unbestechlichste Instrument der Säuglingspflege. Annegret verschränkte ihre kräftigen Arme über dem Schwesternkittel.

»Ich habe einfach keine Lust, Hartmut, mein Leben nach eurem Leben auszurichten. Wir sind für nächsten Donnerstag verabredet. Vorher stehe ich nicht zur Verfügung.«

»Du bist so entsetzlich stur.«

Doktor Küssner trat an Annegret heran und strich ihr etwas unbeholfen über die Haare, die frisch blondiert waren und fast weiß

wirkten.

»Verstehst du nicht, ich möchte diese kurze Freiheit genießen. Mit dir.«

»Lass dich scheiden, dann bist du für immer frei.« Annegret meinte das nicht ernst, aber sie wollte hören, wie Küssner sich wand und dieselben Phrasen benutzte, die sie schon so oft von verheirateten Männern gehört hatte.

»Ich habe dir gesagt, dass ich noch etwas Zeit brauche.« ›Ja, das ist einer der beliebtesten Sätze‹, dachte Annegret zufrieden. Sie lächelte. Küssner schob Annegrets Kittel hoch und presste seine Hand zwischen ihre Beine, wo er diese dann reglos verharren ließ. Er war ein unerfahrener Liebhaber. Annegret schob seine Hand von sich und löste sich von ihm. Er setzte sich auf einen metallenen Drehhocker und sah plötzlich erschöpft aus.

»Ich habe mir das einfacher vorgestellt.«

»Eine Affäre zu haben? Dafür brauchst du nur ein bisschen Übung. Jeder Mensch ist doch eine Maschine. Jeder kann Gefühle ein- oder ausschalten. Man muss nur wissen, welche Schalter man drücken muss.«

Küssner sah Annegret an.

»Ich mache mir Gedanken um dich.«

Annegret wollte eine scherzhafte Grimasse ziehen, aber sie erkannte erschrocken, dass Küssner sich tatsächlich um sie sorgte. Sie ging zur Tür.

»Ich brauche Verbindlichkeiten von dir, Hartmut, keine Gefühle.«

Küssner erhob sich, er machte eine Geste, als gäbe er sich geschlagen.

»Gut, dann wie üblich Donnerstag.«

»Und verlieb dich bloß nicht in mich!«, sagte Annegret ernst. Küssner lachte wie ertappt und wollte etwas erwidern. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen; Annegret und Doktor Küssner standen unverfänglich weit auseinander, was sie beide erleichtert feststellten. Schwester Heide sah herein und erklärte missbilligend, wie es ihre Art war: »Da ist Ihre Schwester, am Telefon.« Und Küssner wandte sich betont sachlich an Annegret: »Bitte, Schwester, wir haben ja alles besprochen.«

Annegret ging über den Flur, das Nachtlicht war schon eingeschaltet, und trat an die Anmeldung. Der Telefonhörer lag auf dem Tresen. Sie nahm ihn gewappnet auf, es war ungewöhnlich, dass Eva sie im Krankenhaus anrief. »Ist was mit Vati?« »Nein, Ännchen, keine Sorge, ich brauche mal deine Hilfe.« Annegret lehnte sich gegen den Tresen, hinter dem Schwester Heide Platz genommen hatte. Sie beschriftete Krankenkarten und bemühte sich, geschäftig zu wirken. Annegret vernahm dann verwundert, dass Eva sie bat, sich in der

Unfallchirurgie nach jemandem zu erkundigen. »Ich verstehe überhaupt nicht, von wem du redest, Eva. Wer hat einen Unfall gehabt? Otto wer? Wer ist das?« »Ein Zeuge. Im Prozess.«

Annegret schwieg. Ihre Augen fixierten die Wand hinter Schwester Heide. Hier hing der Schichtplan für den nächsten Monat. Die Tage waren mit bunten Feldern übersichtlich markiert. Ihre waren hellblau wie die Armbändchen der kleinen Jungs, die sie so mochte. Seit zwei Tagen lag wieder ein besonders wonniger Brocken in Saal eins. Michael. Er hatte bei der Geburt fast fünf Kilo gewogen.

»Ich gucke mal«, sagte Annegret in den Hörer.

»Danke, bitte ruf mich gleich zurück, wenn du was erfahren hast.«

Annegret legte auf. Schwester Heide sah sie mit ihrem sauertöpfischen Gesicht fragend an. Annegret ließ den Blick an sich abprallen. Sie ging über den Flur und blieb an der Schwelle zu Saal eins stehen. Noch weinte keines der Kinder, die hier in der Dunkelheit lagen. Bis zur Fütterung blieb Annegret noch eine halbe Stunde Zeit. Sie trat an Michaels Gitterbettchen und strich ihm über den kleinen Kopf, er war wach, starrte mit schwarzen Augen an ihr vorbei und wackelte unkontrolliert mit den Fäusten.

In der Bruhns'schen Wohnung holte Eva aus der Abstellkammer hinter der Küche den Eimer mit dem Putzlappen. Sie wischte die Pfütze auf, die Purzel im Flur hinterlassen hatte. Seine Gassizeiten hatten sich nicht geändert, aber in der letzten Zeit hatte er häufiger in die Wohnung gepinkelt. Er war schon elf, wahrscheinlich war das eine Alterserscheinung. Eva verdrängte den Gedanken an das Theater, das Stefan veranstalten würde, wenn sie den Hund einschläfern lassen müssten. Eva wusch und wrang den Lappen über der Küchenspüle aus, sie sah auf die Uhr. Der Anruf bei Annegret war jetzt eine halbe Stunde her. So eine Nachfrage dauerte doch nicht so lange? In diesem Moment klingelte das Telefon. Eva ging schnell in den Flur und hob ab. »Eva Bruhns?!« Aber es war Jürgen, der aus Westberlin anrief. Er war für ein paar Tage geschäftlich dorthin verreist, um sich in Ostberlin eine Fabrik anzusehen, in der Bettwäsche genäht wurde. Jürgen wirkte aufgeräumt. Er erzählte, dass er von der Qualität der ostdeutschen Ware positiv überrascht sei. Er hoffte, er könne die Bettwäsche günstig einkaufen. Die Mauer sei immer wieder beklemmend. Er hätte einen ausgezeichneten Tafelspitz zum Abendbrot gegessen. Er wohnte in einem Hotel am Ku'damm, mit Blick direkt auf die zerstörte Gedächtniskirche. Er hielte es für einen Fehler, die Kirche nicht wieder aufzubauen. »Solche Mahnmale sind nicht nötig, die tragen die Menschen schon in sich selbst. In ihrer Seele.« Aber Eva hatte nicht die Geduld, Jürgens philosophischen Ausführungen zu lauschen. »Jürgen, entschuldige, aber ich erwarte einen Anruf.« »Von wem?« »Ich erzähle dir das in Ruhe, wenn du

wieder da bist. Ja?« Jürgen schwieg, und Eva konnte sein misstrauisches Gesicht förmlich vor sich sehen, wie sich seine Augen verdunkelten, er aber gleichzeitig zu stolz war, ihr weitere Fragen zu stellen. Jürgen war ein eifersüchtiger Mensch, das hatte Eva schon ein paar Mal im Tanzlokal bemerkt, wenn andere Männer sie aufforderten. Aber es schmeichelte ihr. Das hieß doch, dass sie ihm etwas bedeutete. »Gut, dann legen wir eben auf. Ich wünsche dir eine gute Nacht.« Er war tatsächlich verletzt. Eva sagte: »Ja, wir sehen uns doch morgen. Schlaf gut.« Eva wartete darauf, dass Jürgen einhängte. Aber dann schnarrte seine Stimme aus dem Hörer: »Übrigens, mein Vater und seine Frau wollen dich kennenlernen. Wir gehen essen, am Freitagabend. Ins ›Interconti‹. Einverstanden?« Eva war verblüfft, dann sagte sie froh: »Ja, natürlich. Was hast du ihnen denn gesagt?« »Dass ich dich heiraten will.« Jürgen klang seltsam kühl, als er das sagte, aber das war Eva gleichgültig. »Was? Und? Was haben sie gesagt?« »Wie schon gesagt: Sie wollen dich kennenlernen.« Jürgen legte auf. Eva brauchte noch einen Moment, um ganz zu begreifen, dass endlich ›der Durchbruch‹, wie sie es für sich genannt hatte, geschafft war. Die Angst, Jürgen könnte noch abspringen, war endlich gebannt. Die Schoormanns wussten, dass es sie gab. Dass sie die Braut ihres Sohnes war. Eva rief laut nach Purzel, da sonst niemand in der Wohnung war, den sie in ihrer Freude umarmen konnte. Aber der Hund kam nicht. Eva ging in die Stube und dort auf die Knie. Tatsächlich hockte Purzel als schwarzer Fleck mit zwei glänzenden Augen an der üblichen Stelle unter dem Sofa. Dafür, dass er manchmal erstaunlich verschlagen sein konnte, einen heftig kniff, wenn man überhaupt nicht damit rechnete, hatte er ein ausgesprochen ausgeprägtes Schuldbewusstsein. »Na, komm schon raus, ich reiß dir nicht den Kopf ab.« Purzel rührte sich nicht, aber sie konnte das Weiße in seinen Augen sehen. Eva streckte die Hand aus und zog den Hund langsam am Halsband unter dem Sofa hervor. Dann nahm sie ihn auf den Arm. Wieder klingelte das Telefon, Eva ging mit Purzel in den Flur und hob ein zweites Mal ab. Diesmal war es Annegret. Sie habe mit dem Oberarzt der Unfallabteilung gesprochen. »Dieser Cohn, dem geht es gut.« Eva atmete erleichtert aus. »Wie schön, das sah ganz schön schlimm aus …« »Ist nur eine Gehirnerschütterung gewesen.« »Kann ich ihn besuchen? Ich habe hier noch seinen Hut …« »Er ist schon entlassen. Wollte er selbst so.« »Was? Ach so … Danke, Ännchen, ich bin so froh … ich danke dir …« Klack! Annegret hatte eingehängt. Oder die Verbindung war unterbrochen worden. Eva drückte Purzel an sich, der unwillig strampelte. »Was sagst du dazu?! Heute ist mein Glückstag!« Eva drehte sich mit Purzel auf dem Flur und küsste ihn auf sein hartes, kurzes Fell. »Und ich verrate auch niemandem, was du gemacht hast. Versprochen!« Da schnappte Purzel nach Evas Gesicht. Sie ließ ihn

fallen. »Du bist und bleibst ein Biest!«
Im Stadtkrankenhaus fuhren Schwester Heide und eine Kollegin die Säuglinge in ihren Wägelchen zu den Müttern auf die Frauenstation. Annegret kümmerte sich um Michael, dessen Mutter wegen der schweren Geburt keinen Milcheinschuss hatte und die auch noch zu schwach war, um ihm die Flasche zu geben. Annegret füllte im Schwesternzimmer vier Esslöffel Milchpulver und kochendes Wasser aus einem Kessel in ein Glasfläschchen. Dann zog sie aus der Tasche ihres Kittels den Glaszylinder, der mit einer bräunlichen Flüssigkeit aufgefüllt war. Sie drückte den Inhalt langsam in das Fläschchen, schraubte den Sauger darauf und schüttelte es kräftig. Dann betrat sie Saal eins, hob Michael aus seinem Bettchen und setzte sich mit ihm auf einen bequemen Stuhl, der am Fenster stand. Michael bewegte unruhig sein Köpfchen und drückte seinen Mund an Annegrets Schwesternkittel. Sie lächelte, er suchte die Mutterbrust. Sie prüfte die Temperatur der Ersatzmilch, indem sie sich das Fläschchen an ihre Wange hielt. Dann schob sie dem Jungen den Gummisauger in den Mund. Er begann sofort, kräftig und gleichmäßig zu trinken. Dabei gab er kleine glucksende Laute von sich. Annegret sah auf ihn herab, sie spürte den kleinen, warmen Körper, der ihr vertraute. Und in ihr breitete sich eine große Ruhe aus, goldener schwerer Honig lief ihr warm in alle Glieder. Sie vergaß alles, sie vergaß, dass sie vorhin in der Unfallchirurgischen Abteilung die leitende Schwester nach Otto Cohn gefragt hatte. Sie vergaß, dass die ältere Schwester, die sie flüchtig kannte, sie über den Flur zu einem besonderen Raum geführt hatte. Dabei hatte die Kollegin von der Zumutung gesprochen, die der Patient bedeutet habe. Er sei völlig verwahrlost gewesen. Er habe schlimm gerochen. Annegret vergaß auch, wie die Schwester die Tür zu dem fensterlosen Raum mit dem Kreuz an der Wand geöffnet hatte. Dort lag eine mit einem weißen Tuch bedeckte Gestalt auf einer Bahre. Die Schwester erklärte, eine Rippe habe die Lunge durchbohrt. Er war schon erstickt, als die Kollegen ihn aufluden. Annegret betrachtete den selig saugenden Michael und dachte nicht mehr an die Frage der Schwester: »Kanntest du den?« Annegret vergaß, dass sie an die Bahre getreten war, dass sie neben den verdeckten Füßen der Leiche die wenigen Habseligkeiten des Mannes hatte liegen sehen. Eine abgeschabte Brieftasche, aus der einige, neue Scheine hervorgesehen hatten, eine zerdrückte Taschenuhr, deren Zeiger auf zehn vor eins stehen geblieben waren, und zwei alte Fotografien.
David erfuhr am späten Abend vom Leitenden Staatsanwalt, gerade als er das Büro verlassen wollte, dass der Zeuge an den Unfallfolgen gestorben war. Beide Männer standen sich in der Bürotür gegenüber und sahen sich einen Moment lang stumm an. Die Freude über die Verhaftung des Apothekers hatte einen bitteren Beigeschmack

bekommen. Der Hellblonde bat David dann, sich um die Formalitäten zu kümmern. In Budapest habe Cohn keinen Menschen mehr, der eine Überführung der Leiche in die Heimat bezahlen würde. Sie müssten beim Amt ein Armenbegräbnis beantragen. David versprach, er werde sich selbstverständlich darum kümmern. Der Hellblonde sah ihm nach, wie er langsam über den Flur davonging und am Ende durch die Glastür verschwand. Er konnte sich nicht dagegen wehren: Dieser junge Mann wuchs ihm ans Herz.

Als David das Bürogebäude verließ und die feuchte Abendluft ihn umfing, fühlten sich seine Beine ungewöhnlich schwer an. Cohn musste gestorben sein, während er und Fräulein Bruhns bei ihm gekniet hatten. Seine Seele war zwischen ihnen hindurch entwischt und in den Himmel aufgestiegen. Oder in einem Gullyloch verschwunden. Je nachdem, was für ein Bild man von der Ewigkeit hatte. David war müde. Aber er wollte noch nicht zurück in seine Pension. Er lief nach links, um Sissi zu besuchen. Er wusste, ihre Schicht ›Bei Susi‹ begann erst um 22 Uhr, sie hätten also noch eine gute Stunde zusammen. Nach ihrer ersten Begegnung hatte David das Lokal nicht wieder aufgesucht, sondern hatte andere Etablissements und deren Damen ausprobiert. Vor nicht allzu langer Zeit hatte er aber in einem kühlen, engen Obst- und Gemüsegeschäft drei Apfelsinen gekauft, da er erkältet war und ihm die Vorträge seiner Mutter über Vitamine nicht aus dem Kopf gegangen waren. Während eine dick eingepackte Verkäuferin, deren Hände in Wollhandschuhen steckten, denen die Fingerkuppen fehlten, die Früchte vorsichtig wie rohe Eier in eine Papiertüte gelegt hatte, war eine Frau, schlank und etwas verhärmt, in das Geschäft getreten. Sie hatte langsam ihre Handschuhe ausgezogen und die Kartoffeln in den Kisten geprüft, indem sie diese um und um wendete. Sie trug hellroten Nagellack, der nicht zu ihrer ansonsten farblosen Erscheinung passte. »Die hier haben doch Frost gekriegt.« »Hören Se mal! Ich habe nur einwandfreie Ware!« Die Frau war David seltsam bekannt vorgekommen. Er hatte sie angestarrt, während er seine Apfelsinen bezahlte, und in seinem Hirn gegraben, woher er sie kennen könnte. Aus dem Bürgerhaus? Aus der Staatsanwaltschaft? Sie sah nicht wie eine der älteren Schreibdamen aus. Oder putzte sie im Büro? Sie hatte seinen Blick bemerkt, sich ihm zugewandt und freundlich »Guten Tag« gesagt. Da hatte er den leicht süßlichen Geruch wahrgenommen. Es war Sissi gewesen, mit der er in einem Bett gelegen hatte. In der er gesteckt hatte, in die er sich ergossen hatte. David wurde rot wie sein Haar. Da hatte Sissi gelächelt, und ihr Gesicht hatte sich in viele, feine Falten gelegt, die ihm in dem dunklen Puffzimmer nicht aufgefallen waren. Er hatte ihr die Kartoffeln nach Hause getragen wie ein Schüler, der sich ein paar Groschen verdienen will, und war seitdem öfter bei ihr

gewesen. In ihrer kleinen Hinterhofwohnung, die sie mit ihrem vierzehnjährigen Sohn bewohnte, einem ›Betriebsunfall‹, wie sie sagte,, saßen sie am Küchentisch, redeten und rauchten. Manchmal sahen sie fern auf Sissis neuem Gerät, das ihr ganzer Stolz war. Sie waren wie zwei freundliche Hunde, die sich mochten und ruhig beieinanderlagen. Geschlafen hatte er mit ihr kein zweites Mal. Er hätte es als unpassend empfunden, nachdem er Sissi nun in ihrem richtigen Leben kannte. Vom Prozess wollte sie nichts wissen. Ihr sei es auch schlimm ergangen im Krieg. Und vor allem nach dem Krieg, als die Russen nach Baulitz kamen, wo sie mit ihrem Mann einen kleinen Hof gehabt hatte. Am Ortsausgang.

An diesem Abend bemerkte Sissi, dass David nicht so überlegen auftrat wie sonst. Er wirkte erschrocken und begann schon in der Tür zu sprechen: vom Verkehr, vom Wetter, von dem seltsamen Geruch eben im Vorderhaus. Während Sissi ihm dann in der schmalen Küche den Rücken zuwandte und im Waschbecken ihre Strümpfe wusch, saß David am Küchentisch, hoch aufgerichtet an die Wand gelehnt und erzählte, nicht von Cohn, sondern seine Geschichte. Die Geschichte von ihm und seinem großen Bruder. Sie wären zusammen aus Berlin ins Lager deportiert worden. Sein Bruder wäre im Widerstand gewesen und in die politische Abteilung gekommen. Dort wäre er bei einem Verhör so gefoltert worden, dass er daran gestorben wäre. Und man hätte ihn gerufen, den kleinen Bruder, der ihn wegschaffen musste. Er hätte ihn nicht wiedererkannt. Das Verhör hätte der Leiter der politischen Abteilung geführt. Der Angeklagte Nummer vier. Der, der aussieht wie ein alter Schimpanse. Als David zu Ende erzählt hatte, drehte sich Sissi zu ihm um und begann, die ausgedrückten, aber noch feuchten Strümpfe über eine Leine, die sie der Länge nach durch die Küche gespannt hatte, aufzuhängen. David wartete, dass Sissi sich äußern würde, mitleidig oder entsetzt. Aber Sissi fragte nur, ohne ihn dabei anzusehen: »Hast du das schon deinem Chef erzählt?« David schwieg einen Moment lang brüskiert, dann erklärte er unangemessen streng: »Du hast ja keine Ahnung. Dann wäre ich sofort raus!« David führte aus, eine persönliche Beteiligung würde ihn von der Mitarbeit am Prozess ausschließen. Das nannte sich Befangenheit! Er hatte eine Entscheidung treffen müssen. Und er hatte sich dafür entschieden, kein Zeuge zu sein, sondern die Täter juristisch zu überführen. Von nebenan hörte man dramatisch anschwellende Musik. Sissis Sohn hockte im Wohnschlafzimmer vor dem Fernseher und sah einen Kriminalfilm. David verstummte. Es fielen Schüsse, jemand schrie. Sissi hängte weiter ihre Strümpfe auf. David dachte, er habe die Geschichte anscheinend nicht richtig erzählt. Er räusperte sich und ergänzte, er hätte das noch nie jemandem gesagt. Was auch gelogen war, denn zweimal war er mit Fräulein Schenke, der ansprechenden

Stenotypistin, ausgegangen. Beim zweiten Mal hatte er ihr die Geschichte anvertraut. Unter dem Siegel der absoluten Verschwiegenheit. Seitdem sah Fräulein Schenke ihn in der Verhandlung durch den Saal hindurch immer wieder mitleidig an. Und nicht nur sie, auch die anderen Fräuleins gaben sich ihm gegenüber befangener, bis auf Fräulein Bruhns. Bis zu ihr hatte die Schenke seine Geschichte anscheinend noch nicht weitergetragen. Sissi hatte inzwischen ihre vierzehn Strümpfe aufgehängt. Von einigen Zehenspitzen tropfte es zart auf den Steinfußboden und auf Davids Oberschenkel. Sissi sagte, sie habe jetzt Kopfschmerzen. Sich an Schlimmes zu erinnern sei nicht gut. »Weißt du«, sagte sie, während sie für David eine Bierflasche öffnete, »ich habe so eine kleine Kammer hier drin.« Sie zeigte auf ihren Bauch, direkt unter ihrem Herzen. »Da habe ich alles reingepackt und das Licht ausgemacht und die Tür abgeschlossen. Die Kammer, die drückt mich manchmal, dann nehme ich einen Teelöffel Natron. Ich weiß, dass die da ist. Aber zum Glück weiß ich nicht mehr, was drin ist. Fünf Russen? Zehn Russen? Mein toter Mann? Und wie viele tote Kinder? Keine Ahnung. Tür ist zu und Licht ist aus.«

Am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück, packte Eva den schmalkrempigen Hut in eine große Papiertüte und machte sich auf den Weg in die Pension ›Zur Sonne‹. Dort fand sie den Empfangstresen leer vor, aus einem Raum links dahinter drangen Stimmengemurmel und Geschirrklappern. Die Gäste frühstückten, die Pensionswirtin wandelte mit einer Kaffeekanne zwischen den Tischen hin und her. Der Pensionswirt war nirgends zu sehen. Eva erinnerte sich, welches Zimmer Cohn belegt hatte. Sie stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf und ging den dunklen, mit Teppich auslegten Flur entlang. An der Tür mit der Nummer acht blieb sie stehen. Sie klopfte leise. »Herr Cohn? Ich bringe Ihnen etwas.« Sie erhielt keine Antwort, klopfte noch einmal, wartete und drückte schließlich die Türklinke. Das Zimmer war leer, das Fenster stand weit geöffnet und gab den Blick auf eine hohe Brandmauer frei, die leuchtenden Vorhänge bewegten sich im Durchzug. Trotz der frischen Luft von draußen hing ein durchdringend scharfer Geruch im Raum. ›Wie Gas oder wie das Chloroform, das die Schmerzen betäuben soll, beim Zahnarzt‹, dachte Eva und hielt unwillkürlich die Hand vor Nase und Mund. Sie wich zurück auf den Flur. »Was suchen Sie denn da, Fräulein?« Der Pensionswirt kam heran. »Ich wollte zu Herrn Cohn.« Er musterte sie mit seinen leicht verquollenen Augen. »Sind Sie nicht damals mit ihm hier angekommen? Sind Sie mit ihm verwandt?« Eva schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe nur was von ihm …« Eva hielt zur Erklärung die Papiertüte hoch, die den Wirt aber nicht interessierte. Er trat ins Zimmer. »Wochenlang hat der hier drin gehaust«, stellte er fest und

schloss das Fenster. »Von Hygiene und Körperpflege wissen die einfach nichts. Und ich muss jetzt die Läuse aus den Ritzen kriegen. Und das geht nicht mit gut Zureden. Das geht nur mit Ausräuchern.« »Ist er abgereist?« Der Wirt drehte sich zu Eva um. »Nein, der ist doch totgefahren.« Eva starrte den Mann an und schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber … er hatte … das war doch nur eine Gehirnerschütterung.« »Was weiß ich. Hier war auch schon so ein Staatsanwalt oder was, so ein Rothaariger heute früh, der hat seinen Koffer geholt. Bezahlt ist ja. Nur das Läusemittel, das muss ich natürlich wieder selbst auslegen. Oder zahlen Sie mir das?« Eva drehte sich um und ging ohne zu antworten langsam den Flur entlang, in der linken Hand die Papiertüte. Mit drei Fingern der rechten Hand stützte sie sich leicht an der Wand ab. Sie hatte das Gefühl, einen Halt zu brauchen.

Als Eva eine halbe Stunde später den Flur der Bruhns'schen Wohnung betrat, hörte sie verwundert, dass Geräusche aus ihrem Zimmer drangen. Stimmen und Lachen. Ihre Mutter und ihre Schwester standen am weit geöffneten Kleiderschrank und durchforsteten ihre Kleidung. Zwei ihrer besten Kleider hatten sie schon herausgenommen und nebeneinander an die Schranktür gehängt. Eva sah die beiden Frauen irritiert an. »Was macht ihr hier?« »Wir wollen dir helfen!«, erklärte Annegret, ohne sich zu Eva umzudrehen. »Wir gucken, was du heute Abend am besten anziehst, Kind. Du sollst doch glänzen vor den Schoormanns«, ergänzte Edith. Eva protestierte: »Aber ihr könnt doch nicht einfach in mein Zimmer gehen und an meinen Schrank …« Beide ignorierten Evas Einwand. Annegret zeigte stattdessen auf ein dunkelblaues Etuikleid, das an der Tür hing. »Ich bin für das hier, das macht schön schlank, Mutti für das hellbraune. Aber du kennst ja Muttis etwas gewöhnlichen Geschmack.«

Edith drohte Annegret scherzhaft mit der flachen Hand. »Du pass auf, du!«

»Guck dich doch mal an in deinem alten Sack.« Annegret zupfte an Ediths blau kariertem Kittel, den sie außerhalb der Gaststätte alltags trug. »Und du mit deinen Haaren? Wie Zuckerwatte. Gegen die Natur ist das …«

»Hört auf!«, sagte Eva so ernst, dass Edith und Annegret in ihrer Plänkelei verstummten. Eva legte die Papiertüte mit dem Hut auf das Bett und setzte sich schwer daneben. Edith sah Eva prüfend an und legte ihr die Rückseite der Hand an die Stirn. »Wirst du krank?« Annegret winkte ab. »Ach, Quatsch, Mutti, das ist nur die Nervosität, ob sie bei Hofe bestehen kann. Das wird schon, Evchen! Bald gehörst du zu den oberen Zehntausend!« Annegret grinste etwas schadenfroh und wandte sich wieder dem Schrankinhalt zu. Eva blickte auf den breiten Rücken ihrer Schwester. »Du hast doch gesagt, dass Otto Cohn

nur eine Gehirnerschütterung hatte.« Annegret, die gerade ein weißes Jäckchen über das dunkelblaue Kleid legte, um die Farbwirkung zu prüfen, hielt in der Bewegung inne.

»Ich habe was?«

»Wer ist Cohn?«, fragte Edith irritiert.

»Er ist tot«, sagte Eva in Annegrets Richtung, ohne auf ihre Mutter zu achten. Annegret hängte das weiße Jäckchen wieder in den Schrank. »Ich habe dir nur weitergegeben, was mir der Oberarzt gesagt hat.« »Er muss ja doch schlimmer verletzt gewesen sein. Er muss irgendwo auf der Straße gestorben sein, nachdem er euer Krankenhaus verlassen hat. Wie konntet ihr ihn gehen lassen?« »Woher soll ich das wissen? Was geht mich das denn an, Eva?!« Annegret drehte sich schnell um und sah Eva voll wütender Empörung an. Sie riss dabei so die Augen auf, dass sie ganz leicht nach außen schielte. Eva erinnerte sich, dass Annegret, als sie jünger waren, manchmal so ausgesehen hatte. Und zwar immer dann, wenn man sie beschuldigt hatte, irgendetwas aus der Speisekammer gegessen zu haben. Eva erschrak, als sie begriff, dass Annegret log. »Könnt ihr mich jetzt mal unterrichten, um wen es hier eigentlich geht?«, fragte Edith ungeduldig, während sie das hellbraune Kostüm mit einer Fusselbürste abstrich. »Ein Zeuge aus dem Gericht, Mutti. Er hat gestern …« »Ach so«, unterbrach Edith brüsk und hob abwehrend die Hand mit der Bürste. Es war offensichtlich, dass sie darüber nichts weiter hören wollte. Eva betrachtete die beiden Frauen, die ihr wieder den Rücken zukehrten und sich weiter mit ihren Kleidern beschäftigten, als wäre sie gar nicht da. Eva fühlte sich plötzlich in ihrem eigenen Zimmer nicht mehr zu Hause. Sie stand auf. »Könnt ihr bitte rausgehen?« Beide drehten sich um, stutzten kurz, zögerten. Dann drückte Edith Eva das hellbraune Kostüm in die Hand. »Hör auf mich, nimm das, das ist zurückhaltend und gediegen, damit wirst du einen anständigen Eindruck hinterlassen. Du wäschst dir noch die Haare. Oder?« Edith ging hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten. Auch Annegret wandte sich zur Tür, sie zog bedauernd die Schultern hoch. »Wir wollten dir nur einen Rat geben. Aber wer nicht will, der hat schon.« Dann ging auch sie hinaus.

Als Eva allein im Zimmer war, hängte sie die Kleider wieder in den Schrank und schloss die Türen. Sie nahm den Hut aus der Papiertüte und drehte ihn in der Hand. Der tiefschwarze Samt war an ein paar Stellen abgeschabt, das violette Innenfutter hatte sich gelöst. Das ehemals weiß-blau gestreifte Innenband glänzte speckig und schwärzlich von Schweiß und Schmutz. Auf einem eingenähten Stoffschild stand in gestickter Schreibschrift ›Lindmann-Hüte, Hermannstadt, Telefon 553«. Eva sah sich im Zimmer um. Dann schob sie ein paar Bücher auf ihrem Regal zusammen und legte den Hut auf

die frei gewordene Stelle.
Am Abend kurz vor sieben hielt Jürgens Wagen unter der Laterne vor dem Haus. Eva trug weder das dunkelblaue Kleid noch das hellbraune Kostüm unter dem Wollmantel. Sie hatte sich für ein dunkelrotes Seidenkleid mit tiefem Ausschnitt entschieden, da es ihr elegantestes war. Sie trug keinen Hut. Den Dutt hatte sie höher frisiert als sonst. Die Pumps ließen sie zusätzlich größer wirken, was Jürgen verwundert feststellte, als er ihr die Wagentür aufhielt. Er bemerkte außerdem, dass Eva gar nicht aufgeregt zu sein schien, und machte einen Scherz darüber. Sie schwieg. Sie war seit dem Vormittag in einer seltsam betäubten Stimmung. Als wäre sie dick in Watte gehüllt. Bei Jürgen dagegen lagen die Nerven bloß, er zündete sich eine Zigarette an und rauchte beim Fahren, was Eva noch nicht bei ihm erlebt hatte. Schweigend hörten sie sich die Nachrichten im Autoradio an. Der Sprecher berichtete, dass es in den Vereinigten Staaten in mehreren Städten zu Demonstrationen für Rassengleichheit gekommen sei. In San Francisco im US-Bundesstaat Kalifornien sei das ›Sheraton‹-Hotel belagert worden, weil die Geschäftsleitung bei der Personaleinstellung schwarze Bürger diskriminiert hatte. Über 300 Personen seien verhaftet worden. Nach dem Wetterbericht, der für das Wochenende Frühlingstemperaturen über zwölf Grad versprach, folgte eine Musiksendung. Die ›Plattenkiste am Freitag‹, die Eva jede Woche anhörte, wenn sie nicht ausging. Der junge Sprecher verkündete mit sich überschlagender Stimme, dass die Beatles eine neue Single herausgebracht hätten. Und diese würden die Hörer nun exklusiv hören können! »Can’t buy me lo-ove! Lo-ove! Can’t buy me lo-ove!«, schrien die Sänger ohne musikalisches Vorspiel inbrünstig aus dem kleinen Lautsprecher. Beim vierten ›Love‹ schaltete Jürgen das Radio aus. Sie hatten sich schon einmal über die Beatles gestritten. Eva mochte deren Lieder. Sie fand die Musik mitreißend und die vier jungen Engländer frech und anziehend. Jürgen hatte erklärt, die Musik wäre lediglich unkontrollierter Lärm. Eva hatte erwidert, dass er so spießig sei wie ihre Eltern. Heute Abend wollte sie sich auf keinen neuen Streit einlassen und sagte nichts weiter. Insgeheim aber nahm sie sich vor, am Montag bei Hertie in der Musikabteilung die neue Single zu kaufen. Schon die paar Takte eben hatten ihr gutgetan und ihre gedämpfte Stimmung aufgeheitert.
Wenig später erhob sich vor ihnen das Hotel ›Intercontinental‹ wie eine unüberwindbare Wand vor dem dunkelroten Abendhimmel. »Warst du schon mal drin?«, fragte Jürgen. Eva verneinte. »700 Zimmer. Und jedes einzelne hat ein Bad mit Toilette und ein Fernsehgerät.« Jürgen lenkte den Wagen direkt auf das Gebäude zu, und Eva dachte für einen kurzen Moment, sie würden in die Fassade rauschen, da tauchte der Wagen ab, und sie fuhren über eine

abschüssige Rampe hinunter in die Tiefgarage unter das Hotel. Eva war noch nie in einem Auto unter der Erde gefahren. Die Decke schien sich abzusenken, im Vorbeifahren leuchteten nur ein paar spärliche Lampen, und die bunten Zeichen und Linien auf dem Betonboden schienen Eva unlesbar und geheimnisvoll. Sie hielt sich am Haltegriff über der Wagentür fest. Jürgen steuerte sicher durch das Säulenlabyrinth und parkte neben einer Stahltür, auf der ›Aufgang zum Hotel‹ stand. Jürgen half Eva aus dem Wagen, er hielt sie einen Moment fest, und sie dachte, er wollte sie küssen. Aber er sagte: »Bitte, sprich nicht über den Prozess. Das könnte meinen Vater aufregen. Du weißt ja, er war selbst jahrelang inhaftiert.« Eva war verblüfft. Seit sie regelmäßig ins Bürgerhaus ging, hatte Jürgen ihre Arbeit mit keinem Wort mehr erwähnt. Doch offensichtlich war sie ihm präsenter, als sie gedacht hatte. Eva nickte. »Ja, natürlich. Geht es ihm denn ganz gut im Moment?« Jürgen nickte, aber er sah sie dabei nicht an. Sie betraten den rundum verspiegelten Fahrstuhl. Die kupferfarbene Schaltfläche neben der Tür wies 22 Leuchtknöpfe auf. Jürgen drückte auf den obersten. Während der Fahrstuhl aufwärts fuhr, betrachtete Eva fasziniert die Spiegelbilder rundum von ihnen als Paar, wie sie sich wieder und wieder abbildeten, in großen und kleiner werdenden Schachteln, nah und immer ferner. Eva fand, dass sie gut zusammen aussahen: Jürgen mit seinem schwarzen Haar und dem dunkelblauen Wollmantel, sie in Hellkariert und blond. Wie Mann und Frau. In einer der Spiegelungen fing sie Jürgens Blick auf. Beide mussten lächeln. Der Fahrstuhl hielt ein paar Mal, und weitere Gäste stiegen zu. Es wurde eng. Schließlich machte der Fahrstuhl ›ping‹, das oberste Lämpchen glühte, und die Türen öffneten sich zum Dachrestaurant. Eva, Jürgen und die übrigen Gäste traten zunächst an die Panoramafenster und würdigten den Ausblick. »Die Lichter in den Häusern, die sehen aus wie vom Himmel gefallene Sterne«, sagte Eva leise zu Jürgen. Jürgen strich ihr kurz über die Wange und sagte: »Mach dir keine Sorgen, Eva. Ich glaube, mein Vater, er hat heute einen guten Tag.« Aber es klang mehr danach, als müsste er sich selbst und nicht Eva beruhigen. Sie drückte seine Hand. Im Garderobenvorraum wurden sie von einem Angestellten in einem dunklen Anzug mit einer kleinen Verbeugung begrüßt. Der Herr Direktor und Gattin würden schon in der ›Manhattan Bar‹ warten. Er half Eva aus dem Mantel. Jürgens Blick fiel auf ihr tiefes Dekolleté. »Musste das sein?«, flüsterte er. Eva zuckte zurück, sie fühlte sich, als habe er ihr eine Ohrfeige gegeben. Sie legte ihre Hand auf den Ausschnitt. »Na ja, nicht mehr zu ändern.« Jürgen bot ihr seinen Arm, den sie widerwillig nahm. Die einvernehmliche Stimmung war dahin.

Am chromglänzenden Oval des Tresens der gut besuchten Bar saß Walther Schoormann auf einem der Drehhocker. Brigitte, in

hochgeschlossenem, elegantem Schwarz, stand vor ihm und war gerade dabei, mit einer Serviette und etwas Wasser einen Fleck vom Kragen seiner zu weit gewordenen Anzugjacke zu reiben. Ein Mann in einem Smoking spielte zart beschwingte Musik auf einem schwarzen Flügel. »Brigitte, lass es jetzt sein.« »Der war doch zu Hause noch nicht da! Wie hast du das denn wieder gemacht?« Da sah Walther Schoormann seinen Sohn eintreten. An seinem Arm führte er eine hübsche, vielleicht nicht besonders elegante, aber rechtschaffen wirkende junge Frau. Ihr Kleid hatte einen etwas billigen Schick, und der Ausschnitt war für den Anlass zu tief. Aber ihr Blick hatte nichts Berechnendes, was Walther Schoormann erleichtert erkannte. Brigitte Schoormann dachte: ›Sie hat wunderbar starkes Haar, aber die Frisur ist ja schrecklich altbacken. Der Ausschnitt allerdings, der ist gewagt. Ein interessanter Widerspruch.‹ Eva bemerkte die scharfen, abschätzenden Blicke der beiden. Auch sie gewann im Näherkommen einen unmittelbaren Eindruck: Sie mochte die Schoormanns. Er war sicher launenhaft und unwirsch, so wie er gerade seine Frau von sich schob. Aber er wirkte humorvoll, wach und zugewandt. Gar nicht krank. Seine Frau verzog zwar keine Miene, sie rückte nicht gleich mit ihrer Meinung heraus. Doch für Eva sah sie aus wie jemand, der sich Mühe gab, gerecht zu sein. »Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Fräulein Bruhns.« Und Eva wusste, dass Brigitte es ernst meinte. Sie schüttelten sich die Hände. Jetzt erst bemerkte Eva die Klaviermusik. Der Pianist spielte ›Moon River‹ aus dem Film ›Frühstück bei Tiffany‹, den Eva vor einem Jahr mit Annegret im Kino gesehen hatte. Beide Schwestern hatten die letzte halbe Stunde durchgehend geweint.

Eva seufzte unwillkürlich. Die Anspannung fiel von ihr ab. Der Barkeeper füllte die vier Stielgläser auf dem Tresen mit Champagner, was Eva jedenfalls annahm, und sie stießen im Stehen miteinander an. Eva nahm einen großen Schluck aus dem Glas, ja, es war der gleiche herbe Geschmack, den sie verbotenerweise zum ersten Mal bei Jürgen zu Hause gekostet hatte. Sie sah Jürgen an, der hatte seinen Blick auf ihren Ausschnitt gerichtet. Sie legte die Hand über ihre nackte Haut. Dann gingen sie zu ihrem Tisch, der in einem holzgetäfelten Separee festlich gedeckt war. Eva wurde gleich eingenommen von der warmen Atmosphäre des Raumes, dem leicht orangefarbenen Licht, von dem sie nicht sagen konnte, woher es kam. Hinter den Scheiben blinzelten fern die Lichter der Stadt. Brigitte erklärte, es werde ein sechsgängiges französisches Menü geben. Und Walther Schoormann zog für Eva den Stuhl zurück. »Setzen Sie sich hier an meine linke Seite. Da höre ich besser. Jürgen, du lieber rechts.« Er grinste seinen Sohn an. Der bleckte kurz scherzhaft die Zähne und setzte sich Eva gegenüber.

Im ›Deutschen Haus‹ war an diesem Freitagabend fast jeder Platz besetzt. Allein zwei Stammtische, einer davon vom Karnevalsverein

des Stadtteils, waren zu bewirten. Ludwig kochte, schmorte und briet mit der Hilfe von Frau Lenze, deren Fingerwunde nach etlichen Wochen endlich einigermaßen abgeheilt war, und einer jungen Hilfskraft, die nichts anderes tat, als Geschirr zu spülen und Kaugummi zu kauen. Edith bediente zusammen mit einer ewig grimmigen, aber tüchtigen Kellnerin, Frau Wittkopp, die mit 48 Jahren noch unverheiratet war und es auch bleiben würde. Hinter dem Tresen zapfte der langjährige Angestellte Herr Paten. Es blieb keine Atempause, keine Zeit für einen vertrauten Moment zwischen den Eheleuten Bruhns, obwohl beide wie selten ein Bedürfnis danach hatten. Nur einmal, als Edith etliche schmutzige Teller in die Küche trug, traf sie dort auf Ludwig allein. Die Spülhilfe kaute und rauchte im Hof, und Frau Lenze war auf die Toilette verschwunden. Edith blieb bei Ludwig stehen, der in beeindruckender Geschwindigkeit Schnitzel panierte und in eine große Pfanne mit zischendem Fett legte. »Sind gleich fertig, sechs Minuten. Fünf.« Edith antwortete nicht. Ludwig sah zu ihr und erkannte betroffen, dass sie weinte. Er wandte sich zu ihr und wischte ihr etwas unbeholfen mit seiner mehligen Hand über die Wange. Dann nahm er ein Geschirrtuch, um die Tränen und das Mehl vom Gesicht seiner Frau zu entfernen.

»Was ist denn, Mutti?«

»Bald sind wir ihr nicht mehr gut genug.«

»Ach was! Unsere Tochter, die lässt sich doch nicht blenden.«

Frau Lenze kam zurück in die Küche. Ihr Finger würde schmerzen, er wäre seit dem Unfall nicht mehr derselbe. Edith schluckte weitere Tränen hinunter, sie nahm fünf mit Gurkensalat angerichtete Teller und balancierte diese hinaus in den Gastraum. Ludwig wendete die Schnitzel und fluchte. Sie waren etwas zu braun geworden. »Ach, gehen grade noch. Sind eben nicht für Mädchen!«, sagte er dann laut.

Im Gastraum verteilte Edith den Gurkensalat und nahm neue Bestellungen auf. Ein elegant gekleideter Herr und eine ebensolche Dame traten durch den Filzvorhang an der Eingangstür. Edith sah hinüber und erkannte die beiden sofort. Sie drehte dem Paar den Rücken zu und hielt Frau Wittkopp, die gerade mit einem Tablett an ihr vorbeigehen wollte, am Arm fest. »Sagen Sie den Herrschaften, dass kein Platz frei ist.« »Aber Tisch zwei wird doch gleich …« »Der ist ab neun reserviert!« Frau Wittkopp sah Edith einen Moment lang irritiert an, denn das stimmte nicht, dann ging sie auf die Neunankömmlinge zu und versuchte, ihr grimmiges Gesicht bedauernd aussehen zu lassen: »Es tut mir leid, alles belegt.« Der Mann mit dem Raubvogelgesicht erwiderte freundlich: »Wir hatten von Ihrem ausgezeichneten Schnitzel gehört. Wie bedauerlich.« Dann führte er seine Begleitung hinaus und sagte dabei zu ihr: »Wir

kommen ein anderes Mal wieder, Mutti.« Sie verschwanden hinter dem Vorhang. Keiner der Gäste hatte den Mann erkannt, obwohl seine Fotografie in den letzten Monaten nicht selten in der Zeitung abgebildet gewesen war, schließlich war er der Hauptangeklagte.
Im Hotel ›Intercontinental‹ war man beim dritten Gang angelangt. ›Coq au citron‹. Ein Huhn, das nach Zitrone schmeckte, hatte Eva noch nicht gegessen. Der Geschmack erinnerte sie an Spülmittel, aber sie kaute tapfer weiter. Die Unterhaltung hatte sich zunächst um den Katalog gedreht. Brigitte hatte Walther und Jürgen ermahnt, ein auch für die Damen interessantes Gesprächsthema zu finden. Sie redeten also über den zunehmenden Straßenverkehr. Brigitte machte gerade ihren Führerschein und bezeichnete die Übungsfahrten als ›beispielloses Höllenkommando‹. Eva erklärte, sie wüsste nicht, ob sie einen Führerschein bräuchte. Jürgen war der Meinung, nein. Evas Trotz regte sich, und sie wollte gerade erklären, dass sie sich vielleicht doch in einer Fahrschule anmelden würde, da legte Walther Schoormann ihr unvermittelt die Hand auf den Unterarm. »Bitte, liebes Fräulein, wer sind Sie noch gleich?« Eva erstarrte, und eine Hitzewelle durchrollte sie einmal von unten nach oben. Jürgen legte alarmiert sein Besteck zur Seite, nur Brigitte blieb ruhig und sagte zu Walther: »Das ist Fräulein Bruhns, die Freundin deines Sohnes.« Walther Schoormann sah verwirrt aus. »Ich heiße Eva Bruhns.« Er sah sie an, und seine Augen wirkten wie blind, er wiederholte ihren Namen.

»Haben Sie einen Mann? Kinder? Einen Beruf?«

»Ich bin Übersetzerin für Polnisch.«

Jürgen blickte Eva an und schüttelte leicht ermahnend den Kopf. Doch da nickte Walther Schoormann plötzlich. Er rückte auf dem Stuhl nach vorn und tippte wiederholt mit dem Zeigefinger auf den Tisch, während er sprach: »Natürlich. Ich habe mich über Sie erkundigt. Sie übersetzen bei dem Prozess im Bürgerhaus.« Eva sah Jürgen hilflos an und sagte dann: »Ja.«

»Was ist das für ein Prozess?«, wollte Walther Schoormann wissen. Eva sah ihn ungläubig an. Wusste er wirklich nicht, worum es ging? Oder wollte er sie prüfen? Jürgen sandte Eva einen eindringlichen Blick. Auch Brigitte ließ Eva gegenüber ein kleines, bittendes Lächeln erkennen. Eva versuchte, einen leichten Ton anzuschlagen: »Ach, das ist gegen ein paar Männer, also, Kriegsverbrecher, die in diesem … in einem … also die in Polen Verbrechen begangen haben. Das ist lange her und man …« Eva verstummte mitten im Satz. Es fühlte sich falsch an, so harmlos über den Prozess zu sprechen. Der kleine alte Herr wandte sich glücklicherweise wieder seinem Zitronenhuhn zu. Er machte den Eindruck, als habe er seine Frage vergessen. Auch Eva und Jürgen

aßen verhalten weiter. Brigitte sagte: »Ja, der Krieg war schlimm. Aber jetzt wollen wir doch wieder über die schönen Dinge sprechen. Hast du vielleicht geplant, Fräulein Bruhns über Ostern mit auf die Insel zu nehmen?« Sie wandte sich freundlich an Eva. »Ich finde, es ist die schönste Zeit, wenn alles zu blühen beginnt und …« Da sagte Walther Schoormann plötzlich: »Aus mir kriegt ihr nichts raus, nichts!« Er erhob sich von seinem Stuhl. »Brigitte, ich muss auf die Toilette.« Eva sah an Walther Schoormann herunter. Ein dunkler Fleck breitete sich in der Mitte seiner Hose aus. Brigitte stand auf. »Komm, komm mit, Walli, es ist alles in Ordnung.« Brigitte kam um den Tisch herum und führte ihren Mann aus dem Separee. Jürgen warf einen Blick auf den verlassenen Stuhl, dessen seidener Bezug aber offensichtlich nichts abbekommen hatte. Eva saß starr und hilflos da. Der Oberkellner erschien lautlos und verbeugte sich leicht. »Dürfen wir den Gang abräumen?« Jürgen machte eine Geste: »Bitte, ja.« »Möchten wir mit dem Hauptgang noch etwas warten?« Jürgen sah den Oberkellner an. »Bringen Sie mir bitte die Rechnung.« Der Oberkellner schien irritiert, fragte aber nicht nach. Er nickte und zog sich zurück. Eva suchte Jürgens Blick. »Es tut mir leid, aber ich konnte ja auch nicht lügen …« »Eva, es ist absolut nicht deine Schuld.«

Sie gingen an die Garderobe und trafen dann Walther und Brigitte vor dem Fahrstuhl. Auch sie trugen ihre Mäntel. Alle vier betraten gemeinsam den verspiegelten kleinen Raum, um in die Tiefe zu fahren. »Ihr seid auch in der Garage?« Brigitte erwiderte: »Nein. Wir stehen vor dem Haus.« Jürgen drückte den Knopf neben dem ›E‹ und den Knopf neben dem ›K‹. Der Fahrstuhl ruckte kurz, dann spürte man nichts mehr. Eva blickte diesmal nicht in den Spiegel, sondern auf den Teppichboden. ›Was für ein trauriges Ende.‹ Da trat Walther Schoormann an Eva heran und sagte: »Ich bin krank, Fräulein. Daher passiert mir so etwas.«

»Ja, ich verstehe das, Herr Schoormann.«

»Es wäre vielleicht die bessere Idee gewesen, wenn Sie zu uns gekommen wären. Dort hätte ich eine Ersatzhose gehabt.« Eva lächelte unsicher. »Ja, das stimmt.« Als sich die Türen im Erdgeschoss öffneten, reichte man sich die Hand. Der Abschied ging schnell vonstatten, Eva und Jürgen fuhren hinab in den Keller.

Im Wagen machte Jürgen keinerlei Anstalten, den Motor zu starten. Er saß vornübergebeugt da und starrte auf den Tachometer, dessen Zeiger sich nicht rührte. Er begann zu sprechen, darüber, dass sein Vater schon immer unberechenbar gewesen sei, dass sich durch seine Krankheit eigentlich nichts geändert habe, außer dass er seine körperlichen Funktionen nicht mehr im Griff habe. Als er Kind gewesen war, hatte der Vater ihn unterstützt, gelobt, stundenlang mit ihm am Teich geangelt, und ihn dann wieder aus heiterem Himmel

gedemütigt und geschlagen. Er hatte immer zu ihm kommen können mit noch so unmöglichen Fragen. Aber manchmal hatte er sich auch einfach eine feste Ohrfeige eingefangen, nur weil er die SA-Uniform als ›schick‹ bezeichnet hatte. Seine Mutter hatte ihn verlässlich geliebt, der Vater hatte ihn immer wieder fallen lassen. Aber er hatte den Krieg überlebt. Mit ihm müsse er leben. Jürgen wandte sich Eva zu, seine Augen schienen schwarz im kalten Dämmerlicht der Tiefgarage. Jürgen sagte, er habe gemerkt, dass sein Vater Eva mochte. Der Abend sei trotz allem ein Erfolg gewesen. Er wäre jetzt ganz ehrlich: Er hätte sie nicht heiraten können, wenn sein Vater sie falsch gefunden hätte. Eva sah, wie Jürgens Augen zu glänzen begannen. Jürgen schluchzte auf, er legte seine Hände über das Gesicht. Ein Mann weinte nicht. Und als er sich so schamhaft von Eva abwandte und dabei so voller Erleichterung war, dachte sie, dass sie Jürgen nicht verstand, aber dass sie ihn liebte. Sie nahm Jürgens linke Hand von seinem Gesicht, diese war feucht von Tränen, und streichelte sie. Bald würde sie also mit Walther und Brigitte Schoormann in diesem Haus mit dem Chlorgeruch zusammenleben. Eva versuchte sich vorzustellen, wie sie mit den Schoormanns beim Frühstück saß oder mit Brigitte Wäsche sortierte oder mit Frau Treuthardt in der Küche stritt. Es war unmöglich. Doch auch als sie an ihr bisheriges Zuhause dachte, an die meist ungelüftete Wohnung über der Gaststätte, an ihre Familie, stellte sich nicht wie sonst das Gefühl von schläfriger Geborgenheit ein. Eva hielt Jürgens Hand und blickte auf eine Betonwand. Sie saß unter der Erde, unter einem 21-stöckigen Gebäude mit 700 Zimmern und ebenso vielen Bädern, in einem Wagen, der sich nicht von der Stelle rührte, und fühlte sich dennoch, als wäre sie auf einer weiten Reise.

Mitten in der Nacht wurde Eva von schlichtem Hunger aus dem Bett getrieben. Sie hatte den ganzen Tag auf den Abend in einem Luxusrestaurant hingehungert, und die wenigen Vorspeisen waren längst verdaut. Sie tapste barfuß in die Küche, schmierte sich ein Butterbrot und goss sich ein Glas Milch ein. In ihrem Zimmer trat sie ans Fenster und aß nur von der Laterne beleuchtet. Ab und zu nahm sie einen Schluck Milch. Hinter ihr an der Zimmerdecke zitterte der Schatten der Laterne. Don Quijote reckte seine Lanze wie jede Nacht. Im Regal lag wie ein neues Haustier, das sich an seine Umgebung gewöhnte, der Hut. Auf der Straße war es still, kein Auto fuhr, nur in zwei Fenstern der gegenüberliegenden Mietshäuser brannte Licht. Vielleicht war dort jemand krank. Ihre Mutter hatte sich immer innig um sie gekümmert, wenn sie nur die kleinste Erkältung gehabt hatten. Fieber versetzte Edith in Panik, und Doktor Gorf war auch mitten in der Nacht genötigt worden, nachzusehen, ob nicht der Tod ihrer Kinder drohte. Eva hatte das immer genossen, da sie nur einmal mit fünf Jahren wirklich lebensbedrohlich erkrankt gewesen war. Sie

mochte es, ihre Mutter so besorgt und aufgelöst zu sehen. Und Ediths Erleichterung, wenn man wieder aß oder aufstehen wollte, war total gewesen. »Das ist vorbei«, sagte Eva laut. Sie schluckte den letzten Bissen hinunter, nahm den letzten Schluck Milch. Ihre Füße waren kalt geworden. Sie wollte zurück ins Bett unter die zwei Decken kriechen, die sie neuerdings brauchte, und wandte sich vom Fenster ab. Da sah sie im Augenwinkel drüben ein neues Licht angehen. Im Haus schräg gegenüber, einem dreistöckigen Neubau, hatte jemand das Flurlicht eingeschaltet. Durch das Milchglas der Haustür drang ein orangefarbener Schein, der Eva nicht vertraut war. Sie dachte, die Lampe müsse neu sein. Neu und schon kaputt, denn das Licht flackerte, als habe die Lampe einen Wackelkontakt. Eva wartete darauf, dass jemand aus dem Haus trat. Doch niemand kam. Dabei brannte das Licht immer gelber und heller. Es bewegte sich. Es dauerte noch ein paar Sekunden, bis Eva begriff, was das Flackern zu bedeuten hatte. Feuer. Es brannte unten im Flur des gegenüberliegenden Hauses. Eva stand kurz erstarrt, dann stürzte sie aus ihrem Zimmer in den Flur ans Telefon. Sie schrie: »Vati!! Es brennt! Drüben in der 14!«, wählte die 112, sie keuchte zweimal die Adresse in den Hörer, bis man am anderen Ende verstand. Die Schlafzimmertür und Stefans Tür öffneten sich, nur Annegrets blieb verschlossen, sie war von der Nachtschicht offensichtlich noch nicht zurück. Ludwig, hellwach, fragte: »Wo?!«

»Gegenüber bei Penschuks!«

Wie er war, lief Ludwig aus der Wohnung. Stefan, von einem ängstlich kläffenden Purzel umtanzt, wollte ihm folgen, aber Edith erwischte ihren Sohn am Kragen seines Schlafanzugs. »Du bleibst hier!« Eva legte inzwischen den Telefonhörer auf. »Sie kommen! Die Feuerwehr kommt!« Edith nickte, sie warf sich ihren Morgenmantel über, ging zur Tür, besann sich und kam zurück, öffnete den Flurschrank, entnahm diesem ein paar zusammengelegte Decken und folgte ihrem Mann auf die Straße. Purzel jagte ebenfalls aus der Tür. Auch Stefan wollte wieder hinterher. »Mutti! Ich will mit!« Eva musste ihn mit aller Kraft festhalten. Er heulte: »Lass mich los!« Eva hob ihn hoch, er strampelte und trat sie schmerzhaft gegen den Oberschenkel und wurde erst ruhiger, als Eva mit ihm auf dem Arm an ihr Zimmerfenster trat. »Jetzt kannst du alles sehen.«

Dann beobachteten Eva und Stefan vom Fenster aus, wie der Vater in seinem fadenscheinigen Pyjama auf Pantoffeln, die er beinahe verlor, so schnell er konnte über die Straße lief und dabei brüllte: »Feuer!! Feuer!!« Sie sahen zu, wie er unten neben der Haustür auf alle Klingelknöpfe gleichzeitig drückte, dann gegen die Tür hämmerte, wieder klingelte. In den Wohnungen gingen nach und nach die Lichter an. Edith kam mit den Decken auf dem Arm über die Straße. An der

Haustür sprach sie mit Ludwig. Der zeigte auf den Torbogen, der in den Hinterhof führte. Edith lief zurück durch den kleinen Vorgarten und verschwand im Hinterhof. Das Flackern hinter der Haustür füllte inzwischen die ganze Scheibe aus. Oben im Haus öffneten sich Fenster. Jemand lehnte sich heraus. Ludwig brüllte etwas hoch, das sie nicht verstehen konnten, die Person verschwand vom Fenster, erschien kurz darauf wieder und warf etwas hinunter, das im Vorgarten landete. Ludwig bückte sich und suchte danach. Dann hob er es auf und trat wieder an die Tür. Offensichtlich schloss er sie auf. »Was macht Vati?«, fragte Stefan erschrocken. Eva antwortete nicht und beobachtete ungläubig, wie ihr Vater die Haustür aufdrückte. Jetzt war das Feuer unverkennbar, gleißend, weiß, darüber qualmte schwarzer Rauch, zog zur Tür. Eva sah hilflos zu, wie ihr Vater kurz zögerte, dann schnell in das Haus ging und vom Rauch verschluckt wurde. »Gott, was macht er denn nur?«, flüsterte sie. Unten auf der Straße tauchte aus dem Dunkel eine unförmige Gestalt auf. Annegret. Sie blieb stehen und blickte auf die offene Tür, aus der schwarze Wolken quollen. Durch den Torbogen kamen drei in Decken gehüllte Hausbewohner hinaus auf die Straße und stellten sich zu Annegret. Alle starrten in die offene Tür. Der Vater war nicht mehr zu sehen.

»Jetzt kommt die Feuerwehr!« Stefan zitterte vor Angst in Evas Arm. Eva lauschte, aber sie hörte nichts. Sie öffnete das Fenster und roch den Rauch. Brennender Stoff. Versengtes Schaffell. Ihr Vater blieb in dem brennenden Flur verschwunden. »Vati!«, rief Stefan gellend. »Vati!!«

Eine halbe Stunde später saßen die Familie Bruhns, Annegret mit Stefan auf dem Schoß, und die Bewohner von fünf der sechs Wohnungen (das alte Ehepaar Penschuk war zum Glück bei ihrer Tochter in Königstein) aus dem gegenüberliegenden Haus im Gastraum des ›Deutschen Hauses‹ zusammen. Alle trugen ihre Schlafanzüge und Nachthemden unter den Decken, die Evas Mutter ihnen gebracht hatte. Ein kleines Kind greinte im Halbschlaf. »Ihr seht aus wie ausgebombt«, stellte Edith fest. Sie und Eva, in ihren Morgenmänteln, hatten Tee für die Erwachsenen und Kakao für die Kinder serviert. Ludwig wurde als Held gefeiert. Noch bevor die Feuerwehr vorgefahren war, hatte er ›unter Einsatz seines Lebens‹, ein Ausdruck, der immer wieder fiel, den lichterloh brennenden Kinderwagen aus dem Haus auf die Straße gestoßen. Nun saß er am Tisch, Edith hatte ihm ebenfalls eine Decke umgelegt, und ließ seine Hände in einer Schüssel mit Eiswasser schwimmen. Aber die Verbrennungen waren nur oberflächlich. »Als Koch bin ich ganz andere Temperaturen gewohnt!«, sagte Ludwig ebenfalls zum wiederholten Mal. Aber Eva konnte an seiner weißen Nase sehen, dass sein Eingreifen nicht ungefährlich gewesen war. Die Feuerwehr war

unmittelbar darauf eingetroffen, ein Feuerwehrmann war noch im Fahren vom Einsatzwagen gesprungen und hatte den brennenden Kinderwagen, der langsam weiter auf die Gaststätte ›Deutsches Haus‹ zurollte, mit einem Handlöscher abgeschäumt. Der Wagen war mitten auf der Straße als bizarres verbogenes Vehikel stehen geblieben, an dem noch glühende Metallstreben baumelten. Das Gefährt gehörte einer jungen Familie, die Eva noch nicht kannte und deren dunkelhaarige Frau sich in gebrochenem Deutsch bei ihr für den Tee bedankt hatte. Das Baby schlief jetzt fest auf ihrem Arm. Ihr Mann, ein zarter Mensch, seufzte sorgenvoll. Wahrscheinlich überlegte er, wie er einen neuen Kinderwagen bezahlen sollte. Edith klärte Eva auf, dass das die Giordanos seien, Gastarbeiter aus Italien, aus Neapel, noch ganz fremd in der Stadt. »Spreche ich Ihren Namen auch richtig aus?«, fragte Edith, und Frau Giordano lächelte. Jemand trat durch den Filzvorhang in den Gastraum. Es war der Brandmeister in seiner dunkelblauen Uniform. Stefan richtete sich auf Annegrets Schoß auf und starrte ihn hingebungsvoll an. Auch alle anderen verstummten in ihren Gesprächen vor allem darüber, wer das Feuer wohl gelegt haben mochte. Die Halbstarken? Ein Verrückter? Der Uniformierte hustete kurz und sagte mit einem gewissen Vorwurf in der Stimme, das Feuer habe auf die Wandverkleidung im Flur übergegriffen. Die sei im Übrigen eine Schweinerei, weil gegen jede Brandschutzvorschrift! Alle sahen ihn wie ertappt an. Dabei konnte niemand im Raum etwas für die Entscheidungen des Hausbesitzers von gegenüber. Der Brandmeister machte eine Kunstpause und führte dann weiter aus, dass die Gefahr jetzt gebannt sei. Man könne zurück ins Haus. Man müsse die Wohnungen allerdings gründlich lüften. Frau Giordano übersetzte flüsternd für Herrn Giordano. Der seufzte daraufhin so tief, dass alle lachen mussten. Dann wurde applaudiert. Ludwig zog seine Hände aus dem Eiswasser, warf die Decke ab, ging in seinem Lieblingspyjama hinter den Tresen und verteilte dann großzügig Schnaps auf den Schreck. Auch die Frauen ließen sich zum Mittrinken nötigen, nur der Brandmeister lehnte ab. Edith kippte ihren Schnaps herunter, schüttelte sich und sagte leise: »Gott, was bin ich froh, dass keinem was passiert ist.« Und Eva sah, wie sehr sich auch ihr Vater über diesen glücklichen Ausgang für die Nachbarn von gegenüber freute. Obwohl das Haus wieder betreten werden durfte, spendierte Ludwig noch eine zweite Runde Schnaps. Nachdem er die Gläser auf dem Tisch gefüllt hatte, prostete er den Geretteten zu und strahlte dabei buchstäblich aus allen Knopflöchern. Eva stand auf und nahm ihren überraschten Vater kurz in den Arm. Und ihrer Mutter, die das lächelnd beobachtete, gab sie zwei Küsse auf die Wange. Annegret verzog spöttisch den Mund. Eva warf ihrer Schwester einen trotzigen Blick zu. Sie wusste, der Überschwang kam vom Schnaps auf

nächtlichen Magen. Aber auch von der Liebe.
Nur wenige Tage später geschah etwas, das Eva tief greifend erschütterte. Es war ein Donnerstag, ein Gerichtstag. Der Frühling hatte sich längst über die Stadt gelegt, die Schemen der Bäume hinter den Glasbausteinen schimmerten grün. An diesem Morgen hing eine gewisse Schläfrigkeit im Saal. Selbst die sonst kämpferischen Angeklagten wirkten ungewöhnlich in sich gekehrt. Das Mondgesicht des Vorsitzenden Richters hing tief. David hatte seinen Kopf schwer in eine Hand gestützt und sah fast so aus, als ob er schlafe. Auch die Kinder vom Schulhof hinter dem Bürgerhaus klangen in der großen Pause gedämpfter und ihre Stimmen wie von einer verlangsamten Schallplatte. Eva übersetzte die Aussage der polnischen Jüdin, Anna Masur, einer dunkelhaarigen Frau, die nur wenige Jahre jünger war als Evas Mutter, aber aussah wie eine alte Frau. Sie hatte Eva am Zeugentisch mit einem freundlichen Lächeln begrüßt und nickte ihr von Anfang an für jeden Satz, den sie übersetzte, voller Dankbarkeit zu. Eva mochte die Frau mit dem eingefallenen Gesicht und den stumpfen Augen, sie wirkte bescheiden, intelligent und höflich. Der Vorsitzende Richter fragte sie nach ihrem Namen, Alter, Beruf. Dann wollte er ihre Häftlingsnummer wissen, die in den Unterlagen nicht zu finden war. Eva übersetzte die Frage. Da schob Anna Masur statt einer Antwort den Ärmel ihrer zu weiten grauen Kostümjacke hoch, dann den hellen Blusenärmel. Sie drehte dabei den Unterarm zu Eva, sodass sie die Nummer darauf lesen und übersetzen konnte. Schon als die Nummer unter dem Ärmel Ziffer für Ziffer zum Vorschein kam, befiel Eva ein ungemein starkes Gefühl, ganz aus der Tiefe ihres Magens heraus: ›Ich habe das schon einmal gesehen. Ich habe schon einmal genau diesen Moment erlebt.‹ Ein weiteres Déjà-vu. Aber diesmal verflog es nicht. Im Gegenteil, es wurde stärker. Während Eva begann, auf Deutsch die Zahlen zu nennen, schrumpfte sie zusammen wie Alice, die in den Zauberpilz beißt, in dem Kinderbuch, das sie und Stefan nicht gemocht und bald abgebrochen hatten. Eva wurde zu einem kleinen Mädchen, und neben ihr stand ein Mann in einem weißen Kittel, der einen Ärmel hochzog und ihr auf seinem Unterarm eine Nummer zeigte. Er sprach freundlich zu der kleinen Eva. Sie saß auf einem Stuhl, den man drehen konnte. Es roch nach Seife und verbranntem Haar. Der Mann im Kittel sagte ihr die Zahlen vor. 24981. Eva sah seinen Mund vor sich, die bräunlichen Zähne, das kleine Bärtchen, wie die Lippen die Worte formten. Auf Polnisch. Der Mann stand glasklar und unzweifelhaft vor Eva, und plötzlich brannte ein Schmerz über ihrem linken Ohr, dass sie schreien wollte und gleichzeitig wusste: Das war geschehen. »Liebes Mädchen? Geht es Ihnen gut?«, fragte jemand mit leiser Stimme. Eva kam erst wieder zu sich, als Anna Masur ihr leicht die Hand auf den Unterarm legte. Eva

suchte ihren fragenden Blick, der voll trauriger Freundlichkeit war. Da fragte auch der Richter: »Brauchen Sie eine Pause, Fräulein Bruhns?« Eva sah hinüber zu David, der sich halb erhoben hatte, besorgt und ungeduldig, als rechne er damit, dass sie jeden Moment ohnmächtig würde. Aber Eva fing sich und sagte in das Mikrofon: »Danke. Alles in Ordnung.« Sie begann, die Aussage von Anna zu übersetzen, die als Häftlingsschreiberin im Standesamt des Lagers gearbeitet hatte. Ihr Chef war der Hauptangeklagte gewesen. Sie hatte Sterbeurkunden schreiben müssen, manchmal hundert an einem Tag. Und das waren nur die Menschen gewesen, die im Lager umgekommen waren. Die, die ins Gas gegangen waren, deren Namen schrieb niemand auf. Als Todesursache hatten sie ›Herzschwäche‹ oder ›Typhus‹ eintragen müssen, obwohl die Menschen erschossen oder erschlagen oder zu Tode gefoltert worden waren. »Nur einmal, da habe ich mich geweigert, bei einer Frau als Todesursache ›Herzschwäche‹ einzutragen. Ich habe mich mit meinem Chef darüber gestritten. Mit ihm, der dort sitzt.« »Warum gerade bei dieser Frau?«, wollte der Vorsitzende Richter wissen. Eva übersetzte die Antwort der Zeugin: »Sie war meine Schwester, und ich hatte von einer anderen Frau erfahren, die mit ihr im Frauenkrankenblock gewesen war, wie sie gestorben war.« Eva hörte zu, wie Anna von dem Martyrium ihrer Schwester erzählte, und übersetzte es dann so ruhig wie möglich, während Anna Masur ihr nach jedem Satz dankbar zunickte. »Die Ärzte wollten wissen, wie man Frauen billig sterilisieren kann.«

Am Ende des Verhandlungstags blieb Eva auf ihrem Platz sitzen, während sich der Saal um sie herum langsam leerte. Sie hatte Kopfschmerzen, über ihrem linken Ohr brannte die kleine längliche Narbe, was seit Jahren nicht vorgekommen war. Sie saß auf ihrem Stuhl und nahm ihren Mut zusammen, ohne genau zu wissen, wofür. Als nur noch die zwei Saaldiener die Reihen abschritten, um nach vergessenen Regenschirmen oder Handschuhen zu schauen, stand Eva auf und ging ganz bis nach vorn, wo der verwaiste Richtertisch stand. Hier roch es anders, ernsthafter, nach Stein. Aber das war vielleicht auch der Staub in den blassblauen, dicken Stoffbahnen, die die Theaterbühne hinter dem Richtertisch verhängten. So nah wie nie trat Eva an den großen Plan des Lagers heran, den sie nicht hätte umfassen können, wenn sie beide Arme ausgestreckt hätte. Sie las den vertrauten Schriftzug über dem Eingang. Sie folgte der Lagerstraße mit den Augen und betrachtete nacheinander jedes der ziegelroten Gebäude, die Blocks, jede Baracke im umliegenden Gelände, sie ging jeden Weg ab, vorbei an den Wachtürmen, bis zur Gaskammer, dem Krematorium und wieder den Weg zurück, als suche sie die Antwort auf eine Frage, die ihr nicht über die Lippen kam. An der linken oberen Ecke, außerhalb des äußeren Lagerzauns, waren fünf dicht

nebeneinanderliegende Häuser eingezeichnet, zweistöckig und würfelförmig, nur skizzenhaft und nicht farbig ausgemalt wie der übrige Plan. Eva wusste, im größten der Häuser hatte der Hauptangeklagte mit seiner Frau gewohnt, der Mann mit dem Raubvogelgesicht und seine Frau mit dem Hütchen. Vor einigen Wochen hatte man in der Verhandlung seinen täglichen Weg ins Lager, den er laut Zeugen auf einem Fahrrad zurückgelegt hatte, verfolgen wollen. Der hellblonde Staatsanwalt wollte dem Hauptangeklagten nachweisen, dass er dabei am Krematorium vorbeigekommen sein musste. Zweimal am Tag. Dass es unmöglich sein konnte, dass er nichts von den Vergasungen gewusst hatte. Der Hauptangeklagte war gelassen geblieben wie üblich und hatte schlicht behauptet, der Plan wäre falsch. Eva starrte auf das kleinere Haus neben dem des Hauptangeklagten. Es erinnerte sie an etwas, nicht das Gebäude selbst, aber die Art der Zeichnung, wie spitz das Dach, wie schief die Tür und wie zu groß die Fenster gemalt waren. Eva sah, wie ein Mädchen von ungefähr acht Jahren an einem Tisch saß und mit einem dicken Bleistift solch ein Bild zeichnete. War das eine Freundin gewesen? Ihre Schwester? Sie selbst? Wenn Kinder Häuser zeichnen, sehen diese dann nicht alle gleich aus? Eva bemerkte nicht, dass David Miller zurückgekehrt war. Er durchquerte lautlos den Saal, in einem hellen Mantel, der zerknittert war wie alles, was er trug. Er warf Eva einen irritierten Blick zu und trat an seinen Platz. Er hob die beiden Gesetzbücher hoch, die dort lagen, blätterte sie flüchtig durch, ging auf die Knie, schaute unter die Stühle. David verabscheute Geldbörsen und trug sein Bargeld, seine Ausweispapiere lose in den Taschen. Er war auf dem Weg zu Sissi gewesen, hatte unterwegs in dem kleinen Obst- und Gemüsegeschäft die ersten Erdbeeren kaufen wollen. Doch als er bezahlen wollte, war der Zwanzigmarkschein weg gewesen, den er am Morgen noch sicher gehabt hatte. Sein letztes Geld für diesen Monat. David fand den Schein auch jetzt nicht. Er richtete sich auf und blickte zu Eva hinüber, die reglos vor dem Plan stand, als erwarte sie, davon aufgesogen zu werden. Er sah auf ihren blonden Dutt, den runden Rücken, die weichen Formen unter dem hellen Kostüm. ›Die könnte man mir nackt auf den Bauch binden. Drolliges Fräulein. Was tut sie da überhaupt?‹, dachte David. Dann sagte er laut: »Können Sie mir vielleicht 20 Mark pumpen, Eva?«

Am Abend musste Eva in der Gaststätte aushelfen. Herr Paten besuchte jeden Donnerstagabend die Volkshochschule, um Spanisch zu lernen. Wenn er in Rente ging, wollte er mit seiner Frau nach Mallorca auswandern. Ludwig passte beides nicht: dass Herr Paten jeden Donnerstag ausfiel und dass er sich in drei Jahren eine neue Tresenkraft suchen musste. Ludwig und Herr Paten hatten in ihrer fünfzehnjährigen Zusammenarbeit kaum ein privates Wort gewechselt.

Die übrigen Sätze (»Alle verlangen jetzt dunkles Pils, Herr Bruhns.« »Modekrams. Ich bestelle erst mal nur vier Fass.«) konnte man an zwei Händen abzählen. Sie verstanden sich wortlos und vertrauten sich blind. Eva trug ein gegen Bierspritzer unempfindliches dunkelblaues Kittelkleid und zapfte abwechselnd Pils und Limonade hinter dem schweren Tresen. Sie zog routiniert an den glänzenden Hähnen, wusch die Gläser ab, spülte und trocknete. Sie lächelte den Gästen zu, sie wechselte ein paar Worte über den Brand im Haus gegenüber, der vierzehn Menschen, darunter fünf Kinder, das Leben hätte kosten können. Das müsse man sich mal vorstellen! Wenn Evas Vater da nicht so beherzt und so weiter. Eva hörte nur halb zu. Sie sah immer wieder auf die Uhr, die Minuten bis zur Sperrstunde flossen zäh wie Harz. Eva wollte allein sein, sie wollte nachdenken. Über den Mann in dem weißen Kittel, der sich ihr zugewandt hatte. Über die Kinderzeichnung. Sie wollte in ihr blaues Heft schreiben, was Anna Masur von ihrer Schwester erzählt hatte, um nicht mehr daran zu denken. Edith kam heran, ihr Gesicht glühte wie immer um diese Uhrzeit, ihre Ohrringe schaukelten, als sie ihr rundes Tablett schwungvoll auf den Tresen stellte. Eva nahm die benutzten Gläser herunter und bestückte das Tablett mit frisch Gefüllten. Sie dachte an die Schmerzen, die sie selbst alle vier Wochen im Unterleib hatte. Und wie sich ihre Mutter, bevor sie vor einem Jahr operiert worden war, jeden Monat für einen Tag in das verdunkelte Schlafzimmer zurückgezogen hatte. Wie sie gekrümmt mit einer Wärmflasche auf dem Unterleib auf dem Bett gelegen und gewimmert hatte, wie sie sich in einen Blecheimer übergeben hatte. Trotz Schmerzmitteln hatte Edith so gelitten. Und das schon, ohne dass Chemiker eine Flüssigkeit angerührt hatten, die ihr von Ärzten in die Gebärmutter gespritzt worden war. Eine Flüssigkeit, die in ihr langsam fest wurde wie Beton. Eva presste die Lippen aufeinander. Edith musterte Eva, die ihre Mutter nicht ansah. »Ist alles in Ordnung mit dir und Jürgen?« Eva nickte vage. »Sie haben mich über Pfingsten auf ihre Insel eingeladen. Für vier Tage.« »Und habt ihr euch nun auf einen Hochzeitstermin geeinigt?« Eva zuckte mit den Schultern und beobachtete, wie ihr Vater mit rotem Gesicht und leicht schmerzgebeugtem Oberkörper aus der Küche kam. Er trat an einen der Tische, an dem eine beschwingte, größere Gruppe saß. Die Stauchs waren Stammgäste. Eva sah, wie ihr Vater der Tochter der Stauchs die Hand schüttelte, etwas sagte und alle lachten. Die junge Frau wurde rot. Wahrscheinlich feierte die Familie ihren 21. Geburtstag. Edith nahm das gefüllte Tablett vom Tresen. »Keine Sorge, Evchen, der springt dir nicht mehr ab. Sein Vater mag dich.« Sie trug das Tablett zum Tisch der Stauchs und verteilte die Gläser. Dabei sagte sie etwas, wahrscheinlich kommentierte sie ironisch, was ihr Mann gerade erzählte. Sicher

darüber, wie aufreibend es wäre, erwachsene Töchter im Haus zu haben. Wieder Lachen. Anstoßen. Eva tauchte die schmutzigen Gläser in das Spülbecken. Sie spürte einen kühlen Luftzug an der Wange. Neue Gäste hatten die Eingangstür geöffnet und traten nun nacheinander durch den dunkelroten Filzvorhang. Es war der Hauptangeklagte mit seiner Frau. Eva erstarrte, die beiden blieben an der Tür stehen und sahen sich suchend nach einem freien Tisch um. Tatsächlich war der Gastraum heute nicht wie bei ihrem letzten Besuch ›eng auf quetsch‹, wie Evas Vater das nannte, sondern es gab Auswahl. Frau Wittkopp, die gerade einen frei gewordenen Tisch am Fenster abräumte, sah auf. Sie erkannte die beiden nicht wieder und trat an sie heran, die schmutzigen Teller auf dem Arm. »Sie sind zu zweit? Bitte, da ist frei. Bringe Ihnen gleich die Karte.« Frau Wittkopp ging in die Küche. Und Eva beobachtete hilflos von ihrem Platz hinter dem Tresen aus, wie der Hauptangeklagte seine Ehefrau zum Tisch führte. Er half ihr aus dem Mantel, sie setzte sich auf den von ihm zurückgezogenen Stuhl, und er ging an die Garderobe auf der linken Seite des Tresens, ohne auf Eva zu achten. Sie sah sein scharfes Profil, wie er nach einem Bügel griff und mit ruhigen Bewegungen zuerst den Mantel seiner Frau und dann seinen eigenen aufhängte. Er sah älter aus, so aus der Nähe, seine Haut wirkte wie zerknittertes Pergament. Einer der zwei Trinker am Tresen klopfte auf das Holz und rief nach Bier, aber Eva war wie gelähmt. Der Hauptangeklagte ging zurück zum Tisch und setzte sich seiner Frau gegenüber. Er saß mit dem Rücken zum Fenster und konnte den ganzen Gastraum übersehen. Evas Eltern standen noch immer am Tisch der Stauchs. Herr Stauch erzählte eine umständliche Geschichte, und sie kamen nicht weg. Beide hatten die neuen Gäste nicht bemerkt. Frau Wittkopp kam aus der Küche zurück und reichte ihnen zwei der dunkelgrünen Speisekarten. Während sie leidenschaftslos die Tagesempfehlung aussprach, »Wir haben heute frische Nierchen« –, hob plötzlich der Hauptangeklagte seinen Blick und sah Eva direkt ins Gesicht. So wie er sie schon einmal im Gericht quer durch den Saal hindurch angesehen hatte. Eva wurde übel. Sie wollte sich wegdrehen, abtauchen, doch da bemerkte sie, dass er sie nicht erkannte. In dieser anderen Umgebung war sie ein fremdes Gesicht für ihn. Eva atmete erleichtert auf und begann, mit zitternden Händen frisches Bier in die Gläser laufen zu lassen, das Glas hielt sie dabei schräg und drehte es leicht, sodass genau die richtig hohe Schaumkrone entstand. Sie tat es wie immer, wie sie es schon als Zwölfjährige gelernt hatte und wie sie es fast im Schlaf beherrschte. »Bitte! Fräulein, haben Sie eine Weinkarte?« Der Hauptangeklagte meinte ihre Mutter, die sich gerade vom Familientisch löste, nachdem sie dem jüngsten Stauch kurz über den Kopf gestrubbelt hatte. Edith näherte sich dem Tisch am Fenster

und setzte ihr freundlich entschiedenes Gesicht auf. Eva wusste, sie würde jetzt erklären, dass die Gäste mit ihrer Auswahl an fünf Hausweinen immer sehr zufrieden wären. Doch da sah Eva, wie ihre Mutter in der Bewegung stockte und seltsam steif weiterging. Auch der Hauptangeklagte und seine Frau sahen Edith Bruhns wie erstarrt entgegen. Edith blieb vor den beiden stehen und sagte automatisch: »Eine Weinkarte haben wir nicht. Sie finden in der Speisekarte unsere …« Doch da erhob sich der Mann mit dem Raubvogelgesicht so groß und drohend vor ihrer Mutter, dass Eva einen Moment lang erwartete, er würde vom Boden abheben, seine Schwingen ausbreiten und losfliegen. Aber er tat etwas anderes: Er rollte seine Wangen, spitzte seine Lippen und spuckte Edith Bruhns vor die Füße. Seine Frau stand ebenfalls auf und streifte sich zitternd vor Empörung oder Wut ihre Handschuhe über. Eva hörte sie zischen: »Wir gehen, sofort! Robert, sofort!« Ludwig hatte sich inzwischen auch von den Stauchs loseisen können und wollte zurückkehren in die Küche, als er auf die drei so seltsam verharrenden Menschen aufmerksam wurde. Wie Hunde, die sich umlauern, je stiller und starrer, umso grausamer würde der Angriff. Eva sah, dass ihrem Vater alle Farbe aus dem Gesicht wich. Es gab keinen Zweifel, dass auch er den Gast und seine Frau wiedererkannte.

Teil 3

Der Junge in der zu großen Uniform stolpert über einen endlosen Teppich. Ein orangefarbener Himmel hängt so tief, dass der Junge ihn fast berühren kann. Doch er blickt nach unten. Der Teppich wölbt sich und schlingt sich um seine Füße, der Junge befreit sich, er taumelt weiter, sein Gewehr im Anschlag. Er ist nicht allein. Neben ihm laufen andere Kinder, keuchen, fallen, stehen auf. Alle tragen Gewehre. Da horcht der Junge auf, ein Brummen und Rattern nähert sich aus der Ferne. Er bleibt stehen und starrt auf die weite Horizontlinie. Vor dem glühenden Himmel taucht eine Reihe von schwarzen Umrissen auf, die sich kriechend und unaufhaltsam nähern. Es sind Panzer, mächtig und gesichtslos, in einer unendlichen Reihe wühlen sie sich über den Teppich, Hunderte, Tausende, auf die Kinder zu. Der Junge schreit: »Umkehren!« Doch die anderen Kinder laufen weiter wie taub und blind. Da sieht der Junge, wie der erste Panzer zwei Kinder überrollt. Er verschluckt sie lautlos. Der Junge schreit lauter: »Kehrt um! Kehrt doch um!!« Er hält einen der Jungen fest, der an ihm vorbei auf die Panzer zuläuft, der dreht ihm kurz sein Gesicht zu. Es ist Thomas Preisgau, sein bester Freund. »Wir müssen umkehren, Thomas!« Doch Thomas reißt sich los und läuft auf einen der Panzer zu. Er wird von ihm gefressen. Der schmächtige Junge weint verzweifelt: »Nein! Nein!!«

»Min Lütt, wach auf, Stefan …« Stefan öffnete die Augen und blinzelte. Jemand beugte sich über ihn und sah ihn besorgt an. »Du träumst.« Stefan erkannte erleichtert die Stimme seines Vaters. Er sah sich um, er lag in seinem Bett in seinem Zimmer. Durch die geöffnete Tür fiel Licht herein. Purzel saß aufrecht am Fußende des Bettes und hechelte, als wäre er eben noch mit Stefan durch den Sumpf gelaufen. Ludwig gab dem Hund einen Klaps auf die Schnauze, Purzel knurrte, aber Ludwig scheuchte ihn unbeeindruckt mit einer Handbewegung vom Bett. »Du hast hier gar nichts zu suchen, du Viech!« Purzel sprang widerwillig auf den Boden. Ludwig strich Stefan über den verschwitzten Kopf.

»Du hattest einen Albtraum.«

»Vati, ich habe gerufen, aber die wollten nicht auf mich hören!«

»Manchmal träumt man schlimme Sachen. Aber jetzt ist alles wieder gut. Du bist zu Hause und in Sicherheit.«

»Träumst du auch manchmal schlimme Sachen?«

Der Vater antwortete nicht. Er zog die verrutschte Bettdecke zurecht und steckte sie um seinen Sohn herum fest. Dann sagte er: »Ich lasse die Tür auf. Nu schlaf man gut«, und kletterte über den noch immer atemlosen Purzel, über das auf dem Teppich verstreute Spielzeug und ging hinaus. Stefan hörte, wie er ins Schlafzimmer schlurfte. Das Flurlicht ließ er brennen. In dem schmalen Lichtstreifen, der sich auf dem Teppich abzeichnete, sah man umgefallene Soldaten

liegen. Nicht wenige hatte Stefan auf einem Haufen zusammengeworfen. Vielleicht hatte er gespielt, es wären die Toten.
Nebenan lag Eva wach in ihrem Bett auf dem Rücken, die Hände gefaltet. Sie hatte ihren Bruder schreien hören. »Kehrt um!« Sie hatte schon aufstehen wollen, doch da hatte die Schlafzimmertür ihrer Eltern geklappt, und jemand war hinüber zu Stefan gegangen. Sie hatte ihren Vater und Stefan durch die Wand miteinander sprechen hören. Es war kurz vor vier. Eva hatte noch nicht geschlafen. Wie in einem kurzen grotesken Film hatte sich der Vorfall vom Vorabend immer wieder vor ihrem inneren Auge abgespielt. Noch in der Gaststätte, nachdem Edith hinter Frau Wittkopp und Frau Lenze die Tür abgeschlossen hatte, hatte Eva, die dabei gewesen war, die Tische abzuwischen, sich umgedreht und ihren Eltern die Frage gestellt. Auch wenn ihr Herz dabei raste und sie eine überwältigende Angst vor der Antwort hatte: Sie hatte den Mut aufgebracht, den sie schon so lange fasste.

»Woher kennt ihr diesen Mann?«

Der Vater, der hinter dem Tresen die Zapfhähne durchgespült hatte, hatte kurz zur Mutter hinübergesehen. Die hatte Eva den Wischlappen fortgenommen, sich umgedreht und im Weggehen erwidert, sie wüssten nicht, warum der sich so seltsam verhalten hätte. Sie hätten ihn und seine Begleitung noch nie gesehen. Ludwig hatte genickt, die Spüle abgetrocknet und das Licht ausgeschaltet. Sie waren nacheinander durch die Tür zum Treppenhaus hinausgegangen. Sie hatten ihre Tochter im Gastraum zurückgelassen. Eva begann zu schwitzen, sie warf die beiden Bettdecken von sich. Sie konnte sich nicht erinnern, dass ihre Eltern sie schon einmal so belogen hatten. Sie starrte auf den Schatten von Don Quijote, dessen Lanze bedrohlich zitterte. Er lauerte darauf zuzustoßen. Er war gegen sie, zum ersten Mal. Sie klapperte mit den Zähnen und deckte sich wieder zu. Erst um halb sechs fiel Eva in einen leichten fiebrigen Halbschlaf. ›Er hat Mutti vor die Füße gespuckt. Er mag sie nicht. Das ist doch gut. Es ist gut. Jürgen würde auch sagen: Das ist ein gutes Zeichen. Nur warum lügen sie dann?‹ Eva öffnete wieder die Augen. Es wurde hell. Don Quijote war von der Decke verschwunden. Im Regal lag dunkel der Hut von Otto Cohn.

»Das darf nicht sein.« Annegret, in ihrem weißen Kittel, trat im Schwesternzimmer an das Fenster zum Innenhof. Sie zog den grünen Vorhang wie eine Decke um sich, als wollte sie sich darin einwickeln, als wollte sie darin verschwinden wie ein Kind, das sich vor aller Welt verstecken muss. Doktor Küssner trat neben sie und versuchte, sie sanft aus dem Vorhang zu lösen, der oben von der Leiste zu reißen drohte. Er redete beschwichtigend auf sie ein. Darüber, dass sie manchmal machtlos seien, dass sie nur alles Menschenmögliche geben,

aber keine Wunder vollbringen könnten. Darüber, dass Annegret alles getan habe. Er sagte noch mehrere solcher Sätze, bis Annegret sich plötzlich wie ernüchtert aus dem Vorhang drehte und sagte, er solle mit der ›Scheißschwätzerei‹ aufhören. Sie setzte sich an den Resopaltisch in der Mitte des Raumes, auf dem ein Teller mit Keksen stand, wahrscheinlich über die Nacht weich und trocken geworden, und sagte bitter: »Alles Menschenmögliche? Wie armselig das schon klingt.« Sie presste die Hände auf die Ohren, als wollte sie nichts mehr hören. Küssner blickte auf Annegrets Hinterkopf, auf die kleine Schwesternhaube, darunter das weißblonde Haar, das wie Verbandwatte aussah. »Kommst du?« Sie antwortete nicht. Er zog ihr sanft die Hände von den Ohren. »Kommst du wieder mit zu ihm?« Annegret sah Küssner nicht an, sie sagte leise: »Es tut mir leid, Hartmut, aber ich kann es nicht mit ansehen.« Er zögerte einen Moment lang, dann ging er hinaus zu dem Kind, das in Zimmer fünf im Sterben lag. Annegret begann, die Kekse zu essen.

Küssner ging über den Flur. Auch ihn machte der Fall betroffen. Der neun Monate alte Martin Fasse war vor zwei Wochen wegen einer angeborenen Verengung der Speiseröhre von einem erfahrenen Chirurgen operiert worden, ein komplizierter, aber lebenswichtiger Eingriff, den der schon stark unterernährte Junge erstaunlich gut überstanden hatte. Zehn Tage lang konnte man ihm förmlich beim Fettansatz zusehen. Doch vor vier Tagen hatte er unerwartet Durchfall und Erbrechen bekommen. Penicillin griff nicht, antivirale Mittel griffen nicht, Stärkungsmittel behielt er nicht bei sich. Martin baute stetig ab, und selbst Annegret, die Meisterin im Aufpäppeln, hatte einen ungewohnt angsterfüllten Gesichtsausdruck gezeigt. Auch in der letzten Nacht war sie fast ununterbrochen bei dem Jungen gewesen, immer wieder hatte sie den kleinen bläulichen Mund abwechselnd mit Milch und Wasser bestrichen, schließlich hatte sie das wimmernde, auskühlende Kind aufgenommen und nah bei sich getragen, um es zu wärmen. Gegen vier Uhr am Morgen war Martin ganz still geworden, und Küssner hatte mit seinem Stethoskop lange auf der eingefallenen Brust nach dem Herzschlag suchen müssen. Als er nun das Zimmer betreten wollte, in dem nur drei Bettchen für besonders schwere Fälle standen, sah er schon von der Tür aus, dass Martin den Kampf verloren hatte. Küssner trat zu ihm und führte eine letzte Untersuchung an dem kleinen, schon kalten Körper durch. Er sah auf die Uhr und trug als Todeszeitpunkt fünf Uhr dreißig in das Krankenblatt ein. Dabei dachte er darüber nach, dass er dem Direktor in wenigen Stunden für diesen weiteren Fall von Säuglingsdiarrhö Rede und Antwort stehen müssen würde. Die Steigerung der Hygienemaßnahmen wie zweimaliges Abkochen der Fläschchen und Sauger, täglicher Wäschewechsel, Händewaschen vor und nach jedem

Kontakt mit einem Patienten, hatte keine Besserung gebracht. Küssner war ratlos. Als er kurz darauf in das Schwesternzimmer zurückkehrte, war der Teller mit den Keksen leer. Annegret stand an einem Schrank und bereitete die Morgenmahlzeit für die Kinder vor, die nicht gestillt werden konnten. Sie verteilte Milchpulver in Fläschchen. In einem Kessel siedete das Wasser. »Willst du ihn noch mal sehen?« Annegret schüttelte den Kopf. Küssner trat an Annegret heran, drehte sie zu sich und nahm sie in den Arm. Sie wurde steif, aber sie wehrte sich nicht. Dann sagte Küssner, er würde noch bis sieben Uhr warten, dann würde er die Eltern anrufen. Warum sollte er sie jetzt aus dem Schlaf holen? Mit solch einer Nachricht. Annegret löste sich von Küssner, straffte sich, strich ihm kurz und fest über die Wange und antwortete, sie habe einen guten Draht zu Frau Fasse. Sie würde anrufen. Sie wandte Küssner wieder den Rücken zu und goss das kochende Wasser auf. Er sah auf ihren Rücken und dachte: ›Der Tag ist gekommen.‹

Nachdem Küssner vor dem Direktor des Stadtkrankenhauses eine Dreiviertelstunde lang versucht hatte, Kompetenz und Zuversicht auszustrahlen, obwohl die Vorgänge ihn hilflos und traurig machten, kehrte er erschöpft in sein neugebautes Einfamilienhaus am Stadtrand zurück. Er blieb im Flur stehen und lauschte auf die Geräusche im Haus. Die Kinder waren in der Schule, nur ihre bunten Hausschuhe standen unter der Garderobe. Ingrid war oben beschäftigt, wobei sie das Radio laufen ließ. Ein Schlager spielte, und Ingrid sang den Refrain mit. »Ganz Paris träumt von der Liebe.« Küssner dachte an Annegret und ihre Verachtung für jede Sentimentalität, wie sie ihren Mund spöttisch verzogen hatte, als er einmal eine gemeinsame Reise in ebenjene Stadt der Liebe vorgeschlagen hatte. »Romantik ist getarnte Verlogenheit«, hatte sie gesagt. Er drehte sich zum Spiegel und sah einen müden Mann, der viel älter wirkte, als er war. Die Haare verabschiedeten sich schon seit Längerem. Bald würde er Fett ansetzen, eine Gefäßverkalkung entwickeln, mit 45 einen Herzinfarkt erleiden wie sein Vater. Der war in der Ehe mit seiner Mutter nicht glücklich gewesen. Während Küssner noch dastand, kam Ingrid die Treppe herunter, sie trug einen Berg benutzter Bettwäsche auf dem Arm, fröhliche Blumenranken auf weiß. Sie ging schwungvoll und energiegeladen. Sie lächelte, als sie ihren Mann sah. Wie jedes Mal dachte Hartmut Küssner, dass sie von einer besonderen, unvergänglichen Schönheit war und es einem Wunder gleichkam, dass sie einen so durchschnittlichen Mann wie ihn gewählt hatte. Er lächelte nicht, und sie wurde ebenfalls ernst. »Ist etwas vorgefallen?« »Ich muss mit dir sprechen, Ingrid.« Ingrid legte die Wäsche vor der Tür zum Keller ab und wandte sich ihm aufmerksam zu. Sie wartete.

»Gehen wir ins Wohnzimmer.«

»Jetzt bekomme ich ja bald Angst. Was hast du dir jetzt wieder

überlegt? Wir ziehen aber nicht schon wieder um! Ich lebe hier gern! Die Kinder leben hier gern …«

»Ja, das weiß ich.«

Doktor Hartmut Küssner folgte seiner ahnungslosen Frau in das Wohnzimmer.

Auch Eva tat an diesem Vormittag etwas Ungewöhnliches. Im Gericht wurde sie heute nicht gebraucht. Also besuchte sie Jürgen unangemeldet in seinem Büro im Schoormannhaus. Erst einmal zuvor war sie spätabends von ihm durch die verwirrenden Gänge der Etagen geführt worden, hatte in menschenleere Räume geblickt, in denen sich bis unter die Decke verpackte Waren stapelten, in eine düstere Halle mit ewig langen Tischen und Transportbändern, in der ab vier Uhr morgens der Warenversand losging. »Das brummt dann hier wie in einem Bienenstock«, hatte Jürgen gesagt. Sie waren durch das Treppenhaus hinaufgestiegen, bis auf das Dach, hatten sich dort unter einem Mauervorsprung geküsst, da es zu regnen begonnen hatte. In Jürgens Büro waren die Tropfen immer lauter gegen die Fensterfront geprasselt, während Eva sich auf Jürgens Chefsessel drehte und dabei wie absichtslos ihren Rock immer höher gezogen hatte, bis ihre Schenkel und ihr Schlüpfer ganz frei lagen. Da hatte sich Jürgen plötzlich vor ihr auf den Teppich gekniet, war zwischen ihre Knie gefallen und hatte so heftig seinen Kopf in ihren Schoß gepresst, dass es ihr wehtat. Aber sie hatte den Atem angehalten und abgewartet. Doch Jürgen war nach wenigen Sekunden schon wieder aufgestanden und hatte erklärt, sie würden jetzt gehen. Heute kam sie ihm ungelegen, das sah sie sofort. Er begrüßte sie fahrig und half ihr aus ihrem Übergangsmantel, hellrot und neu, und sagte dabei leicht gereizt: »Wir sehen uns doch heute Abend?« Eva setzte sich in einen Besucherstuhl. Jürgen fragte weiter: »Was ist so dringend?« Eva brachte der brüske Ton aus dem Konzept. »Ich muss mit jemandem sprechen, Jürgen.« »Möchtest du etwas trinken? Eine Tasse Kaffee? Ich muss allerdings in fünf Minuten in eine Besprechung.« Eva beobachtete Jürgen, wie er hinter seinem breiten schwarz glänzenden Schreibtisch Platz nahm wie hinter einem Schutzwall. Wie tief seine Augen doch lagen und wie abweisend er wirkte, wenn er so die Arme verschränkte. Er war ihr in diesem Moment fast fremd, sie sah ihn wie durch die Augen ihrer Eltern: dunkel, schwarzhaarig, reich. Jürgen bemerkte ihren skeptischen Blick, breitete die Arme wieder aus und seufzte lächelnd. »Eva, nun rück schon raus, wenn du schon mal hier bist.«

Und Eva begann stockend, zunächst von der Begegnung im Waschraum des Bürgerhauses zu erzählen, vor Monaten, von ihrem Gefühl, die Frau des Hauptangeklagten von früher zu kennen. Von ihrer klaren Erinnerung an den Mann im weißen Kittel, der ihr seine

eintätowierte Nummer zeigte, von den Zahlen von eins bis zehn, die sie als Kind schon auf Polnisch hersagen konnte. Von ihren wiederkehrenden Ahnungen, mit dem Lager verbunden zu sein. Und am Ende erzählte sie von dem Vorfall im Gastraum. Von ihren Eltern, die sie belogen hatten. Dass sie ihr beim Frühstück an diesem Morgen nicht in die Augen hatten sehen … »Warte mal …« Jürgen hatte Eva bisher nicht unterbrochen, nun hob er die Hand. »Wieso glaubst du deinen Eltern nicht?«

»Jürgen, was soll es denn für eine andere Erklärung für das Verhalten von diesem Mann geben? Die kennen sich von früher!«

Jürgen stand auf und trat an die Wand, an der an einer Klemmleiste in einer langen Reihe die Entwürfe für die Katalogseiten angeheftet waren. »Gut, dann wollen sie eben nicht darüber sprechen.« »Und ich soll es dabei belassen?«

Jürgen nahm eines der Blätter von der Wand. Darauf waren weiße Kästen zu erkennen. Er hatte offensichtlich die Anregung von Evas Mutter umgesetzt, Waschmaschinen in das Angebot aufzunehmen.

»Vielleicht haben sie etwas Ähnliches erlebt wie mein Vater. Und sie wollen nicht an ihren Schmerz erinnert werden.«

»Meine Eltern waren doch keine Kommunisten …«

»Aber vielleicht im Widerstand?«

Eva musste bei der Vorstellung beinahe lachen. »Unmöglich, Jürgen!«

Jürgen klemmte das Blatt an einer anderen freien Stelle an der Leiste fest. »Wenn sie nicht drüber sprechen, wie willst du das wissen?«

»Beide sagen immer: ›Politik, das sollen mal schön die da oben machen. Und wir baden es dann nur aus.‹ Ich kenne doch meine Eltern!«

Jürgen trat wieder hinter den Schreibtisch. »Das Vierte Gebot lautet: ›Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt.‹«

»Warum sagst du das jetzt?!« Jürgen antwortete nicht. Er setzte sich. Als er die Zehn Gebote als kleiner Junge zum ersten Mal gehört hatte, von seiner Mutter aus der Bibel vorgelesen, hatte er sich vorgestellt, wie er seine Eltern ehrte: wie er sie mit Blumenkränzen schmückte, vor ihnen niederkniete und ihnen die ganze Schokolade schenkte, die er von Tante Anni bekommen hatte. Er hatte das zwar übertrieben gefunden, aber wenn Gott es sagte? Eva war inzwischen aufgestanden und nah an ihn herangetreten. Sie sah zornig aus. Und er konnte sie verstehen.

»Was hat das mit den Zehn Geboten zu tun? Ich will wissen, was da zwischen diesem Menschen und meinen Eltern war! Verstehst du

das nicht?«

Eva wartete Jürgens Antwort nicht ab und sprach weiter: »Nein. Wie auch? Du hast ja auch keine Ahnung von dem, was ich weiß, was ich gehört habe, was alles Unfassbares passiert ist. Was diese Männer für Verbrechen begangen haben!«

»Ich kann es mir vorstellen.« Jürgens Gesicht bekam einen harten Ausdruck. Er sah Eva kalt an und drehte sich weg. Sie dachte einen kurzen Moment lang: ›So wird er aussehen, wenn er alt ist.‹ Sie verachtete ihn.

»Das kann man sich eben nicht vorstellen! Du bist nicht ein Mal gekommen, du hast nicht ein Mal zugehört. Und du hast mich nicht ein Mal gefragt, was diese Menschen erlebt haben. Glaubst du, die wollen an ihre Schmerzen erinnert werden? Und sie kommen trotzdem! Und sie stellen sich da hin. In diesen Saal, der immer zu warm ist, und in das Licht von diesen Scheinwerfern. Und sie haben diese Schweine im Nacken, die da breitbeinig sitzen in ihren Anzügen, und die lachen und die sich wegdrehen und die sagen: ›Du lügst! Das ist falsch! Alles Verleumdung!‹ Oder am schlimmsten:«, Eva stand stramm und imitierte den kalten Ton des Hauptangeklagten, »›Das entzieht sich meiner Kenntnis.‹ Und die Zeugen, die stehen da und sprechen trotzdem darüber, wie sie wie Tiere behandelt wurden, wie Schlachtvieh, wie der letzte Dreck. Die haben Schmerzen gehabt, die kannst du dir nicht vorstellen und ich auch nicht! Ärzte haben mit den Häftlingen Versuche gemacht, medizinische Versuche …«

Jürgen stand auf. »Eva, ich finde, es reicht jetzt! Ich bin nicht so uninformiert, wie du denkst, aber das gehört hier nicht her, und ich habe jetzt einen …« Doch Eva war nicht mehr aufzuhalten: »Und jetzt pass auf, Jürgen! Obwohl sie gequält wurden! Es nichts zu essen gab! Obwohl alles im Lager voller Scheiße war …« Jürgen wehrte Evas Schwall mit den Händen ab und versuchte, einen spöttischen Tonfall anzuschlagen. »Jetzt vergisst du auch noch deine gute Kinderstube. Würdest du dich etwas mäßigen …« Er machte eine Handbewegung in Richtung der Tür, hinter der seine Sekretärin arbeitete. Doch Eva sprach weiter. »Obwohl überall Leichen und Gestank und Scheiße war: Trotzdem wollten die Menschen leben!« Eva fuhr sich mit beiden Händen durch das Gesicht und gab etwas wie ein Heulen von sich. Sie war in eine Rage geraten, die sie noch nie bei sich erlebt hatte. Sie stand mitten in Jürgens geräumigem Büro auf dem hellen Wollteppich und atmete schwer. Jürgen trat einen Schritt auf sie zu. »Ich habe gewusst, dass dich das zu sehr mitnimmt. Dein Nervenkostüm ist dafür nicht ausgelegt.« Doch Eva wich zurück. Sie sah ihn an und versuchte, ruhig zu sprechen. Aber es fiel ihr schwer. ›Nervenkostüm‹. Was für ein albernes Wort! »Da war vorgestern eine Frau aus Krakau, die hat erzählt, wie das Zigeunerlager aufgelöst werden sollte. Die Häftlinge

hatten davon erfahren, und sie haben sich aus Blech Waffen gemacht. Sie haben die Bleche angespitzt zu Messern. Sie haben Stöcke genommen und Bretter. Damit haben sie sich gewehrt, als die SS-Männer kamen. Frauen, alte und junge, und Männer und Kinder, sie haben mit aller Kraft verzweifelt um ihr Leben gekämpft. Weil sie wussten, dass sie vergast werden sollen. Sie wurden alle mit Maschinenpistolen niedergeschossen.«

Draußen im Vorraum vor der gepolsterten Tür saß Fräulein Junghänel an ihrem Schreibtisch, eine grauhaarige, schlichte Frau kurz vor ihrem zwanzigjährigen Berufsjubiläum, die schon Jürgens Vater viele Jahre lang gute Dienste geleistet hatte, und tippte einen privaten Brief. Sie schrieb an ihren Vermieter, dass der junge Mann, der neuerdings in der Parterrewohnung ihres Hauses wohnte, nicht tragbar sei. Er kippe seinen Unrat in den Hof, uriniere in den Vorgarten. Bis spät in die Nacht höre man laute Musik aus den geöffneten Fenstern. Es stinke zum Himmel. Einmal habe er versucht, ein Kind in seine Wohnung zu locken. Sie schreibe für alle Mieter des Hauses und wolle aus Furcht vor möglicher Rache dieses Mannes anonym bleiben. Fräulein Junghänel zog den Bogen aus der Maschine und überflog ihn noch einmal. Außer, dass sie zweimal gedämpfte Musik aus der Parterrewohnung gehört hatte, stimmte nichts von dem, was sie geschrieben hatte. Aber der Mann, dessen Sprache sie nicht verstand, machte ihr Angst. Sie musste jeden Tag mehrmals an seiner Wohnung vorbeigehen. Sie wollte ihn nicht in ihrem Haus haben. Als Fräulein Junghänel den Bogen zusammenfaltete, dachte sie plötzlich, sie hätte einen Schrei aus dem Zimmer ihres Chefs gehört. Sie hielt inne. Das war doch bei der dicken Türpolsterung eigentlich unmöglich? Fräulein Junghänel stand auf und trat nah an die Tür heran. Sie öffnete leicht den Mund, lauschte und hörte nichts. Sie musste sich geirrt haben. Sie setzte sich zurück an ihren Tisch und steckte den Brief in einen Umschlag, den sie schon mit der Schreibmaschine an ihren Vermieter adressiert hatte. Beinahe hätte sie einen Fehler gemacht und die Adresse mit der Hand geschrieben. Mit ihrer Handschrift. Sie legte den Brief in ihre Handtasche. Frankieren würde sie ihn am Abend zu Hause selbst, denn niemals würde sie ihrem Chef eine Briefmarke stehlen, und dann, wenn es dunkel geworden war, in den Briefkasten zwei Straßen weiter einwerfen.

In Jürgens Büro war es still. Eva saß zusammengesunken auf dem Besucherstuhl. Sie hatte einen Weinkrampf bekommen, und Jürgen hatte ihr zweimal kurz hintereinander links und rechts auf die Wangen geschlagen. Die Ohrfeigen hatten geholfen. Jürgen hatte sich an das Fenster begeben. Sie schwiegen. Dann fragte Eva ruhig: »Warum hörst du nicht einmal zu?« »Weil dort das Böse ist.« Jürgen sagte es nüchtern, ohne erkennbare Gefühlsregung. Er sah über die

Stadt, sein Büro lag im zehnten Stock, hinter den Hochhäusern weit hinten am Horizont war der grün gewellte Streifen des Taunus zu erkennen. Eva wischte sich das Gesicht mit einem Taschentuch ab, das Jürgen ihr gereicht hatte, sie putzte sich die Nase und stand auf. Sie nahm ihre Handtasche, die sie beim Hereinkommen auf das Ledersofa neben der Tür gestellt hatte. Sie nahm ihren Mantel über den Arm. Sie schluckte den Schleim in ihrem Hals herunter, die letzten salzigen Tränen, die ihr durch die Nase den Rachen hinunterliefen und tief im Hals brannten. Sie trat zu Jürgen ans Fenster und sagte: »Das ist nicht wahr, Jürgen, da ist nicht das Böse. Oder irgendwelche Teufel. Das sind einfach Menschen. Und das ist das Schlimme daran.« Eva wandte sich ab und ging hinaus, sie ließ die Tür offen, nickte Frau Junghänel kurz zu, die sie neugierig anstarrte, und verließ den Vorraum. Jürgen blieb am Fenster stehen. Er sah hinunter auf den Vorplatz, wo die Menschen wie Fliegen hin und her spazierten. Er wartete darauf, Eva in ihrem hellroten Mantel zu sehen. Da erschien sie auf dem Platz und ging schnell nach links quer hinüber zur Straßenbahn. Er hatte erwartet, dass sie viel kleiner aussehen würde. Aber sie wirkte groß und aufrecht. Frau Junghänel erschien in der Tür und ermahnte ihn, seinen Termin mit der Leitung der Modeabteilung nicht zu vergessen. Er komme schon fünf Minuten zu spät. Jürgen erwiderte, sie solle sagen, er komme gar nicht. Sie starrte verständnislos auf seinen Rücken und wartete. Er korrigierte sich: »In zwanzig Minuten.« Frau Junghänel schloss die Tür. Jürgen trat an seinen Schreibtisch und zog eine Schublade auf. Er nahm ein schweres schwarzes Buch heraus, auf dessen Rückseite sein Name und das Datum seiner Kommunion in Golddruck geprägt war. Jürgen hielt die Bibel nur in der Hand. Er blätterte sie nicht auf. Er dachte an Jesus in der Wüste, wie er dreimal in Versuchung geführt wird und dreimal widersteht. Er dachte daran, dass ihm das nicht gelungen war, dass er schwach gewesen war. Dass etwas Fremdes die Kontrolle über ihn übernommen hatte. Er hatte es an sich riechen können, als er da mitten auf dem Feld stand und in die Augen des Sterbenden gesehen hatte: den scharfen Brandgeruch und den süßlichen Schwefel. Seine Hände waren zu Klauen geworden. Jürgen verzog in komischer Verzweiflung den Mund zu einem Lächeln. Natürlich war das eine kindliche Vorstellung vom Teufel. Doch dadurch war es nicht weniger wahr. Dieses Erlebnis hatte ihn immerhin dazu veranlasst, Priester werden zu wollen, nah bei Gott und in Sicherheit.

An diesem Vormittag verhandelte Ludwig Bruhns wie jedes Jahr um diese Zeit in einem Büro der Brauerei Henninger die Fasspreise für die kommende Saison. Ihm gegenüber saß Klaus Hicks, über dessen Namen keiner einen Witz zu machen wagte. Man kannte sich seit Jahren, man wurde sich immer einig und trank während des rituellen

Geschachers mehrere Schnäpse. Ab einem gewissen Punkt wurde Herr Hicks trübsinnig und beklagte, dass die Stadt vor Jahren die Pferdefuhrwerke verboten hatte. »Das waren noch Zeiten, und was waren das für stattliche Gäule, was!« Doch heute lehnte Ludwig gleich den ersten Schnaps ab. Herr Hicks war ehrlich erschrocken: Ob Ludwig ernsthaft krank wäre? Was denn nicht in Ordnung sei? Mit der Familie alles im Lot? Ludwig nickte vage und schob es auf seinen neuerdings empfindlichen Magen. Zur selben Zeit lag Edith mit weit geöffnetem Mund bei ihrem Zahnarzt Doktor Kasper, einem alterslosen, asketischen Mann, auf dem Behandlungsstuhl. Doktor Kasper betrachtete mit einem Spiegel Ediths Zähne und stach mal hier und mal dort mit einem kleinen Haken in ihr Zahnfleisch. Dann fuhr er mit Daumen und Zeigefinger in Ediths Mund und wackelte und ruckelte nacheinander an jedem einzelnen Zahn. Dabei herrschte Stille. Nur das Gurgeln irgendeiner Leitung war zu hören. Als Doktor Kasper fertig war, lehnte er sich ein wenig auf seinem Hocker zurück und sagte ernst: »Frau Bruhns, Sie haben Parodontose.«

»Und was heißt das?«

»Eine Entzündung des Zahnfleischs, deshalb das Bluten beim Putzen. Und einige Kandidaten wackeln auch schon.«

»Kandidaten?«

»Leider.«

Edith Bruhns richtete sich auf. »Woher kommt das denn? Ich putze doch immer. Fehlen mir Vitamine? Ich esse doch Obst.«

»Es ist Ihr Alter. Das Klimakterium.« Edith starrte Doktor Kasper an. Das Wort hatte ihr Hausarzt Doktor Gorf auch schon benutzt. Aber bei ihm klang es wie eine schnell vorübergehende Erkältung ohne Folgen. Aus Doktor Kaspers Mund dagegen hörte es sich an wie ein Todesurteil.

»Kann man denn da nichts machen, Herr Doktor?«

»Spülen mit antiseptischem Mundwasser. Und irgendwann müssen sie raus.«

Edith lehnte sich wieder zurück und blickte an die Zimmerdecke. »Die Kandidaten.«

»Ja. Aber es gibt schon ganz ordentlichen Ersatz. Das sind nicht mehr so Klappergebisse wie vor dem Krieg. Die finden Sie heute nur noch in der Geisterbahn … Frau Bruhns, das ist doch jetzt kein Grund, die Fassung zu verlieren.«

Doch Edith konnte nicht anders. Sie schämte sich zwar und nahm die Hände vor das Gesicht. Aber sie schluchzte jämmerlich.

In der Wohnung über dem ›Deutschen Haus‹ klopfte Eva vorsichtig an Annegrets Tür und blickte dann in das Zimmer. Annegret schlief in dem schummerigen Licht, das die gelbliche Jalousie hindurch ließ, wie immer auf der Seite und wie ein Embryo zusammengekrümmt. Im

Zimmer roch es nach Bier und Kartoffeln. Eva wollte gar nicht wissen, warum, und zog langsam die Tür wieder zu. Sie ging in die Stube, umtänzelt von Purzel, und trat an den schweren hohen Büfettschrank. Als Kind hatte sie oft gespielt, sie wäre eine Prinzessin und der Schrank ihre Burg voller Zinnen, Fenster und Türme. Als sie nun nacheinander die Türen und Schubladen öffnete, schlug ihr der vertraute Geruch von trockenen Zigarren, süßem Likör und Staub entgegen. Sie kannte all die weißen Tischdecken und Stoffservietten, die halb abgebrannten roten Christbaumkerzen in einer Schachtel, den Kasten mit dem versilberten Besteck, das beide Eltern protzig ›wie bei Königs‹ fanden, sodass es nie benutzt wurde. Eva ging auf die Knie. In einem unteren Fach bewahrten die Eltern Dokumente und Alben auf. Eva blätterte durch einen Aktenordner mit Rechnungen und Garantiebescheinigungen. Der älteste Kassenzettel war am 8. Dezember 1949 ausgestellt worden, kurz nachdem die Eltern das ›Deutsche Haus‹ eröffnet hatten. Es war ein Kaufbeleg und eine Garantie für ein Gerät von Strom-Schneider in der Wiesbadener Straße. Eine Heizsonne. Eva erinnerte sich, dass die Heizsonne im Badezimmer über der Badewanne gehangen hatte. Jedes Mal, wenn Eva auf die Toilette gegangen war, hatte sie die Heizsonne über eine Zugschnur eingeschaltet. Während sie dann saß und ihr großes Geschäft verrichtete, hatte sie fasziniert verfolgt, wie der dicke graue Draht im Innern des metallenen Trichters sich langsam rosa verfärbte, bis er tiefrot zu glühen begann. Irgendwann hatte die Heizsonne nicht mehr an der Wand gehangen. Eva hatte das Fehlen nicht angesprochen, denn sie war davon überzeugt gewesen, das Gerät durch ihr häufiges Einschalten kaputt gemacht zu haben. Fünf Fotoalben lagen ebenfalls in dem Fach. Drei davon stammten aus den letzten Jahren, sie waren mit hell gemustertem Stoff bezogen, die anderen beiden bestanden aus schwarzem und dunkelgrünem Karton. Eva nahm eines der beiden älteren Alben, das dunkelgrüne. Es zeigte Fotografien einer Jugendfahrt ihres Vaters. Helgoland im Jahr 1925. Ihr Vater hatte Sommersprossen und lachte breit. Er war zum ersten Mal von zu Hause fort. Auf einem Bild stand er unter freiem Himmel an einem Feuer und rührte in einem darüber hängenden Topf. Der Dampf aus dem Topf umwölkte sein Gesicht, doch man erkannte ihn an der kurzen Hose und dem Unterhemd, was er auch auf den anderen Bildern trug. Ludwig hatte erzählt, wie er zehn Tage lang für dreißig Jungs gekocht hatte. Am Ende hätten sie ihm eine aus Silberpapier gebastelte Medaille verliehen, ›Meisterkoch von Helgoland‹. Diese Rosette lag ebenfalls in dem Fotoalbum, inzwischen ganz platt gedrückt und stumpf, die Schrift kaum mehr lesbar. Eva saß auf dem Teppich, Purzel hatte sich zu ihr gelegt, sie blätterte das schwarze Album auf. Auf der ersten Seite hatte ihre Mutter in bemüht

schnörkeliger Handschrift mit einem weißen Stift auf den schwarzen Karton geschrieben: ›Ludwig und Edith, 24. April 1935‹. Auf der nächsten Seite klebte das Hochzeitsbild. Evas Eltern standen vor einem Samtvorhang, neben ihnen eine niedrige Säule, aus der Blüten hervorzusprudeln schienen. Die Mutter hatte sich bei dem Vater eingehakt, beide lächelten, Ludwig ungläubig, Edith erleichtert. Sie trug ein weißes, unterhalb der Brüste weit fließendes Kleid, das nicht ganz das kleine Bäuchlein verbergen konnte. Annegret hatte in der Vergangenheit so oft auf diese Stelle der Fotografie gezeigt, dass das Fotopapier über Ediths Bauch abgeschabt war. »Und da bin ich!« Eva blätterte, kraulte mechanisch den Hund an ihrer Seite und betrachtete die vertrauten, stummen Bilder. Die Feier hatte in einer Hamburger Gaststätte stattgefunden. Man konnte deutlich Ediths feine Stadtfamilie von den gut durchbluteten Bruhns'schen Inselbewohnern unterscheiden. Ediths Eltern waren mit der Wahl ihrer Tochter nicht einverstanden gewesen. Dennoch bezog das junge Paar nach der Hochzeit in deren Wohnung in Rahlstedt zwei Zimmer. Ludwig fand als Saisonkraft Arbeit, im Sommer an der See, im Winter in den Bergen. Er verdiente gut, aber es gelang ihm nicht, eine feste Anstellung zu bekommen. Das Paar war immer wieder für Monate getrennt, worüber beide nicht glücklich waren. Kurz nachdem Eva im Frühjahr 1939 auf die Welt gekommen war, innerhalb von zwanzig Minuten auf dem wertvollsten Teppich der Großeltern, bekamen sie endlich die Chance, eine Gaststätte bei Cuxhaven zu pachten und dort miteinander als Familie zu leben, Ludwig war fast dreißig Jahre alt, Edith Mitte zwanzig. »Doch da brach der Krieg aus und alles wurde anders.« Das war ein Satz, den Eva oft von beiden Elternteilen gehört hatte. Ludwig wurde schon kurz nach Kriegsbeginn zur Feldküche eingezogen, er diente zunächst in Polen und später in Frankreich. Er hatte Glück, weil er nicht ganz mit nach vorn musste, manchmal flogen ihm seine Töpfe um die Ohren, aber er wurde nie ernsthaft verletzt. Edith war mit den beiden Mädchen zunächst bei ihren Eltern in Hamburg geblieben. Sie waren gut durchgekommen, hatten genug zu essen. Doch als die Bombardierungen durch die Engländer begannen, hatte Edith die Töchter, acht und vier Jahre alt, zur Verwandtschaft nach Juist geschickt, zu Tante Ellen und Opa Seebär. So hätte die kleine Eva ihn genannt. Sie konnte sich nicht daran erinnern. Sie kannte den Großvater mit dem Walrossschnurrbart nur von den Fotografien von der Hochzeit. Er sah auf jedem Bild aus, als ob er weinte. Eva hatte das Album fast durchgeblättert. Auf den letzten Bildern tanzten Edith und Ludwig. Ihre Mutter trug statt ihres Schleiers eine Nachthaube und ihr Vater eine Zipfelmütze, ein alter Brauch, wie die Mutter erklärt hatte: Um Mitternacht wurde der Braut der Schleier abgenommen, das Paar bekam Nachtmützen aufgesetzt,

und ein Gedicht wurde vorgelesen. Dieses stand auf dem Blatt, das zusammengefaltet im Album lag:

»Hört von fern den Glockenschlag,
vorbei ist dieser Hochzeitstag,
doch ein neuer Tag bricht an,
und Ihr seid glücklich Frau und Mann.
Schöne Braut, erlaub' mir diese Worte,
zu dieser Stund', an diesem Orte:
Leg ab den Schleier, der Dich heut' schmückte
und Dich den ganzen Tag beglückte.
Nimm dieses Häubchen, diese Krone.
Unter diesem Schmucke wohne
Frohsinn und Zufriedenheit
heut' und in alle Ewigkeit.
Und auch zu Dir, Du Bräutigam,
ich nicht mit leeren Händen komm'.
Ich bring' Dir dieses Mützchen hier,
es sei des braven Gatten Zier,
der nicht ans Amüsieren denkt,
die Schritt' stets früh nach Hause lenkt.
Fortan nun meide der Verführer Chor
und zieh' dies Mützchen übers Ohr.«

Die Gäste standen im Kreis um das Paar herum und klatschten mit unscharfen Händen, die Gesichter glänzten weiß, und manche Blicke waren selig verrutscht. Nur Evas Eltern wirkten wie ausgeschnitten scharf und nüchtern, sie hielten sich fest umarmt und sahen sich in die Augen.

»Der wird alt.«

Annegret stand in ihrem Morgenmantel in der Tür, ein Glas Milch in der Hand, und zeigte auf Purzel, der die Zunge heraushängen ließ. »Hat garantiert eine Herzschwäche.« »Quatsch«, antwortete Eva, obwohl sie schon länger dasselbe dachte. Sie streichelte Purzels Kopf, der nach ihrer Hand schnappte.

»Ännchen, kannst du dich an die Zeit auf Juist erinnern?«

»Ja, aber nicht jetzt …«

»Wieso gibt's nur diese wenigen Fotografien. Und keine aus der Kriegszeit?«

»Da hatten die Leute was anderes zu tun, als zu fotografieren.«

»Haben wir manchmal im Meer gebadet?« Eva wollte Annegret nicht gehen lassen, aber die drehte sich in der Tür um und sagte: »Ich hatte wirklich eine miese Nacht.« Sie ging. Eva schlug das Album zu und schob es wieder in den Schrank. Sie nahm als Letztes eine Mappe aus gelbem Karton heraus, die rechts neben den Alben klemmte. Darin

bewahrten die Eltern einige ihrer Kinderzeichnungen auf. Eva klappte die Mappe auf. Die Zeichnung, die obenauf lag, zeigte das kleinere Haus neben dem des Hauptangeklagten. Es hatte ein spitzes Dach, eine schiefe Tür und zu große Fenster. Neben dem Haus waren zwei Mädchen, sie hatten Zöpfe, die von den Köpfen abstanden, ein großes und ein kleines Mädchen, sie hielten sich an den Händen. Hinter dem Haus waren dick zwei gelbrote Streifen gemalt, die in den Himmel hineinragten. Man hätte denken können, sie wären der kindlichen Fantasie entsprungen. Aber Eva wusste, was sie darstellen sollten. Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen den Büfettschrank, der einmal ihre Burg gewesen war.

Am späten Nachmittag suchte Eva das Büro der Staatsanwaltschaft auf. Sie hoffte, dass die meisten Mitarbeiter sich schon in das Wochenende verabschiedet hatten und niemand sie bei ihrem Vorhaben ertappen würde. Es gab eine Liste mit den Namen der Offiziere, die im Lager gedient hatten. Diese umfasste über 8 000 Namen und war in zwei umfangreichen Ordnern abgeheftet, die Eva schon häufig gesehen hatte, wenn der Vorsitzende Richter eine Zeugenangabe überprüfte. Hatte dieser oder jener Offizier zur Zeit eines bestimmten Vorfalls im Lager gedient? Nicht selten hatten sich durch diese unbestechliche Liste Aussagen als falsch erwiesen. Das war jedes Mal ein demütigender Moment für die Zeugen gewesen. Sie standen als Lügner da, nur weil sie sich nicht mehr an den Monat oder die Jahreszeit ihrer Qual erinnern konnten. Eva hatte diese zwei Ordner bisher gefürchtet. Doch sie wäre nie auf die Idee gekommen, dass ihr eigenes Leben mit dieser Liste verbunden sein könnte. Sie ging über den endlos scheinenden, menschenleeren Flur, an dessen Ende die Tür zum Aktenraum lag. Davor blieb sie stehen und dachte an all die verbotenen Türen in den Märchen, die Stefan seit einiger Zeit nicht mehr hören wollte. Sie trat ein und zog die Tür hinter sich zu. Sie orientierte sich in dem fensterlosen Raum, schritt die Wandregale ab und entdeckte schneller als ihr lieb war die beiden grauen Ordner. Sie zog den mit der Aufschrift ›Personal SS/KZ, A–N‹ heraus und trug ihn vorsichtig, als könnte er jederzeit zwischen ihren Händen zerspringen, zu einem der Tische, die in der Raummitte zusammengeschoben waren. Dann legte sie ihn ab. Es war noch immer still auf dem Flur vor dem Aktenraum. Eva dachte, ob es nicht besser wäre, den Ordner ebenso vorsichtig wieder in das Regal zurückzustellen, den Raum zu verlassen, nach Hause zu fahren, zu baden und sich schön zu machen, um mit Jürgen ins Kino zu gehen und ›Der Schatz im Silbersee‹ anzuschauen. Da brach hinter der Wand gedämpftes Gelächter aus. Dort war die kleine Teeküche gelegen. Wahrscheinlich schäkerte Fräulein Lehmkuhl, eine der Sekretärinnen, mit David Miller oder einem der anderen Referendare. Eva lauschte,

wieder Lachen. Es war Fräulein Lehmkuhl, eine rosige, sorglose Frau, die auch schon einen schlechten Ruf weghatte. Die Kolleginnen erzählten sich so einiges … Eva schlug den Ordner auf. Sie fuhr mit dem Zeigefinger auf dem Register zu den Buchstaben B–Br. Sie schlug die Seiten um und ging die Namen durch. Von oben nach unten. Brose. Brossmann. Brosthaus. Brücke. Brucker. Bruckner. Brückner. Brüggemann. Brügger. *Bruhns.*

Da wurde die Tür aufgerissen. Zwei Menschen stolperten herein, schoben und zogen sich gegenseitig, küssten sich dabei schmatzend, David Miller knöpfte ungeschickt an der Bluse von Fräulein Lehmkuhl herum, sie lachte wieder, diesmal klar und deutlich. David drückte sie über den Tisch, und da entdeckte er Eva. Sie stand reglos auf der anderen Seite vor einem geöffneten Aktenordner und hatte ein tiefes Entsetzen im Gesicht. David richtete sich langsam auf, zog Fräulein Lehmkuhl hoch und grinste dann verlegen los. »Entschuldigung, aber die Teeküche ist so eng.« »Wir wollten ja nur eine Akte holen …«, log Fräulein Lehmkuhl schlecht. Eva klappte den Ordner zu und sagte leise: »Ich geh schon.« Sie trug ihn zurück an seinen Platz, David folgte ihr mit den Blicken. Fräulein Lehmkuhl sagte nervös: »Aber das erzählst du jetzt nicht überall rum, Eva? Das war ein kleiner Scherz …« Eva ging hinaus, ohne zu antworten, und schloss die Tür hinter sich. Fräulein Lehmkuhl zuckte mit den Schultern, sah David an: »Und wo waren wir stehen geblieben?« Aber David wandte sich von ihr ab. Er trat an das Regal und zog den Ordner heraus, dessen Inhalt Eva so erschüttert hatte.

Montag war Ruhetag. Ruhetag bedeutete in der Familie Bruhns gemeinsames Abendbrot. Auch Annegret versuchte ihre Schichten im Stadtkrankenhaus so zu legen, dass sie am Montagabend freihatte. Die Familie Bruhns aß um halb sieben in der Küche. Es wurde Brot mit Wurst und Käse aufgetischt. Manchmal eine Fischkonserve. Für Stefan öffnete die Mutter ein Glas seiner geliebten Senfgurken, der Vater bereitete eine große Schüssel seines berühmten Eiersalats mit Mayonnaise und Kapern zu, der auch im ›Deutschen Haus‹ auf der Speisekarte stand. Aber nur für die Familie verwendete Ludwig frischen Dill. »Koste es, was es wolle.« An diesem Abend hatten sie das Fenster zum Hinterhof geöffnet, da es für Anfang Mai ungewöhnlich mild war. Der Gesang einer einsamen Amsel drang herein. Alle saßen schon um den Tisch versammelt. Nur Stefans Platz war noch unbesetzt. Edith rief: »Stefan! Abendbrot!« Annegret löffelte Eiersalat auf ihren Teller und erzählte ihrem Vater von einem Arzt im Stadtkrankenhaus, einem älteren Chirurgen, der jahrelang die gleichen Rückenprobleme wie ihr Vater gehabt hatte und den ein Korsett gerettet hatte. Er wäre praktisch schmerzfrei. Der Vater machte Witze darüber, dass er als Mann ja schlecht ein Korsett tragen könnte, aber

er nahm diese neue Information dankbar auf. Vielleicht könnte er mit so einem Ding seine Schmerzen besiegen und den Mittagstisch wieder anbieten. Edith, die nur zwei Scheiben Knäckebrot aß, da sie immer mehr zunahm, erklärte lächelnd, sie würde den Vater schon jeden Morgen einschnüren und zum Abend wieder ausschnüren. Das habe sie noch als junges Mädchen bei ihrer Großmutter machen müssen. Das könnte sie sicher auch heute noch. »Was man als junges Mädchen lernt, das vergisst man nicht wieder. Und dass ich das dann noch mal anwenden kann, das hätte ich auch nicht gedacht.« Alle lachten bis auf Eva, die stumm ihre Eltern und ihre Schwester beobachtete, wie sie sich über die Vorstellung vom Vater im Korsett amüsierten. Der Vater hatte Eva heute noch kein einziges Mal angesehen. Die Mutter dagegen schenkte ihr ab und an einen schnellen, besorgten Blick. Jetzt strich sie ihr über den Kopf: »Das ist die italienische Mettwurst. Die du so magst.« Eva drehte den Kopf weg wie ein trotziges Kind und ärgerte sich über sich selbst. Was sollte sie ihnen sagen? Was sollte sie fragen? Sie saß mit ihrer Familie in ihrer Küche, dem vertrautesten Ort der Welt, und konnte keinen klaren Gedanken fassen. »Mutti.« Stefan erschien in der Tür, er sah anders aus als gewöhnlich, fleckig im Gesicht und mit entsetzt aufgerissenen Augen. Noch einmal sagte er: »Mutti.« Das kam unsagbar kläglich. Alle vier sahen sofort, dass etwas Schlimmes vorgefallen sein musste. Sie erhoben sich nacheinander wie in Zeitlupe. Stefan sagte: »Er steht nicht mehr auf.«

Wenige Minuten später standen sie alle in Stefans Zimmer zwischen den Soldaten auf dem Teppich und blickten auf den toten Hund vor dem Bett. Stefan schluchzte und versuchte zwischendurch zu erklären, was geschehen war: »Er hat da groß hingemacht, und dann habe ich geschimpft und auch so ein bisschen gehauen, und da ist er umgefallen und hat so komisch gezappelt, und dann … und dann …« Alles Weitere ging in seinem heftigen Weinen unter und war nicht mehr zu verstehen. Ludwig zog Stefan an sich, der drückte sein Gesicht in den tröstlichen Bauch seines Vaters. Sein Weinen klang dumpf, aber nicht weniger verzweifelt. Edith ging hinaus. Annegret kniete sich ächzend zu Purzel auf den Teppich und untersuchte seinen kleinen schwarzen Fellkörper, wie sie es gewohnt war. Atmung, Puls, Reflexe. Dann erhob sie sich. »War bestimmt das Herz.« Stefan heulte auf, Eva strich ihm über den Kopf. »Purzel ist jetzt im Hundehimmel. Da gibt es eine Wiese, die ist nur für Hunde …« Der Vater ergänzte: »Da kann er den ganzen Tag mit anderen Hunden spielen …« Annegret verdrehte die Augen, schwieg aber. Edith kam mit einem Stück Zeitungspapier zurück ins Zimmer, mit dem sie Purzels letztes Würstchen vom Teppich aufhob.

Nachdem sie Purzel in eine alte Decke gewickelt hatten, betteten sie ihn in einen von Ludwig herbeigeschafften größeren Karton mit der

Aufschrift ›Pronto Soßenbinder, der ohne Klümpchen‹. Die Familie legte noch allerlei ›Grabbeigaben‹ hinzu: Die Mutter brachte eine Scheibe italienische Mettwurst, Annegret spendete eine Handvoll Fruchtbonbons, die grünen, die sie nicht mochte und daher aussortiert hatte. Eva holte Purzels Lieblingsspielzeug, einen abgefressenen Tennisball, unter dem Sofa in der Stube hervor. Stefan überlegte lange, immer noch hicksend und aufschluchzend, ob er seinen aufziehbaren Panzer in den Karton legen sollte, entschied sich dann aber für zehn seiner besten Soldaten, die Purzel beschützen sollten, für den Fall, dass es auch böse Hunde im Hundehimmel gab. Stefan durfte sich dann aussuchen, wer bei ihm im Zimmer schlief. Er sagte: »Alle zusammen.« Es wurde diskutiert. Schließlich legte sich Eva zu Stefan, hielt den schmalen Jungenkörper umfangen, während er sich in den Schlaf schniefte und weinte. Vor dem Bett stand der verschnürte Karton. Edith hatte obenauf mit einem dunkelblauen Buntstift notiert: ›Purzel, 1953 bis 1964‹. Eva drückte ihre Nase in Stefans Haarschopf, er roch nach Gras. Sie schloss die Augen und sah die Liste vor sich, den aufgeschlagenen Ordner in dem fensterlosen Raum. Unter ›Anton Brügger‹ hatte der nächste Name gestanden: ›Ludwig Bruhns, SS-Unteroffizier, Koch, in Auschwitz gedient 14. 9. 1940 bis 15. 1. 1945.‹

Im Badezimmer putzte sich Edith am Waschbecken die Zähne. Dabei hielt sie die Augen geschlossen, um nicht ihr Gesicht im Spiegel sehen zu müssen. Als sie ausspuckte, war der Schaum blutig. Ludwig saß zur gleichen Zeit in der Stube in seiner Sofaecke vor dem Fernsehgerät. Die Häkeldecke darauf war hochgeklappt. Es lief die Sendung ›Und Ihr Steckenpferd? Hobbys und Talente, entdeckt von Peter Frankenfeld‹. Aber Ludwig sah nicht hin, als auf dem Bildschirm ein Mann seinen Keller präsentierte, den er bis an die Decke mit künstlichen Eulen jeder Machart vollgestopft hatte. Ludwig dachte über seine Tochter Eva nach, die heute Abend am Tisch gesessen hatte wie eine Fremde.

Am nächsten Morgen in aller Frühe, als selbst die einsame Amsel noch schlief, begruben sie Purzel unter der schwarzen Tanne im Innenhof. Ludwig hob ein Loch aus, er kämpfte mit einigen Wurzeln, die er mit heftigen Spatenhieben durchtrennte. Ab und an pausierte er, um sich an den Rücken zu fassen. Stefan wollte dann den Karton nicht loslassen, doch mit sanfter Gewalt konnte Eva ihn ihm entwinden. Der Vater stimmte leise ein Lied an: »Nun nimm dieses Hündchen, er war so treu und gut.« Die anderen summten mit, obwohl sie die Melodie nicht erkannten, welcher der Vater anscheinend folgte. Als sie zurück ins Haus gingen, legte Edith Stefan den Arm um die Schultern und sagte, er bekäme einen neuen Hund. Aber Stefan erwiderte ernst, er würde niemals wieder einen anderen Hund als Purzel haben wollen. Eva blieb etwas zurück und ging als Letzte ins Haus. Sie wollte nicht, dass jemand aus ihrer Familie sah, wie heftig sie über den Tod des

Hundes weinte, der ein so durch und durch zufriedenstellendes Leben gehabt hatte. Dem alles verziehen worden war.

Ein Dutzendgesicht. Er saß zwischen der Bestie und dem Krankenpfleger, sprach aber mit niemandem. Er sah aus, als sei er tief in seinen dunklen Anzug gerutscht: Der Angeklagte Nummer sechs war der Unauffälligste von allen Männern auf der Anklagebank. Am 78. Verhandlungstag, am Tag nach Purzels Ableben, kam die Sprache auf seine Funktion im Lager. Er nahm seine Hornbrille ab und putzte sie gemächlich mit einem weißen Taschentuch, während Eva die Aussage des Polen Andrzej Wilk übersetzte, eines Mannes Ende vierzig mit grauer Gesichtsfarbe, der nach Schnaps roch. Sie saßen übereck am Zeugentisch, die zwei Gläser und die Wasserkaraffe vor sich, außerdem Evas Wörterbücher und einen Block für Notizen. Wilk berichtete, wie der Angeklagte im sogenannten Krankenbau Häftlinge getötet hatte. Diese waren in ein Behandlungszimmer geführt worden. Sie hatten sich auf einen Hocker setzen müssen. Sie hatten den linken Arm anheben und die Hand vor den Mund pressen müssen, um den erwarteten Schrei zu ersticken und damit der Angeklagte mit der Spritze an das Herz seines Opfers herankam. Der Zeuge sagte auf Deutsch: »Sie wurden ›abgespritzt‹, so nannten wir das.« Dann sprach er Polnisch weiter, Eva übersetzte: »Ich war zunächst als Pfleger tätig, dann als Leichenträger. Und so lag es in meiner Pflicht, die Ermordeten fortzubringen. Wir trugen die Toten aus dem Raum, in dem sie getötet wurden, über den Gang in den Waschraum in den Keller. Und abends luden wir sie auf den Wagen auf und brachten sie zum Krematorium.« Der Vorsitzende Richter beugte sich nach vorn: »Herr Zeuge, sind Sie in demselben Raum gewesen, in dem der Angeklagte diese Injektionen gemacht hat?«

»Ja, ich stand dabei einen halben Meter oder einen Meter von ihm entfernt.«

»Wer war außer Ihnen und dem Angeklagten noch in dem Raum?«

»Der zweite Leichenträger.«

»Wie viele Menschen wurden in Ihrer Gegenwart auf diese Weise getötet?«

»Ich habe sie nicht gezählt, aber es können etwa siebenhundert bis eintausend gewesen sein. Das fand manchmal täglich statt, von Montag bis Samstag, und manchmal dreimal, manchmal auch zweimal wöchentlich.«

»Wo kamen die Leute her, die da getötet wurden?«

»Sie kamen aus Block 28 in dem Lager. Und einmal wurden fünfundsiebzig Kinder gebracht. Von irgendwoher in Polen im Alter von acht bis vierzehn Jahren.«

»Und wer hat die Kinder umgebracht?«

»Der Angeklagte dort. Gemeinsam mit dem Angeklagten Nummer achtzehn. Zuvor haben die Kinder noch einen Ball bekommen, mit dem sie im Hof zwischen Block 11 und 12 gespielt haben.«

Es entstand eine Pause, alle lauschten unwillkürlich auf Geräusche vom Schulhof hinter dem Bürgerhaus. Doch die Kinder saßen zu dieser Stunde im Unterricht. Nur ein Baumschatten bewegte sich sanft hinter den Glasbausteinen. Der Beschuldigte hatte sich seine saubere Brille wieder aufgesetzt. Die Gläser spiegelten das gleißende Licht der Scheinwerfer wider. Andrzej Wilk saß ganz ruhig da. Eva wartete auf die nächste Frage des Richters, der in einer Mappe blätterte. Der junge Beisitzende Richter zeigte ihm etwas auf einem Dokument. Eva merkte, dass sie zu schwitzen begann. Es war immer stickig im Saal, aber heute hatte Eva das Gefühl, die Luft zum Atmen wäre endgültig aufgebraucht. Sie nahm einen Schluck Wasser aus dem Glas vor ihr auf dem Tisch. Danach schien ihr Mund nur noch ausgetrockneter zu sein. Jetzt stellte der Vorsitzende Richter seine nächste Frage und wandte dabei sein gütiges Mondgesicht Eva zu.

»War Ihr Vater auch in dem Lager?«

Eva sah den Richter an, und alles Blut wich aus ihrem Gesicht. Der Zeuge neben ihr hatte die Frage verstanden und sagte auf Deutsch: »Ja. Das war er.« Eva nahm noch einen Schluck Wasser, den sie kaum herunterbekam. Die Gestalt des Vorsitzenden Richters verschwamm langsam vor ihren Augen, als verschwände er hinter der Wand aus Glas. Sie blinzelte.

»Und wie ist es Ihrem Vater ergangen?«

Der Zeuge antwortete auf Polnisch. »Der Angeklagte hat ihn vor meinen Augen ermordet. Das war am 29. September 1942. Damals wurden täglich Spritzen gegeben.« Wilk sprach weiter, während Eva seinen Mund anstarrte und versuchte, die Worte zu verstehen. Aber auch der Mund verlor seine Form, die Worte flossen davon.

»Ich war im Behandlungszimmer … Angeklagten, wir warteten … die Tür … mein Vater … Setzen Sie sich. Sie kriegen eine Spritze … gegen Typhus ….« Eva legte Andrzej Wilk die Hand auf den Arm, als wollte sie sich an ihm festhalten. Sie bat leise: »Bitte wiederholen Sie noch einmal, was Sie gesagt haben …« Der Zeuge sagte etwas. Doch es war kein Polnisch. Eva hatte diese Sprache noch nie gehört, sie drehte sich zum Vorsitzenden Richter, der sich ganz aufgelöst hatte. »Ich verstehe ihn nicht … Herr Vorsitzender, ich verstehe ihn nicht …« Eva stand auf, der Saal begann sich um sie herum zu drehen, Hunderte Gesichter kreisten, und gleichzeitig sah sie, wie der Linoleumboden auf sie zukam. Dann wurde alles schwarz.

Als Eva die Augen wieder öffnete, lag sie auf einer kleinen Couch im Aufenthaltsraum hinter dem Saal, in der schummrigen Künstlergarderobe mit ihren beleuchteten Spiegeln. Jemand hatte die

oberen Knöpfe ihrer Bluse geöffnet. Fräulein Schenke legte ihr ein nasses Tuch auf die Stirn. Sie hatte es nicht genügend ausgedrückt, das Wasser lief Eva in die Augen. Fräulein Lehmkuhl stand mit einer Mappe in der Hand da und wedelte damit vor Evas Gesicht. Sie sagte: »Die Luft da drin ist einfach teuflisch.« In der offenen Tür lehnte David und sah ernsthaft besorgt aus. Eva setzte sich auf und sagte, es ginge schon wieder. David machte eine Geste, sie solle sitzen bleiben: »Der Zeuge wird seine Aussage auf Deutsch weiterführen. Er spricht es ganz leidlich.« Ein Saaldiener erschien in der Tür und sagte, die Pause sei zu Ende. Fräulein Schenke und Fräulein Lehmkuhl nickten Eva aufmunternd zu und eilten hinaus. Eva wollte aufstehen und ihnen folgen, aber ihre Beine knickten weg, als hätte sie die Glieder eines Kindes, die den Körper einer Erwachsenen zu tragen versuchten. Sie atmete tief durch. David kam in den Raum und nahm sich von einem der Teller, die vor den Spiegeln standen, ein letztes Brot mit Schinken. »Ludwig Bruhns, das ist Ihr Vater. Stimmt's?« Eva dachte erst, sie hätte sich verhört, aber David sprach weiter:

»Er hat als Koch im Kasino des Lagers gearbeitet. Wie alt waren Sie damals?«, fragte er. Eva schwieg. Sie war bloßgestellt. Sie suchte nach der richtigen Erwiderung. Dann gab sie auf und sagte den Satz, der im Saal am häufigsten fiel: »Ich habe das nicht gewusst.« Sie sprach weiter: »Ich hatte keine Erinnerung daran. Oder hätte ich sonst diese Arbeit angenommen? Ich wusste nicht mal, dass mein Vater bei der SS war.« David kaute stoisch, Eva sah ihn an und fand, dass er zufrieden wirkte. Sie wurde wütend und stand auf. »Sie sehen sich bestätigt, Herr Miller, ja?! Sie haben ja immer gesagt, dass jeder von uns, jeder in diesem Land damit zu tun hatte. Außer vielleicht Ihre Kollegen von der Staatsanwaltschaft …«

»Ja, der Meinung bin ich«, unterbrach David. »Niemals hätte dieses sogenannte Reich so allumfassend funktionieren können, wenn da nicht die allermeisten mitgemacht hätten.«

Eva lachte in komischer Verzweiflung. »Ich weiß nicht, was mein Vater getan hat. Außer Eier gebraten und Suppe gekocht!« Dann ergänzte sie leise. »Aber ich werde hier kündigen.« David legte das angebissene Brot zurück auf den Teller und sah Eva über den Spiegel an: »Reißen Sie sich zusammen, Fräulein Bruhns. Wir brauchen Sie.«

David drehte sich um und trat nah an Eva heran. Er fügte hinzu: »Von mir erfährt niemand etwas.« Eva sah David an, sie bemerkte seine verschieden großen Pupillen, die sie so aus der Nähe bisher nur einmal gesehen hatte, vor Monaten im Gastraum des ›Deutschen Hauses‹. Damals hatte es sie befremdet, heute wirkte diese Uneinigkeit in seinem Gesicht auf sie sonderbar vertraut. Eva nickte schließlich unsicher. Dann sagte sie:

»Andrzej Wilk hat mir heute Morgen gesagt, es quält ihn, wenn er

Deutsch sprechen muss. Ich werde weiter übersetzen.«
Einige Tage später, am Samstagmorgen vor Pfingsten, liefen vier Menschen unter einem blassblauen Himmel über ein Flugfeld. Ein Gepäckwagen rollte an ihnen vorbei, und der Fahrer, ein Stewart in weißer Uniform, hielt neben einem kleinen silbernen Flugzeug, einer Cessna, die Walther Schoormann gehörte. »Bestes Flugwetter«, sagte Jürgen zu Eva, deren buntes Kopftuch über dem Dutt sich zu lösen begann und im Wind flatterte. Brigitte hatte Walther Schoormann untergehakt, der mit fragend neugierigem Ausdruck um sich blickte und lächelte wie ein aufgeregtes Kind. Er hatte Eva nicht wiedererkannt, sie aber freundlich begrüßt mit den Worten: »Ich trage jetzt eine Windel.« Nacheinander kletterten die vier in die Maschine, vom Gepäckwagen lud der Stewart die Koffer in den kleinen Laderaum unterhalb der Passagierkabine. Auf dem Pilotensitz saß ein Mann, dessen Gesicht unter einer spiegelnden Sonnenbrille und großen Kopfhörern nicht zu erkennen war. Er schüttelte Jürgen und Walther Schoormann die Hand und fuhr dann mit der Überprüfung der Anzeigen, Hebel und Schaltflächen fort. Eva nahm nervös in der engen Kabine Platz. Sie war schon einmal beruflich nach Warschau geflogen. Es hatte ihr nichts ausgemacht, sich einem großen, bauchigen Flugzeug anzuvertrauen. Aber dieses kleine Ding wirkte wie ein Modell, es fühlte sich nicht sicher an. Eva sagte zu Jürgen, der sich neben ihr anschnallte, das Wort ›einmotorig‹ gefalle ihr überhaupt nicht. Was, wenn dieser eine Motor ausfiele? Jürgen erwiderte sachlich: Das Flugzeug sei gerade gründlich gewartet worden. Die Tür wurde verschlossen. Doch der Pilot startete nicht. Walther Schoormann fragte von hinten, warum es nicht losgehe? Jürgen erklärte, sie hätten noch keine Starterlaubnis. Der Pilot zeigte drei Finger in Richtung Jürgen, der hob den Daumen. Eva wusste, sie würden noch eine halbe Stunde warten. Eine halbe Stunde, in der die Schlafmittel wirken sollten, die Brigitte ihrem Mann in den Frühstückstee gerührt hatte. Jürgen hatte Eva erzählt, dass sein Vater auf dem letzten Flug von der Insel nach Frankfurt ungefähr über Hamburg hatte aussteigen wollen. Er hatte versucht, die Tür zu öffnen, was nicht ungefährlich gewesen wäre. Deshalb hatten Brigitte und Jürgen diesen Plan ausgeheckt. Während Evas Angst wuchs, schlief Walther Schoormann hinter ihr ein. Als sein Kopf endgültig nach hinten gekippt war, holte sich der Pilot über Funk die Starterlaubnis und schaltete den Motor ein. Sie rollten zur Startbahn. Eva klammerte sich mit beiden Händen an ihre Sitzlehnen, als das kleine Flugzeug beschleunigte. Und als der Motor immer heller aufjaulte, als die Markierungsstreifen auf der Startbahn immer schneller unter ihnen vorbeizischten, hätte sie am liebsten aufgeschrien. Da nahm Jürgen ihre Hand von der Sitzlehne, die Räder

lösten sich vom Asphalt, sie hoben ab, sie flogen. Sie ließen die Häuser, den Verkehr und die Menschen der Stadt zurück und stiegen immer höher in das blasse Blau hinein.
Der Flug dauerte knapp drei Stunden. Das Motorengeräusch in der Kabine war so laut, dass an eine Unterhaltung nicht zu denken war. Walther Schoormann schlief mit offenem Mund, Brigitte wischte ihm mit einem Taschentuch den Speichel ab, der aus seinem Mundwinkel lief. Jürgen las in Unterlagen, markierte hier und da etwas mit einem Bleistift oder schrieb eine Notiz. Eva sah, dass es in Englisch abgefasste Verträge waren. Brigitte zog aus ihrer Handtasche eine Illustrierte, die ›Quick‹, und begann zu lesen. Eva sah aus dem Fenster hinunter in die ungeheure Tiefe, sie folgte den dunklen Linien, die Flüsse waren, sie zählte die grünen Flecken, die Wälder, und stellte sich vor, wie sie klein und unbedeutend zwischen den Bäumen ginge und hinaufsähe zwischen den Wipfeln hindurch auf den silbernen Punkt, der lautlos über den Himmel kroch. Eva dachte, jetzt zu sterben, wäre nicht falsch. ›Ich habe an diesem Ort gelebt, meine Schwester hat dort gelebt. Mein Vater ist täglich durch das Tor zur Arbeit gegangen. Meine Mutter hat unsere Fenster geschlossen. Sie hat unser Haus vom Ruß aus den Schornsteinen rein gehalten.‹ Nur David Miller wusste bisher davon. Und die Ehefrau des Hauptangeklagten. Sie hatte Eva im ›Deutschen Haus‹ hinter dem Tresen erkannt. Mit unverhohlener Verachtung hatte sie Eva angesehen, als sich ihre Blicke vor zwei Tagen im Bürgerhaus wiedergetroffen hatten. Und dann hatte die Frau mit dem Hütchen eine Handbewegung gemacht, als wollte sie sagen: »Pass nur auf, Mädchen, dass du dir nicht wieder eine fängst!« Und Eva hatte sich plötzlich erinnert. Sie war klein. Alles juckte. Sie hatte Mückenstiche auf Armen und Beinen, sie stand in einem ummauerten Garten und kratzte sich blutig. Die Luft roch süßlich verbrannt. Im Garten war ein Rosenbeet angelegt, die Sträucher standen in voller Blüte. Gelb und weiß. Ein großes Mädchen in einem gestreiften Leinenkleid stand mitten in diesem Beet und riss den Rosen die Köpfe ab. Es war Annegret, sie lachte, und Eva lachte mit. Sie begann ebenfalls, die Blüten abzureißen. Zuerst ging es schwer, dann hatte sie den Dreh heraus. Sie bewarfen sich gegenseitig mit den Blüten, dann waren die Knospen an der Reihe. Doch plötzlich hielt Annegret inne, sie starrte auf etwas hinter Eva. Dann sprang sie wie ein Kaninchen aus dem Beet, lief durch den Garten und war in einem Gebüsch verschwunden. Eva drehte sich langsam um. Eine Frau in einem Kittel kam heran, sie hatte das Gesicht einer Maus, einer wütenden Maus. Sie packte Eva am Oberarm und gab ihr eine klatschende Ohrfeige. Und noch eine und noch eine. Da erst bemerkte Eva unter dem Brandgeruch den Duft all der zerrissenen Rosen. Damals war sie vier Jahre alt gewesen.

Im reetgedeckten Backsteinhaus der Schoormanns, an dem draußen über der Eingangstür die geschmiedete Jahreszahl ›1868‹ hing, zeigte Brigitte Eva ihr Zimmer unter dem Dach, einen kleinen, windschiefen Raum mit geblümten Vorhängen, gepunkteter Tapete und einem Einzelbett. Dabei grinste Brigitte leicht ironisch: »Ihr seid ja auch noch nicht verheiratet.« Dann fügte sie vertraulich hinzu: »Jürgen spinnt, aber ansonsten ist er in Ordnung.« Sie ging hinaus, um sich um ihren Mann zu kümmern, den man im Halbschlaf mit vereinten Kräften aus dem Flugzeug geführt hatte, der nun aber richtig wach wurde und ängstlich nach seiner Frau rief. Sie ließ die Tür geöffnet. Durch das Fenster hatte man einen Blick auf die Dünen, fremdartig karg, mit rötlichem Kraut bewachsen. Dazwischen erkannte Eva einen Streifen der Nordsee, die auf dieser Seite der Insel wild und fordernd war. Jürgen trug Evas kleinen Koffer herein und trat zu ihr an das Fenster. Sie lehnte sich an ihn, er legte ihr den Arm um die Schulter. Sie spürte seinen Herzschlag, hart und heftig, als wäre er schnell gelaufen. »Jürgen, wollen wir an den Strand gehen? Denkst du, man kann schon baden?«

»Tut mir leid, Eva, ich bin noch nicht durch mit den Verträgen. Und ich muss die heute noch per Telex zurückschicken.«

»Am Samstag?«

Jürgen ignorierte die Frage und löste sich von Eva. Er sagte: »Ich freue mich, dass du hier bist.« Doch dabei sah er sie fast wütend an.

»Jürgen, ist das nicht ein wenig albern mit den getrennten Schlafzimmern? Wir sind erwachsen. Und verlobt.«

»Ich diskutiere das nicht mehr mit dir. Wir sehen uns nachher.« Jürgen ging hinaus. Eva dachte daran, wie er sie am Tag zuvor vom Bürgerhaus abgeholt hatte. Wie er an seinem Wagen gestanden und gewunken hatte. Wie er langsam die Hand heruntergenommen hatte, als er David neben ihr gehen sah. David und sie hatten nicht miteinander gesprochen, sich nicht angesehen, sich nicht berührt. Und doch musste Jürgen gespürt haben, dass sie etwas verband, von dem er ausgeschlossen war. Eva hatte gesehen, wie unsicher ihn das machte. Traurig und eifersüchtig. Aber warum blieb er dann so unzugänglich? Jürgen war ihr weiterhin ein Rätsel.

Eva ging allein ans Meer. Sie trug eine geblümte Stofftasche, die Brigitte ihr gegeben hatte, darin steckten ein Handtuch und Unterwäsche. Ihren Badeanzug hatte Eva unter ihr Kleid angezogen. Es war fast sommerlich. Einzelne Wolken bauschten sich weiß, das Blau des Himmels hing satt und schwer herab. Es roch nach kleinen Blüten und summte in den Gräsern. Als Eva zwischen den hohen Dünen auf den weiten Strand hinauskam, zog sie ihre Schuhe aus. Sie trug keine Strumpfhose und lief barfuß durch den Sand auf das Wasser zu. Sie war noch nie an einem so breiten Strand gewesen. Obwohl

nicht wenige Menschen im Sand saßen oder lagen, durch die auslaufenden Wellen liefen, einige sich sogar in das Wasser warfen, fühlte sie sich allein. Sie blieb stehen und beobachtete eine Weile das Werden und Vergehen der Wellen, wie sich das Wasser auftürmte, wie es herankam, weiter anwuchs und schließlich umschlug, wie es hell auslief und glitzernd im Sand versickerte. Ihr Vater war so nah an diesem Meer aufgewachsen. Und er erzählte eigentlich immer nur von den Toten, von den Ertrunkenen, von den Opfern, die ›der blanke Hans‹ gefordert hatte. Von den Vätern seiner Schulkameraden, die Fischer gewesen und von einem Fang nicht zurückgekehrt waren, von zwei Nachbarskindern, die zu weit hinausgeschwommen waren. Einmal, Eva war fünfzehn Jahre alt gewesen, hatten sie Urlaub auf Juist gemacht, Opa Seebär hatte da schon seit einigen Jahren nicht mehr gelebt, und sie hatten bei Tante Ellen, der Schwester des Vaters, gewohnt. Einige Tage zuvor war in einem plötzlichen Sturm ein Ausflugsschiff untergegangen. Acht Menschen waren ertrunken, man hatte alle geborgen bis auf einen sechsjährigen Jungen. Eva, die immer gern gebadet hatte, wollte nicht ins Wasser gehen. Sie fürchtete, dass sie etwas in der Tiefe berühren könnte, dass dieser Junge sich zwischen ihren Beinen verfangen könnte, dass sein gedunsenes Gesicht vor dem ihren aus einer Welle auftauchen könnte. Da hatte ihr Vater gesagt, das wäre doch nicht schlimm. Denn dann könnten die armen Eltern endlich ihr Kind begraben. Eva hatte sich geschämt, sie hatte nur an sich gedacht. Ihr Vater war ein guter Mensch.

Eva ging weiter, bis der erste Wellenausläufer ihre Füße umspülte. Das Wasser war kalt wie Schnee. Eva beschloss, nicht zu baden, sondern zu laufen. Sie ging weit, die Sonne brannte auf ihrem Gesicht, lange am Wasser, sie bog irgendwann in die Dünen ein, sie folgte den Kaninchenpfaden auf und ab und genoss es, in dieser Mondlandschaft zu wandern. Doch plötzlich erschrak sie: Ein paar Meter vor ihr lag etwas Helles zwischen dem dunklen Dünenkraut, ein regloser Körper, daneben ein zweiter, noch einer und noch einer, wie Leichen, doch sie rührten sich noch. Es waren Leute, die sich hier nackt der Sonne hingaben. Eva erstarrte, drehte sich betreten fort und lief in Richtung Meer. Da stolperte sie einem weiteren Menschen in die Arme, der tropfensprühend vom Wasser die Düne heraufgelaufen kam, sodass sein Glied fröhlich nach allen Seiten ausschlug. Eva wurde heiß vor Scham, sie hielt ihre Hand vor die Augen und stolperte an dem Mann vorbei.

Im Haus deckte Brigitte in der Wohndiele den Tisch für das Abendbrot. Hinter dem Essplatz öffnete sich eine breite Fensterfront zu Dünen und Meer. Dunkle Balken trugen die niedrige Decke. In einem aus rotem Ziegelstein gemauerten Kamin, von innen

rußschwarz, brannte ein kleines Feuer, nicht um zu wärmen, denn es gab eine Zentralheizung, sondern für die Atmosphäre. Eva trat atemlos ein und starrte Brigitte einen Moment lang an, ohne etwas zu sagen. Diese warf Eva einen fragenden Blick zu. »Was ist passiert?« Eva stotterte halb amüsiert, halb verlegen, dass da am Strand Leute ohne Kleidung oder Badeanzüge seien. Brigitte winkte ab und verteilte weiter die Teller. Ach so, ja. Das sei die neue Mode. Zum Glück müsse man da nicht mitmachen, wenn man nicht wollte. Romy Schneider, die Schauspielerin, die würde Eva doch kennen? Die sei nur einmal hier gewesen und hätte hinterher gesagt, es sei schrecklich. In jeder Welle hänge ein nackter Arsch. Eva und Brigitte sahen sich an und lachten. Walther Schoormann kam im Unterhemd herein, seine Brust sah eingefallen aus. Er hatte ein Oberhemd in der Hand, mit dem er offensichtlich nicht zurechtkam, und trat zu Brigitte. Erst aus der Nähe erkannte Eva die blassroten Streifen, die seine Schultern überzogen wie ein Netz. Narben. »Worüber lacht ihr?« »Über die Nudisten. Eva hatte eine eindeutige Begegnung.« »Das tut mir leid, Fräulein«, sagte Walther Schoormann. »Sind die jetzt schon im Mai aktiv. Brigitte, das ist für mich ein Grund, das Haus zu verkaufen.« Brigitte half ihrem Mann zurück in sein Hemd und sagte dabei: »Walli, darüber reden wir noch mal. Du läufst hier schließlich auch nur halb bekleidet herum.« Walther Schoormann ignorierte die Bemerkung und wandte sich an Eva. »Sie begründen es damit, dass es nichts Anrüchiges hat, sich so zu zeigen, wie Gott sie schuf. Dabei sind die meisten von denen doch Atheisten.« Brigitte knöpfte ihm das Hemd zu. »Du doch auch.«

Eva musste lächeln, Walther Schoormann sah sie plötzlich misstrauisch an. »Betreiben Sie nicht ein Lokal? Ein Lokal in der Berger Straße?« Eva schluckte. »Meine Eltern ja, aber im oberen Teil. Nicht in der Nähe vom Bahnhof.« Der alte Mann kniff die Augen zusammen. Er schien nicht beruhigt, da griff Brigitte ein: »Es ist eine Speisegaststätte, Walli.« Walther Schoormann überlegte, dann nickte er: »Und essen muss der Mensch.«

In der Nacht lag Eva in dem schmalen Bett in dem kleinen Zimmer, lauschte auf die See und dachte an den nackten Mann in den Dünen. Sie musste zugeben, dass sie der Anblick erregt hatte, der Mann hatte gut ausgesehen, gesund und unbeschwert. Eva dachte, wie gern sie jetzt bei Jürgen liegen würde. Sie fühlte, wie von ihrer Scheide, wie sie ihr Geschlechtsteil respektvoll vor sich selber nannte, kleine, gute Wellen aufstiegen, sie schob die Hand zwischen ihre Beine und schloss die Augen. Sie sah das Meer zärtlich murmelnd auf sich zurollen, Jürgen umarmte sie, das Wasser stieg an ihr hinauf, es war ganz warm … Plötzlich spürte Eva, dass sie nicht mehr alleine im Zimmer war. Sie öffnete die Augen. Eine dunkle Gestalt stand mitten im Raum vor der geöffneten Flurtür. Reglos. »Jürgen?«, fragte Eva leise. »Aus mir

kriegt ihr nichts raus!« Das war die eindringliche Stimme von Walther Schoormann. Er wiederholte den Satz. Eva fuhr im Bett hoch und fummelte nach dem Schalter der Nachttischlampe. Da ging schon im Flur das Licht an, und Brigitte erschien in der Tür. »Walli, du hast dich im Zimmer geirrt.« Sie führte ihren Mann sanft hinaus und schloss die Tür. Eva hatte inzwischen den Schalter gefunden. Klack. Sie schaltete das Licht ein und starrte eine Weile an die schräge Zimmerdecke. Sie drehte sich auf die Seite und betrachtete das Bild, das an der gegenüberliegenden Wand hing. Ein Seestück. Ein Schiff kämpfte sich durch monströse Wellen. Fische flogen durch die Luft. ›Das wird nicht gut gehen, das ist klar.‹ Eva schaltete das Licht wieder aus. Sie konnte nicht einschlafen. Sie bekam Durst. Sie hatte wahrscheinlich zu viel von dem laut Brigitte ›beispiellosen Heringssalat‹ gegessen. Sie lauschte und stand schließlich auf. Sie zog sich ihren modischen Morgenmantel an, den sie extra für diese Reise gekauft hatte, tapste die Treppe hinunter zur Küche, wo sie auf Brigitte traf. Die saß in dem weiß-blau gekachelten Raum auf der Holzbank am Tisch, beleuchtet vom sanften Lichtkreis einer Hängelampe, eine Flasche Bier vor sich, halb leer getrunken, sie war ungeschminkt und sah verquollen aus, so als habe sie geweint. Eva wollte zunächst wieder gehen, aber Brigitte winkte: »Setzen Sie sich. Wollen Sie auch ein Bier? Aber um die Uhrzeit gibt's kein Glas mehr.« »Einverstanden.« Kurz darauf stießen die beiden Frauen miteinander an. Brigitte sagte, ihr gefalle Evas Morgenmantel. Dann erzählte sie unvermittelt, wie sie bei einem Bombenangriff auf Dresden ihre ganze Familie verloren hatte, den Vater, der auf Fronturlaub da gewesen war, die Mutter, den Bruder. Da war sie zwölf Jahre alt. Walther wäre ihr Vater, Mutter, Bruder und Freund und Geliebter in einem gewesen. Jetzt sei er oft nur noch Kind. Es komme ihr so vor, als würde sie noch einmal nacheinander ihre Familie verlieren. »Aber noch schlimmer ist es für ihn. Ich versuche, es nicht zu zeigen, aber er merkt, wie traurig ich bin. Er wollte immer nur eins, seit wir uns kennen: mich glücklich machen. Jetzt macht er mich jeden Tag ein bisschen unglücklicher. Und er ist machtlos dagegen. Sein ganzes Scheißgeld bringt ihm gar nichts.« Brigitte trank ihr Bier aus und schwieg. Eva räusperte sich und fragte, warum Walther Schoormann immer diesen einen Satz sage. Brigitte antwortete, dass sie von seiner Zeit in der Haft kaum etwas wüsste. Aber er sei gefoltert worden. Brigitte stand auf und räumte die leer getrunkenen Flaschen in eine kleine Speisekammer hinter der Küche. ›Ich war als Kind mit meinen Eltern in diesem Lager‹, wollte Eva sagen. Sie hätte Brigitte gern erzählt, dass ihrer Mutter, seit sie denken konnte, bei Brandgeruch schlecht wurde. Vom Vorfall im ›Deutschen Haus‹. Von den zerstörten Rosen. Dass die doch unmöglich der Grund sein konnten, dass der Hauptangeklagte nach all den Jahren noch so

erbost war, dass er ihrer Mutter vor die Füße spuckte. Eva hätte Brigitte gern gefragt, was sie tun sollte. Ob sie reden oder schweigen sollte. Aber Eva sagte nichts und stand vom Tisch auf. In der Diele sagten die beiden Frauen sich Gute Nacht. Eva stieg langsam die Treppe hinauf. Sie begriff mit jeder Stufe mehr: Sie brauchte keinen Rat. Seit Monaten saß sie mit Menschen in einem Saal, die im Lager gelebt und gearbeitet hatten. Seit Monaten hörte sie, was in diesem Lager geschehen war, Tag und Nacht. Aus den Mündern der Zeugen kamen immer mehr Worte, die Stimmen gingen durch Eva hindurch und formten sich in ihr wie ein Chor: Es war die von Menschen geschaffene und betriebene Hölle. Und seit Monaten hörte sie die Angeklagten erwidern, sie hätten von nichts gewusst. Eva glaubte das nicht. Niemand bei Verstand glaubte es. Evas Furcht, ihre Eltern würden genau das sagen, »Wir haben von nichts gewusst« –, war übermächtig. Denn dann würde sie mit ihrem Vater und ihrer Mutter brechen müssen.

Eva ging über den oberen Flur zu ihrem Zimmer, die Dielen knarrten unter ihren nackten Füßen. Als sie an der Tür vorbeikam, hinter der Jürgen schlief, blieb sie stehen. Sie überlegte nicht mehr, sondern klopfte leise an und trat ein. Sie erkannte die Umrisse des Bettes unterhalb des Fensters, das offen stand. Dahinter leuchtete der Himmel dunkelblau. Sie setzte sich auf die Bettkante. Jürgen schlief auf den Bauch gedreht, sie konnte sein Gesicht unter dem schwarzen Haar nicht sehen. »Jürgen?« Eva strich ihm über den Hinterkopf, er wurde wach, schnaufte, fragte verschlafen. »Ist was mit meinem Vater?« Er drehte sich auf den Rücken. »Nein, aber ich will nicht alleine sein.« Stille, der Vorhang bewegte sich sacht im Nachtwind. Eva gluckste, sie musste fast lachen, sie konnte Jürgen förmlich denken hören. Schließlich hob er die Decke an. Eva legte sich zu ihm. Er nahm sie in den Arm. Jürgen roch nach Harz, Seife und Schweiß. Er tastete mit der rechten Hand nach ihrem Zopf, den sie sich jeden Abend flocht. Diesmal spürte Eva seinen harten Herzschlag noch deutlicher, fast als schlüge sein Herz in ihrer Brust. Draußen in den Dünen kreischte etwas auf. Ein Vogel? »War das ein Vogel?«, fragte Eva. Da beugte sich Jürgen statt einer Antwort über sie, er küsste sie kurz und hart auf den Mund, er legte sich auf sie, er schob mit beiden Händen den Morgenmantel auseinander, ihr Nachthemd hoch, er zog ihr den Schlüpfer herunter, seine Pyjamahose, er drängte sich tiefer zwischen ihre Beine, die sie öffnete, er griff sein steifes Glied, manövrierte damit, fluchte, fand sie nicht, fand sie doch und drang wütend in sie ein. Eva hielt die Luft an. Er bewegte sich ein paar Mal in ihr, es tat ihr weh, dann stöhnte er verzweifelt auf, er wimmerte und fiel über ihr zusammen. Einen Moment lang lag er schwer auf ihr, er schluchzte leise. Eva streichelte seinen Hinterkopf. Da rutschte er

von ihr herunter und setzte sich auf die Bettkante. Er rieb sich mit beiden Händen über das Gesicht. »Verzeih mir, Eva.« Er kam ihr vor wie ein Junge, brutal und hilflos zugleich. Sie strich über seinen Rücken, während sie spürte, wie sein Samen warm aus ihr herauslief. Als würde ihre Scheide weinen.

Sissi war von David überredet worden, ihn zu begleiten. Zu Fuß flanierten sie fast wie ein Paar durch die feiertagsleeren Straßen zur Westend-Synagoge, während David dozierte, was es mit dem Schawuot-Fest auf sich hatte. Sissi hatte sich bei ihm eingehakt, sie trug ihr anständiges Kostüm in Rostrot und eine neue Kappe dazu, deren violette Farbe nicht ganz dazu passte. David sprach wie so oft über seinen jüdischen Glauben, als lese er aus einem Buch ab. Und Sissi hörte nicht zu. Sie rechnete im Kopf nach, ob sie ihrem Sohn die Mittelschule bezahlen könnte. Er wollte gern noch zwei Jahre weiter zur Schule gehen, um eine Lehre als Reisekaufmann zu machen. Dabei könnte Sissi ihm sofort eine Lehrstelle bei einem Schlachter vermitteln. Mit 80 Mark Gehalt im Monat. »Ich werde kein Schlachter! Nur über meine Leiche!«, hatte er empört ausgerufen. Er wollte in einem Büro sitzen, Reisen in ferne Länder verkaufen und keine Gummischürze tragen und in Tierkadavern wühlen. Sissi konnte ihren Sohn gut verstehen, aber es würde finanziell eng werden. Immerhin wurden auch ihre Freier nicht zahlreicher, ihre Erfahrung wog zwar ihren Alterungsprozess auf. Doch wie lange noch? David erklärte gerade, zu Schawuot feiere man die Gabe der Tora am Berg Sinai an das jüdische Volk. Mit dem Lesen der Zehn Gebote würde man den Bund mit dem Unaussprechlichen erneuern. Säuglinge, kleine Kinder, ältere Personen, jeder, der in der Lage sei, solle an diesem Fest teilnehmen. Traditionell werde Milch getrunken, dazu milchige Speisen und Honig gegessen, »Weil die Tora wie Milch ist, Sissi! Milch, die das Volk Israel wie ein unschuldiges Kind begierig trinkt!« Sissi sagte: »Ach so.« Sie war in ihrer Rechnung inzwischen zu dem Schluss gekommen, dass sie es wagen würde. Auch wenn sie 100 Mark mehr im Monat bräuchte. Zur Not würde sie in der ›Mokka-Bar‹ zusätzlich an der Bar arbeiten. Sie brauchte nicht viel Schlaf.

Im Vorraum der Synagoge drängten sich etliche Gemeindemitglieder zum Gottesdienst. Die Wände waren mit Birkenzweigen und farbigen Bändern geschmückt. Die Männer trugen festliche Kippas, die Frauen Sonntagsgarderobe und seidene Kopftücher. Die Kinder wagten vor lauter Feinheit kaum zu atmen. Die Stimmung war leutselig und fröhlich. Der Rabbiner Riesbaum, ein ernster Mann mit offenem Blick, der David in den letzten Monaten bei all seinen Fragen zum Glauben behilflich gewesen war, begrüßte David herzlich. Er schenkte Sissi einen kurzen prüfenden Blick und nickte ihr dann zu. David steckte sich seine violette Kippa fest, woraufhin Sissi lächelnd auf ihre Kappe

zeigte und feststellte, sie sähen ja aus wie Zwillinge. Sie wollte den Gebetsraum betreten, aber David zeigte auf eine Treppe an der Seite. Die Frauen müssten auf der Frauenempore Platz nehmen. Sissi ging ein paar Stufen hinauf und warf einen Blick in den Raum oberhalb der Treppe, in dem schon Frauen, Mädchen und kleine Kinder saßen. Dann kam sie zurück zu David und zischte: »Ich soll da oben gegen eine Wand gucken.« »Das ist Tradition.« »Das ist mir zu blöd. Ich gehe.« Sissi wandte sich um und ging Richtung Ausgang. David hielt sie am Arm fest. »Bitte, bleib, es wird dir gefallen. Und hinterher gibt es zu essen. Eierkuchen mit Quark. Und Käsekuchen.« Sissi blieb stehen. »Käsekuchen?« David lächelte. »Käsekuchen und die Zehn Gebote. Darum dreht es sich.« Sissi zögerte, dann wandte sie sich um und stieg leicht widerwillig die Treppe hinauf. David betrat den Gebetsraum, der ihm inzwischen so vertraut war. Einige Männer nickten ihm freundlich zu. Dennoch fühlte er sich wie ein Betrüger.
Von oben hinter der Wand hörte Sissi mit den anderen Frauen den Gebeten und Gesängen und der Lesung aus der Tora zu. Sie lauschte der fremden Sprache. Der Chasan sang auf Aramäisch:

»Gott wird ein Mahl für die Gerechten bereiten.
Mögt ihr Frommen,
die ihr den Lobpreis dieses Liedes hört,
zu dieser Mahlgemeinschaft eingeladen sein.
Mögt ihr für würdig befunden werden,
in diesem Festsaal zu sitzen,
weil ihr auf diese zehn Worte gehört habt,
die in Herrlichkeit ertönen.«

Die Melodie ließ Sissi an ein selbstversunkenes Kind denken, das beim Spielen vor sich hin singt. Sie verstand die Worte nicht, aber sie kannte die Zehn Gebote gut. Sie fand jedes einzelne richtig. Sissi hatte eine unkomplizierte Beziehung zu Gott, er ließ sie in Ruhe und sie ihn. Sie hatte fast alle Gebote in ihrem Leben eingehalten. Nur ihre Eltern hatte sie nicht ehren können. Sie hatte ihren Vater und ihre Mutter nie kennengelernt.
»Du willst dich scheiden lassen?!« Annegret blieb beinahe ihre Baisertorte im Hals stecken. Sie saß mit Doktor Küssner im bis auf den letzten Platz besetzten Biergarten der ›Hausberg-Schänke‹ oberhalb der Stadt. Sie waren mit Küssners Wagen heraufgefahren, weil Annegret nicht daran dachte, in ihrer Freizeit auch nur einen Schritt mehr zu tun als nötig. Auf dem Tisch vor ihnen standen Kaffeetassen, Kännchen und zwei Teller mit Torte, obwohl Doktor Küssner sich nichts aus Süßem machte. Die Nachbartische waren belegt mit plärrenden oder mampfenden Kindern, turtelnden Paaren, verschwitzten und durstigen Wanderern. Um sie herum lärmte das

Sonntagsleben, aber Annegret war erstarrt. Küssner beobachtete sie und sagte dann: »Ich habe schon mehrfach mit Ingrid gesprochen. So langsam scheint sie es zu akzeptieren. Sie wird mit den Kindern in unserem Haus bleiben. Du weißt, ich habe diese hässliche Stadt nie gemocht. Und sie wird immer hässlicher. Ich habe die Möglichkeit, eine Praxis in Wiesbaden zu übernehmen. Es ist ein wunderbares altes Haus, Jugendstil, mit einem großen Garten. In einer gediegenen Gegend, nur kultivierte Menschen. Brave Kinder, freundliche Eltern. Ich möchte da mit dir leben und zusammenarbeiten.« Annegret kaute und schluckte, dann legte sie ihre Kuchengabel zur Seite und stand auf. »Entschuldige mich kurz.« Annegret bahnte sich einen Weg durch die Tische und Stühle. Sie betrat den dämmrigen Schankraum, in dem nur einige ältere Herrschaften saßen, die vor der Sonne geflüchtet waren. Sie folgte dem Schild ›Zu den Toiletten‹ durch einen ungelüfteten Gang, über einen kleinen Hof eine lange Treppe hinab in den Keller. Die Toilette hatte drei Zellen, von denen glücklicherweise eine offen stand. Annegret trat hinein, klappte den Klodeckel hoch und erbrach in einem kurzen Schwall halbzerkautes Baiser und Sahne in das Becken. Sie zog an der Spülkette, Wasser gurgelte, aber das Baiser schwamm weiter oben, sie spülte wieder. Doch die weißen Brocken trieben wie kleine Eisberge im Wasser. Inzwischen war aus einer der anderen Zellen eine Frau getreten. »Kann ich helfen?« »Nein, danke.« Vor dem fleckigen Spiegel wischte sich Annegret den Mund mit einem Taschentuch ab. Sie nahm ihren Lippenstift aus der Handtasche und zog ihren Mund in einem etwas zu grellen Orange nach. Mit einem Kamm begann sie, ihre Haare zu toupieren. Dann stocherte sie lange mit dem Kammstiel in ihrer Frisur herum. Schließlich ließ sie die Hand sinken.

Oben im Biergarten saß Hartmut Küssner und bereute nichts. Er hatte vor diesem Gespräch Angst gehabt, fast mehr als vor dem mit seiner Frau. Er hatte gefürchtet, wenn er Annegret ihre gemeinsame Zukunft entwerfen würde, dass es sich falsch anfühlen könnte. Aber das war nicht so gewesen. Im Gegenteil. Als Annegret zurückkam, mit leuchtendem Lippenstift, die weißblonden Haare wattiger denn je, dick und kämpferisch in ihrem großgeblümten Frühlingskleid, und dabei so ängstlich und verletzbar in den Augen, da wusste er, dass er sie liebte. Dass er für sie sorgen wollte, dass er sich um sie kümmern wollte für den Rest seines Lebens. Annegret setzte sich ihm gegenüber und begann fast unmittelbar, wieder ihre Torte zu essen. Dabei sagte sie mit vollem Mund: »Es tut mir leid. Du hast einen Fehler gemacht, Hartmut. Ich werde nicht mit dir irgendwo hingehen.«

»Nach Wiesbaden-Bierstadt.«

»Wohin auch immer. Und mit dir leben. Ich habe dich nie darüber im Unklaren gelassen. Wir haben lediglich eine Affäre.«

»Du hast nie etwas anderes gesagt. Aber das ist mir egal.«

Annegret sah auf. Sie musste wider Willen lächeln über diesen unscheinbaren, faltenlosen Mann mit der Halbglatze, der so eine unerwartete Kraft zeigte. Annegret legte ihre Gabel zur Seite. »Ich habe schon eine Familie.«

»In der du als alte Jungfer endest?«

»Na ja, Jungfer.« Annegret verzog ironisch die Mundwinkel. Dann fragte sie: »Ich sage Nein. Und was wollen Sie nun machen, Herr Doktor Küssner? Mich entführen und im Keller dieses sensationellen Jugendstilhauses in Wiesbaden-Bierstadt einsperren?«

Doktor Küssner zog eine Sonnenbrille, die Annegret noch nicht kannte, aus der Brusttasche seines Jacketts und setzte diese auf. »Vielleicht.«

Annegret lachte, aber es klang nicht echt.

Der Rückflug von der Insel war, wie Brigitte hinterher feststellte, »beispiellos schlimm«. Sie starteten schon in schwarze Wolken hinein, weil der Pilot diese zunächst als spannende Herausforderung ansah, flogen dann durch heftigen Regen, der zu einem Sturm wurde. Das kleine Flugzeug wackelte so, dass selbst Jürgen sich ab und an unauffällig an seinen Sitz klammerte. Zudem wirkten bei Walther Schoormann die morgendlichen Beruhigungstabletten nicht, was sich aber erst in der Luft herausstellte. Er hatte Angst um sein Leben, schlug jedoch glücklicherweise nicht um sich, sondern sprach ununterbrochen. Es waren nur Satzfetzen und einzelne Worte zu verstehen, aber das Thema war deutlich: der Kommunismus als einzige humanistische, überdauernde Gesellschaftsform. Eva hörte zu und ließ sich durchschütteln, sie hatte als einziger Passagier keine Angst, so als wäre alles Gefühl in ihr abgestorben.

Als Eva später über dem ›Deutschen Haus‹ die Wohnungstür aufschloss, wartete sie unwillkürlich darauf, im Flur von Purzel angesprungen zu werden. Doch nur Edith kam aus der Küche. Sie nahm ihrer Tochter den regennassen Mantel ab und begrüßte sie mit der Frage: »Was hast du denn für ein Wetter mitgebracht?« Diese Floskel benutzte sie normalerweise nur gegenüber Fremden. Sie wartete auch keine Antwort ab, sondern sprach gleich weiter und erzählte, dass Stefan Purzel am Vortag wieder ausgegraben hatte. Der Vater, der aus der Stube kam und aussah, als habe er geschlafen, erklärte, Stefan hatte gemerkt, dass ihm zwei seiner besten Soldaten fehlten, um gegen seinen Freund Thomas Preisgau eine »einsatzfähige Truppenstärke« zu halten. Daran hatte Stefan bei Purzels Grablegung nicht gedacht. Stefan saß am Küchentisch über seinen Hausaufgaben. Er umarmte Eva und berichtete ihr wortreich von Purzels neuem Zustand, von seinen Augen, die einfach weg waren, und dem bestialischen Geruch. Stefan hielt sich bei der Erinnerung die Nase zu,

während die Mutter wieder an den Herd trat, wo sie das Mittagessen kochte. Es gab Eintopf, der aus Gemüse- und Fleischresten aus Ludwigs Küche zusammengekocht war. Eva mochte dieses Gericht ›Großen Pott in'n kleinen‹, wie Ludwig es nannte, eigentlich gern, aber am Tisch rührte sie appetitlos in ihrem Teller. Sie erzählte vom breiten Strand der nördlichsten Nordseeinsel, was Ludwig als Juister Patriot grunzend kommentierte. Dieser Strand wäre menschengemacht: »Die kippen da Sand aus China ab, wenn die Touristen nicht hingucken!« Nach dem Essen bei einer Tasse Kaffee überreichte Eva ihre Geschenke. Für Annegret hatte sie Ostfriesentee und eine große Tüte Kandiszucker eingekauft, was sie für den Abend zur Seite legte. Ihre Eltern wickelten eine blau-weiße Kachel aus, auf die mit zarten Strichen ein junges Paar beim Schlittschuhlaufen gezeichnet war. Sie freuten sich übermäßig, und Eva stellte fest, wie müde beide aussahen. Stefan bekam von Eva eine blaue Kapitänsmütze mit Troddeln auf den Kopf gesetzt. Er strahlte und rannte in den Flur. Dort salutierte er vor dem Spiegel und marschierte auf und ab. »Links, Rechts, Links, Rechts, Stillgestanden!« Eva rief: »Stefan, das ist eine Kapitänsmütze!« Stefan sammelte sich kurz und schrie dann: »Alle Mann backbord! Holt die Leinen ein! Wassereinbruch am Heck!« Und während im Flur ein Schiff unterzugehen drohte, saßen Eva und ihre Eltern schweigend am Küchentisch, Edith und Ludwig hatten ihre Hände vor sich auf die Wachstuchtischdecke gelegt. Der Regen, den Eva von der Insel mitgebracht hatte, prasselte gegen das Küchenfenster. Eva nahm noch einen Schluck von ihrem Kaffee, der kalt geworden war und schal schmeckte. Sie legte ihre Hände ebenfalls auf den Tisch. ›Nicht sprechen. Nicht bewegen. Die Luft anhalten, bis es vorübergeht. Und niemand wird zu Schaden kommen.‹

David war nervös. Er hatte schlecht geschlafen und sah kränklich aus. Der Hellblonde bemerkte das sofort, als sie sich im Saal einen guten Morgen wünschten. Er hätte ihm gern die Hand auf die Schulter gelegt. Aber er bemerkte nur spöttisch, dass ja nun Davids großer Tag gekommen sei. Man würde sich endlich mit dem Angeklagten Nummer vier beschäftigen. Doch David reagierte so ernst darauf, dass dem Hellblonden seine Äußerung leidtat. Bis zu diesem Tag war er nicht dahintergekommen, was David mit diesem Angeklagten, mit der Bestie, verband. Der bewegte sich zum Ärger der Staatsanwaltschaft noch immer in Freiheit. Die Haftverschonung hatte schon dreimal aus gesundheitlichen Gründen erneuert werden müssen. Fünfzehn ehemalige Häftlinge waren für die nächsten Tage geladen, um über die Vorgänge in Block 11 Zeugnis abzulegen. Sechs davon kamen aus Polen und würden auf Fräulein Bruhns' Übersetzung angewiesen sein. Eva erschien an diesem Tag im Bürgerhaus, als wäre nichts geschehen.

Sie begrüßte Fräulein Schenke und Fräulein Lehmkuhl und tauschte sich mit ihnen über den fehlenden Schick wetterfester Kleidung aus. Draußen vor den Fenstern war der Regen geblieben, die Schafskälte griff um sich. Drinnen im überheizten Foyer, hinter den beschlagenen Scheiben, wirkten die Reporter erregt, sie belagerten den Generalstaatsanwalt, die Staatsanwälte und Verteidiger, sie belauerten sich gegenseitig, stritten sich lautstark um die Plätze in den Telefonkabinen. Zwei gingen sich an den Kragen und wurden von einem Saaldiener getrennt. Die Reporter versprachen sich neue Grausamkeiten und somit eine gute Auflage. Auch die Plätze auf der Tribüne waren umkämpft. Die Ehefrau des Angeklagten Nummer vier, die verblühte Schönheit, saß an ihrem Platz in der ersten Reihe und hielt sich heute noch gerader als sonst. Sie trug ein auffallend elegantes Kostüm, war sorgfältig frisiert und dezent geschminkt. Eva beobachtete die Frau durch den Saal hindurch und dachte, diese würde einer ehemaligen Opernsängerin gleichen, die alle dramatischen Rollen gesungen hätte, Ophelia, Leonore, Kriemhild, doch ohne je im Herzen davon berührt worden zu sein.

Ruhe kehrte ein, das Gericht erschien, und die erste Zeugin wurde aufgerufen. Nadia Wasserstrom, die als persönliche Sekretärin des Angeklagten Nummer vier im Lager gearbeitet hatte. Das Schimpansengesicht blieb unverändert, als die Frau an zwei Krücken langsam nach vorn an den Zeugentisch kam. Eva half ihr auf den Stuhl und übersetzte dann, woran die Frau sich erinnerte. Als sie in einem klaren Polnisch zu sprechen begann, ohne zu zögern, ohne nach Worten zu suchen, und Eva im selben Rhythmus die Sätze sprach, inzwischen ohne jede Hilfe aus ihren Wörterbüchern, die Bedeutungen fand, die Pausen setzte, spürte Eva dabei, dass etwas anders war als bisher. Sie versuchte zu ergründen, was es war, während sie übersetzte, dass der Angeklagte, der im Dienstgrad eines SS-Oberscharführers die politische Abteilung des Lagers geleitet hatte, wahllos Menschen an der schwarzen Wand hatte erschießen lassen und selbst erschossen hatte, Männer, Frauen und Kinder. Er hatte eine Art Schaukel erfunden, in der die Häftlinge an den Kniekehlen kopfüber aufgehängt wurden. In dieser wehrlosen Lage hatte der Angeklagte sie verhört und mit Stöcken und Peitschen geprügelt, viele von ihnen bis zum Tod. Der Angeklagte Nummer vier kippte während dieser Schilderungen seinen Kopf mal zur linken und mal zur rechten Seite. Einmal winkte er seiner Frau zu, die kurz lächelte. Als der Vorsitzende Richter ihn daraufhin rügte und fragte, was er zu den Vorwürfen zu sagen hätte, antwortete sein Verteidiger, der Weiße Hase, nachdem er sich erhoben hatte: »Mein Mandant weist die Vorwürfe aufs Entschiedenste zurück. Er hat lediglich Verhöre durchgeführt, was seinem Befehl entsprach.«

In der Mittagspause blieb Eva im Saal sitzen. Ob sie krank würde? Sie schwitzte und wischte sich mit einem Taschentuch über die Stirn. Sie nahm aus ihrer Aktentasche ein kleines Fläschchen und schraubte es auf. Pfefferminzwasser, das sie seit ihrer Ohnmacht bei sich trug und das ihr schon einige Male über eine Übelkeit hinweggeholfen hatte. Sie schnupperte daran und wartete auf den scharf-frischen Geruch, doch sie roch nichts. Ihre Nase musste verstopft sein. Vielleicht doch eine Grippe, die sie anflog. Auch David verließ seinen Platz nicht. Er starrte hinüber auf die leere Anklagebank, auf den Stuhl des Angeklagten, welcher gerade in der Kantine hinter dem Bürgersaal mit den anderen Männern an einem Tisch am Rand, vor den Zuschauern und Reportern von Polizeibeamten beschützt, sein Mittagessen einnahm.

Nach der Pause berichtete Nadia Wasserstrom weiter. Eva übersetzte: »Einmal ist ein ganz junger Mann, ein deutscher Jude, von dem Angeklagten totgeschlagen worden. Das war am 9. September ’44. Ich erinnere mich so gut, weil er bei mir vor dem Verhör im Vorzimmer ohnmächtig wurde. Vor Hunger. Mir hatte eine Aufseherin ein Stück Kuchen geschenkt. Das habe ich ihm gegeben. Dann hat der Angeklagte ihn zum Verhör in sein Büro geholt. Zwei Stunden später ging die Tür wieder auf. Der junge Mann hing über der Schaukel. Er hat nicht mehr wie ein Mensch ausgesehen. Die Kleidung war weg. Sein Gesäß, sein Geschlechtsteil, alles war geschwollen, blutig, offen, er war nur noch ein Sack, ein blutiger Sack. Dann kam ein anderer Häftling und hat ihn nach draußen geschleift. Ich musste das Blut aufwischen.« Eva sah das Bild vor sich, sie stand in dem Vorzimmer und erkannte jedes Detail, die Gesichtszüge des Toten, die offene Tür zum Büro, die rote Spur bis zur Schaukel. Sie registrierte jedes Detail und fühlte sich doch blind. Sie blickte wie suchend durch den Saal und begegnete dem ausdruckslosen Blick der Ehefrau des Angeklagten. Eva erschrak, denn es war, als blickte sie in einen Spiegel. Sie wusste jetzt, was an diesem Tag anders war: Sie fühlte nichts mehr.

David stand auf und beugte sich hinüber zum Mikrofon des Hellblonden. Er sprach hinein, was ihm eigentlich nicht erlaubt war, und fragte: »Es war sein Bruder, der ihn wegbringen musste. Sein jüngerer Bruder, oder nicht?« Eva wechselte einen kurzen Blick mit dem Hellblonden, der nickte knapp. Eva wandte sich an Nadia Wasserstrom. »War das sein Bruder?« »Das weiß ich nicht mehr.« David hielt ein Blatt hoch und insistierte: »Ich halte Ihnen das vor, Frau Zeugin! Sie haben das bei Ihrer ersten Vernehmung am 10. Januar vor zwei Jahren vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt!« Eva sprach leise mit Nadia, die den Kopf schüttelte. David geriet außer sich: »Sie muss sich doch erinnern! Fragen Sie sie noch mal!« »David,

setzen Sie sich!«, zischte der Hellblonde. Der Vorsitzende Richter sprach gleichzeitig in sein Mikrofon: »Ich denke, das ist nicht von Belang.« Der Hellblonde packte David an der Schulter und drückte ihn auf seinen Platz. David setzte sich widerwillig, er fuhr sich durch das Haar, dann stand er plötzlich wieder auf, er rannte quer durch den Saal, durch die Zuschauer hindurch, die Stufen hinauf zur Flügeltür und hinaus. Eva beobachtete, wie auch der Angeklagte Davids Abgang verfolgte. Dann sagte er etwas zu seinem Verteidiger. Der erhob sich: Sein Mandant wolle eine Aussage machen. Der Vorsitzende Richter wandte sich dem Schimpansengesicht zu und machte eine Geste. Bitte. Der Angeklagte stand auf und erklärte mit weicher Stimme: »An diesem Tag war ich gar nicht in meinem Büro. Wir feierten den Geburtstag unseres Kommandanten. Er hatte ungefähr zwanzig Offiziere zu einer Flussfahrt auf der Sola eingeladen. Mit anschließendem Mittagessen im Kasino. Sie können meine Frau dort fragen, sie war auch anwesend. Oder den Adjutanten hier, der war mit seiner Frau ebenfalls dabei.« Der Vorsitzende Richter drehte sich zu seinen Beisitzern. Sie berieten kurz. Die Frau des Angeklagten wurde nach vorne gebeten. Sie stellte sich vor und begann, langsam und ausführlich den besagten Tag zu schildern. Eva hatte mit Nadia Wasserstrom auf der Seite der Staatsanwaltschaft Platz genommen. Sie übersetzte leise für die Zeugin, die ihr aufmerksam zuhörte und dabei die Ehefrau des Angeklagten nicht aus den Augen ließ. Die verblühte Schönheit erinnerte sich an viele Details, vor allem aber an das gemeinsame Mittagessen im Kasino. Es habe Schweinebraten gegeben. Mit Kartoffelmus und Gurkensalat. Schließlich klappte die Ehefrau ihre Handtasche auf und zog etwas heraus. »Diese Fotografie ist beim Nachtisch entstanden. Möchten Sie das Bild sehen?« Inzwischen sagte Nadia Wasserstrom zu Eva: »Dann war es an einem anderen Tag. Ein anderes Datum. Aber es ist so geschehen. Nur an einem anderen Tag.« Aber Eva hörte sie nicht, obwohl die Zeugin ihr direkt ins Ohr sprach. Eva blickte auf die Fotografie in der Hand der Ehefrau. Sie war sich sicher, dass auch ihr Vater darauf abgebildet war. Lachend zwischen den satten Offizieren und ihren Ehefrauen. Doch es war Eva gleichgültig.

Als Annegret am Nachmittag das Stadtkrankenhaus verließ und sie eilig durch den Regen zur Haltestelle lief, passte Doktor Küssner sie ab. Wie an ihrem ersten gemeinsamen Abend löste er sich von seinem dunklen Wagen und trat ihr in den Weg. Sein Mantel war durchnässt, er hatte offensichtlich schon länger auf sie gewartet. Auf der Station war sie ihm in den letzten Tagen ausgewichen. Jetzt packte er sie so fest am Arm und führte sie so entschieden zu seinem Wagen, dass es Aufsehen erregt hätte, wenn Annegret versucht hätte, sich aus seinem Griff zu befreien. Er setzte sie auf den Beifahrersitz, warf die Tür zu

und kletterte hinter das Steuer. Annegret fragte mit gespieltem Spott, ob er das mit der Entführung jetzt wahr machen wolle. Doktor Küssner ignorierte die Frage und eröffnete ihr, er sei zu Hause ausgezogen. Annegret erwiderte wütend: »Was geht mich das an?« Er konterte, sie solle endlich diese ungesunde Haltung aufgeben, dass nichts sie etwas angehe. Draußen am Wagen ging Schwester Heide in einem unförmigen Regenmantel vorbei und hörte die lauten Stimmen. Sie blickte kurz durch die sich beschlagenden Scheiben und erkannte die Streitenden. Sie sah sich in ihrem Verdacht bestätigt, den sie schon lange hegte, und ging zufrieden nach Hause. Die Schlechtigkeit der Menschen hatte sich wieder einmal bewahrheitet!

Im Wagen weinte Doktor Küssner, ungeübt, aber ehrlich, was Annegret kaum aushalten konnte. »Was soll das jetzt? Denkst du, du kannst mich so unter Druck setzen? Oder heulst du, weil du es bereust, ich habe dir gleich …« »Halt die Schnauze!«, zischte Küssner ungewohnt unflätig. Er wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und starrte auf den Regen, der über die Windschutzscheibe lief. »Ich bin traurig, weil ich meine Frau verletze. Ich bin traurig, weil ich nicht mehr mit meinen Kindern leben werde. Und trotzdem ist es das Richtige.« Doktor Küssner setzte sich auf, drehte den Autoschlüssel um und startete den Motor. Er schaltete die Scheibenwischer ein, die den Blick frei machten auf die Straße, die Passanten, die Lichter der anderen Wagen. »Wir fahren nach Wiesbaden. Ich möchte dir das Haus zeigen.« Annegret fasste nach dem Türgriff. »Ich will nicht!« Aber Doktor Küssner setzte den Blinker, um sich in den Verkehr einzufädeln. »Ich liebe dich.« Es war das erste Mal, dass jemand das zu Annegret sagte.

»Du kennst mich nicht.«

»Was haben denn Kennen und Lieben miteinander zu tun?« Küssner gab Gas. Annegret öffnete gleichzeitig die Tür. Sie wuchtete sich aus dem anfahrenden Wagen. Küssner bremste ab. »Spinnst du?!« Annegret knickte mit dem Fuß um und brüllte, er sei ein egoistisches Schwein wie alle Männer, und knallte die Wagentür zu. Sie humpelte außer sich davon. Doktor Küssner hupte zweimal laut und fuhr ab. Auch er war wütend. Aber er beruhigte sich schnell, fuhr alleine nach Wiesbaden, unterschrieb den Pachtvertrag für die gutgehende Kinderarztpraxis, den Mietvertrag für die Jugendstilvilla mit dem verwilderten Garten und hoffte auf die gemeinsame Zukunft mit Annegret.

Annegret betrat die Wohnung über dem ›Deutschen Haus‹. Ihr Knöchel schmerzte kaum noch. Sie war eben hart im Nehmen. »Jemand da?« Es kam keine Antwort. Annegret hängte ihren nassen Regenmantel an die Garderobe und ging direkt in Evas Zimmer. Dort trat sie an den Schreibtisch, zog die zweite Schublade von oben auf und nahm eines

der blauen Hefte heraus. Sie legte sich auf Evas Bett, fummelte aus der Tasche ihrer schwarzen Keilhose ein Fruchtbonbon, das sie sich in den Mund schob, und begann zu lesen: ›Die Frauen und die Kinder wurden zuerst in den ‚Duschraum' geführt, danach die Männer. Um die Opfer zu täuschen und eine Panik zu verhindern, waren Schilder angebracht worden. ‚Zum Bade' und ‚Zur Desinfektion'. Fünfhundert bis siebenhundert Erwachsene und Kinder eines Transports wurden auf etwa hundert Quadratmetern zusammengedrängt. Durch eine Öffnung im Dach wurde Zyklon B in eine aus Drahtgitter bestehende Vorrichtung geschüttet und in eine Drahtgittersäule abgelassen. Draußen vor den Gaskammern hörte man zunächst Schreie, die in ein vielstimmiges Summen wie in einem Bienenstock übergingen, das schließlich immer leiser wurde. Der Tod trat innerhalb von fünf bis fünfzehn Minuten ein. Nach dreißig bis vierzig Minuten Lüftungszeit musste das Sonderkommando die Leichen aus der Gaskammer holen. Sie mussten den Schmuck einsammeln, den Toten die Haare abschneiden und die Goldzähne herausbrechen, sie mussten die Babys von ihren Müttern lösen …‹ Annegret schloss die Augen. Sie dachte an den kleinen Martin Fasse. Seit seinem Tod hatte Annegret sich beherrschen können. Sie trug bei der Arbeit nicht einmal mehr die Spritze bei sich. Diese Spritze mit der bräunlichen Flüssigkeit, von der die Kinder schwach wurden, kraftlos und müde. Annegret schlief ein, das halb gelutschte Bonbon rutschte ihr aus dem Mund auf das Kissen. Das aufgeklappte Heft fiel ihr auf den Bauch. So fand Eva sie, als sie nach Hause kam. Sie starrte auf ihre schlafende Schwester, nahm ihr das Heft fort und rüttelte sie an der Schulter. »Was machst du hier?!« Annegret blinzelte und wurde wach, sie setzte sich auf. Eva sprach aufgebracht weiter: »Was fällt dir ein, in meinen Sachen zu schnüffeln …?!«

»Ich schnüffle nicht, ich lese.«

»Annegret, was soll das? Warum machst du das?« Annegret winkte ab und stand vom Bett auf, die Matratze ächzte, sie trat vor Evas Kleiderschrank, dessen Mitteltür einen Spiegel hatte. Sie zupfte mit Daumen und Zeigefinger ihre weißblonden Haare zurecht und antwortete: »Ich finde es unterhaltsam.«

Eva sah ihre Schwester über den Spiegel hinweg an. Sie musste sich verhört haben. Annegret sprach weiter: »Weißt du, das ist wie im Krankenhaus. Die Patienten versuchen immer, sich mit noch schlimmeren Geschichten zu übertrumpfen.«

»Das sind keine Geschichten! Das ist geschehen.« Eva war fassungslos.

»Jeder will dem Tod immer am nächsten gewesen sein. Unter den Eltern sind die am höchsten angesehen, deren Kind am kränksten ist. Und wenn es stirbt, dann bekommen sie die goldene Krone.«

»Was redest du denn da?!« Eva wurde schwindelig, sie fühlte sich wie in einem bösen Traum, in dem vertraute Menschen ungeheure Dinge tun. Annegret drehte sich zu Eva um und trat nah an sie heran. Sie roch aus dem Mund nach klebrigem Himbeerbonbon. »Ich meine, Eva, du bist doch auch nicht ganz dumm. Das sagt einem doch der gesunde Menschenverstand, dass hier gelogen wird, dass sich die Balken biegen. Das war ein Arbeitslager …«

»Dort wurden systematisch Hunderttausende Menschen umgebracht.« Eva sah ihre Schwester an, die sie ihr ganzes Leben lang kannte.

Annegret sprach unbeeindruckt weiter: »Das waren Kriminelle, die wurden natürlich nicht mit Samthandschuhen angefasst. Aber diese Zahlen, die da aufgerufen werden, die sind Unsinn. Ich habe das mal grob durchgerechnet. Ich kenne mich in Chemie ja ein bisschen aus. Weißt du, wie viel von diesem Zyklon B man gebraucht hätte, um diese ganzen Leute umzubringen? Da wären jeden Tag vier Lkw gekommen, nur beladen mit diesem –«

Eva ging mitten in Annegrets Satz hinaus. Annegret folgte ihr auf dem Fuß und rechnete ihr weiter vor, dass diese angebliche Massenvernichtung logistisch gar nicht möglich gewesen wäre. Eva betrat die Stube und öffnete den Büfettschrank, sie zog die Mappe aus gelbem Karton heraus und schlug sie auf. Sie hielt Annegret das oben liegende Blatt entgegen. »Das hast du gemalt.« Annegret verstummte und blickte auf das spitze Dach, die schiefe Tür und die zu großen Fenster, auf die zwei Mädchen mit den Zöpfen und die beiden Feuersäulen am Horizont. Annegret zuckte mit den Schultern. Aber Eva sah deutlich, dass ihrer Schwester kleine Schweißperlen auf die Stirn traten, dass sie bleich wurde. Eva sagte: »Die zwei, das sind wir. Wir waren da, Annegret. Neben uns sind all diese Menschen gestorben. Wir waren da, und du weißt das.« Die Schwestern sahen sich in die Augen. Eva begann zu weinen, sie schluchzte. Annegret sah zunehmend verstört aus, als hätte sie jemand aus einem langen komatösen Schlaf geweckt. Sie machte einen Schritt auf Eva zu, als wollte sie sie umarmen. Da wurde die Wohnungstür aufgeschlossen, und sie hörten ihren Vater sagen: »Mann, das schifft ja vielleicht. Sintflut, ick hör dir trapsen!«

Da nahm Annegret Eva die Zeichnung aus der Hand und begann, das Blatt zu zerreißen. Ludwig und Edith erschienen in der Tür. Ludwig hielt sich gerader als sonst. Er fragte launig: »Fällt euch was an mir auf?«

Edith dagegen erkannte auf den ersten Blick, dass etwas nicht stimmte. Ihre Augen wanderten von Annegret, die das Blatt in immer kleinere Teile riss, zu Eva, die sich über das Gesicht wischte. Sie hatte rote Flecken auf den Wangen, und ihr Dutt hatte sich gelöst. Da kam

Stefan in die Stube gelaufen.

»Vati hat jetzt ein Krosett!«

»Das heißt Korsett, min Lütt. Und es passt sich gut an. Ich glaube, es hilft jetzt schon!« Da sagte Edith: »Jetzt lass das mal, Ludwig, und du, Schnuffel, du gehst in dein Zimmer.«

»Warum?! Hast du geweint, Eva?«

»Ja, wegen Purzel.« Eva schluckte und riss sich zusammen. Edith schob Stefan zur Tür. »Du übst dein Diktat. Na los! Sonst gibt es nachher keinen Pudding.« Stefan blies die Backen auf und schlurfte aus dem Zimmer. Die vier blieben stehen, wo sie waren. Auch Ludwig wurde jetzt ängstlich. »Was ist denn so Hauptsächliches? Ich muss in einer halben Stunde in die Küche.« Eva dachte, ›Ich kann nichts mehr verlieren‹, und sagte: »Wie war das, Vati, den Mördern Leib und Seele zusammenzuhalten?« Da ließ Annegret die Papierfetzen demonstrativ auf den Teppich rieseln und ging hinaus.

Ludwig setzte sich an den Esstisch. Es war still. Nur ab und an klopfte es zart ans Fenster, wenn der Wind Tropfen dagegen warf. Edith kniete sich auf den Teppich und sammelte die Schnipsel in ihre hohle Hand. Eva schaute zum Bild an der Wand und versuchte, sich an die Namen der Kühe zu erinnern.

»Was willst du wissen, Eva?«, fragte Ludwig.

»Ein Zohbesuch ist edwas für di ganse Familje. Wir sen uns di Tire an und sind durg Gitta vor den gefährligen Tiren geschühzt.« Nebenan in Stefans Zimmer übte Annegret mit ihrem Bruder ein Diktat. Sie stand neben ihm und sprach ihm den Übungstext übertrieben betont vor. Stefan hing tief gebeugt über seinem Schreibheft, er schrieb langsam und machte viele Fehler. »Tiiieeere, mein Schatz. Tiere mit ie. Nächster Satz: ›Ziegen oder Pferde kann man überall sehen, aber wo sieht man schon sonst die beeindruckende Mähne eines Löwen und das bunte Fell des Tigers?‹ Fragezeichen.«

›Es war eine glückliche Zeit‹, hatte ihr Vater gesagt. Eva hallte dieser Satz wie ein Echo im Kopf nach, während sie in der Straßenbahn stand und sich mit der rechten Hand an einer Halteschlaufe festhielt. Sie war auf dem Weg in das Büro der Staatsanwaltschaft. Noch während ihr Vater und ihre Mutter von der Zeit im Lager gesprochen hatten, hatte im Flur das Telefon geklingelt. Es war Fräulein Schenke gewesen. Es müsse ein dringendes Telex aus Polen übersetzt werden. Trotz der abendlichen Stunde war die Straßenbahn überfüllt. Eva stand eingeklemmt zwischen den atmenden Körpern und spürte die Berührungen nicht. Sie sah ihren Vater vor sich, wie er aufrechter als sonst am Tisch gesessen hatte. Ihre Mutter, die sich, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, gegen das Büfett gelehnt hatte. ›Es war eine glückliche Zeit‹, hatte ihr Vater gesagt. Denn diese Dienststellung wäre die erste gewesen, bei der er seine Frau und seine Töchter hätte

mitbringen können. Sie hätten zum ersten Mal als Familie zusammengelebt, in einem großzügigen Haus, versorgt und geschützt. Erst mit der Zeit hätten sie verstanden, was es mit dem Lager auf sich hatte. Die Gäste im Kasino, das waren anständige Offiziere, natürlich nicht alle, es gab auch einige, die tranken zu viel. Der Leiter der politischen Abteilung? Der mit dem Affengesicht? Höflich und unauffällig. Er fragte manchmal nach Essensresten. Für die Häftlinge, die in seiner Abteilung arbeiteten. Nein, sie hätten nicht gewusst, was er während seiner Dienstzeit tat. Nein, die SS-Leute sprachen beim Mittagessen nicht über ihre Arbeit. Evas Mutter sagte, sie wäre ja gar nicht im Lager gewesen. Sie hätte den Haushalt erledigt, gewaschen und gekocht. Sie hätte sich um die Töchter gekümmert. Ja, sie hätte auch die Fenster schließen müssen. Es hätte übel gerochen bei Wind aus dem Osten. Ja, sie hätten schon gewusst, dass dort Leichen verbrannt würden. Aber sie hätten doch erst hinterher erfahren, dass die Leute in Gaskammern umgebracht worden waren. Erst nach dem Krieg. Warum er sich nicht hatte versetzen lassen? Zweimal hätte er darum angesucht. Vergeblich. Ja, gut, er wäre tatsächlich in die SS eingetreten, schon vor dem Krieg. Aber nur, weil er sich allein gefühlt hatte, weil er so oft von der Familie getrennt gewesen war. Nicht aus Überzeugung. Eva fragte, warum der Hauptangeklagte der Mutter vor die Füße gespuckt hätte? »Und warum war seine Frau so feindselig? Was haben die gegen euch?« Edith antwortete, sie wüssten es nicht. Und der Vater hatte den Satz wiederholt: »Wir wissen es nicht.« Das Telefon im Flur hatte geklingelt. Als Eva nach dem kurzen Gespräch in die Stube zurückgekehrt war und erklärt hatte, sie müsse noch ins Büro fahren, da hatte der Vater sie angesehen und gesagt, als setzte er einen Punkt: »Wir hatten keine Wahl, Kind.«

Eva stieg an der Haltestelle in der Nähe des Bürohauses aus. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals in ihrem Leben so müde gewesen zu sein. Sie musste sich zusammenreißen, sich nicht auf eine Parkbank zu setzen, um nie mehr aufzustehen. Eva fuhr mit dem Aufzug in die achte Etage, sie klingelte an der Glastür, und Fräulein Schenke erschien auf der anderen Seite, um ihr zu öffnen. »Na, gehst du nachher noch mit ins ›Boogies‹?« Eva schüttelte den Kopf. »Die Lehmkuhl kommt mit, der Miller und dieser andere Referendar … Wie heißt der noch, der mit diesen unglaublich langen Wimpern?« Eva erwiderte: »Herr Wettke.« »Genau.« In diesem Moment erschien der Hellblonde auf dem Flur, er kam Eva eilig entgegen, sein Gesicht auffallend angespannt. Er reichte Eva ein dünnes Blatt Papier mit leicht verschmiertem Druck. Ein Telex. Eva überflog den kurzen Text und übersetzte dann den Inhalt. »Die Reise ist von allerhöchster Stelle genehmigt. Es werden Visa für alle angefragten Personen ausgestellt.« Der Hellblonde sah einen Moment lang so aus, als wolle er Eva

umarmen, dann nickte er nur und schüttelte ihr ungewohnt herzlich die Hand. »Danke.« »Das war's schon?« »Ja, das war alles. Aber es war wichtig. Es geht um den Ortstermin. Wir fahren nach Polen.« Eva begriff. Schon nach den ersten Rechtfertigungen der Beschuldigten im Saal, sie hätten dieses oder jenes gar nicht sehen oder wissen können, da sie ganz woanders ihr Büro gehabt hätten, nach den wiederkehrenden Behauptungen, der Lagerplan wäre fehlerhaft, hatte die Anklage unter dem Hellblonden den Antrag auf eine Inaugenscheinnahme des Lagers gestellt. Die Verteidigung war dagegen gewesen. Zwischen Deutschland und Polen bestünden keine belastbaren diplomatischen Beziehungen, die Organisation einer solchen Reise hinter den Eisernen Vorhang sei zu aufwendig. Doch der Hellblonde war hartnäckig geblieben, er hatte sich schließlich an die höchsten politischen Etagen in Bonn und Polen gewandt. Dieses Telex heute war für ihn der bisher größte Erfolg im Prozess. Er sah zufrieden aus. Eva fragte leise: »Werde ich mitfahren? Oder gibt es jemanden dort, der übersetzen kann?« Da sah der Hellblonde sie an, als erkenne er sie erst jetzt. »Kann ich Sie kurz sprechen, Fräulein Bruhns?« Eva war überrascht über seinen persönlichen Ton. Sie folgte ihm über den Flur in sein Büro. Er wies auf einen Stuhl und blieb am Fenster stehen, mit dem Rücken zum Hof, in dem das nächste Hochhaus der Stadt in den Nachthimmel wuchs. »Ihr Verlobter hat mich aufgesucht.« Eva setzte sich.

Am Morgen nach ihrer Rückkehr von der Insel war Jürgen im Büro der Staatsanwaltschaft erschienen. David Miller hatte ihm die Tür geöffnet, sie hatten sich kurz gemustert. Die Abneigung war gegenseitig gewesen. »Fräulein Bruhns ist heute nicht hier«, hatte David gesagt. »Ich weiß, ich möchte mit dem Leitenden Staatsanwalt sprechen.« David hatte gezögert und dann eine übertriebene dienstfällige Handbewegung gemacht. »Bitte, mir zu folgen, der Herr.« David ging voran und Jürgen ihm nach über den Flur. Er betrachtete Davids Haare, die im Nacken zu lang gewachsen waren, sein zerknittertes Jackett, die unpassenden Schuhe, die aussahen wie Sportschuhe. ›Was für ein liederlicher Typ‹, dachte er. Gleichzeitig musste er sich aber eingestehen, dass es sicher viele junge Frauen gab, auf die David Eindruck machte. Auf Eva zum Beispiel. David klopfte an die geöffnete Tür eines der Büros und winkte Jürgen hinein. Auf dem Boden vor der Wand kniete der Hellblonde, in Hemdsärmeln, die Sonne knallte durch die Fenster, er hatte sein Jackett ausgezogen. Er sortierte Dokumente in verschiedenfarbige Mappen. Es waren Auftragspapiere und Lieferscheine über Zyklon B. »Die hier unterschrieben haben, die sind alle tot. Uns fehlen diese Scheißfahrgenehmigungen!«, sagte der Hellblonde zu David, als er den Raum betrat. »Sie haben Besuch«, erwiderte David und ging. Der

Hellblonde bot Jürgen einen Platz an und wartete neugierig ab. Jürgen nahm seinen Hut ab und erklärte: »Ich bin der Verlobte von Fräulein Bruhns.« »Ach so.« Der Hellblonde hatte unter den Papieren auf dem Schreibtisch nach seinen Zigaretten gesucht. Er bot Jürgen eine aus der Schachtel an. »Worum handelt es sich denn, Herr Schoormann?« Jürgen hatte sich schlecht gefühlt. Aber es war zu spät gewesen.

Eva saß dem Hellblonden gegenüber und hörte, wie er sagte: »Er meinte, die Arbeit würde Ihnen nervlich zu sehr zusetzen. Sie hätten kein sehr stabiles Nervenkostüm. Er hat verlangt, dass wir Sie aus dem Auftrag entlassen.« Eva hatte das Gefühl, sie würde in eine unbestimmte Tiefe fallen. Sie war fassungslos. »Das hat er nicht mit mir besprochen. Und ich höre nicht auf! Ich bin doch ein Teil von diesem Prozess! Ich bin die Stimme von diesen Menschen.« Der Hellblonde machte eine beschwichtigende Handbewegung. »Leider ist es so, dass er da die Entscheidungsgewalt hat. Wir würden uns als Behörde strafbar machen, wenn wir Sie weiter gegen den Willen Ihres zukünftigen Ehemanns beschäftigten. Es tut mir leid.«

Eva sah den Hellblonden an, sie wollte etwas erwidern, aber sie schüttelte nur stumm den Kopf. Ihr wurde übel. Sie stand auf und verließ wortlos das Büro. Sie ging eilig über den Flur, der kein Ende zu nehmen schien, und betrat den Waschraum. Hier standen Fräulein Schenke und Fräulein Lehmkuhl vor den Spiegeln und machten sich für die ›Boogie-Bar‹ zurecht. Sie warfen Eva einen kurzen Blick zu, die desolat aussah. »Was ist passiert?« Eva zog das Fläschchen mit Pfefferminzöl aus ihrer Handtasche und öffnete es. Diesmal schoss ihr der scharfe Geruch bis in die Stirn, ihre Augen tränten, und sie hustete. »Das Schwein!«, sagte sie dann. »Welcher denn von den ganzen Kerlen?«, fragte Fräulein Schenke und strichelte ihre Augenbrauen nach. »Dein Verlobter? Der Schoormann?«, wollte Fräulein Lehmkuhl wissen. »Wenn du den nicht mehr willst, sag mir Bescheid.« Eva trat neben die jungen Frauen und betrachtete ihr Spiegelbild, ihr freundliches Gesicht unter der ordentlichen Frisur. Da griff sie sich mit beiden Händen in ihren Dutt, zog nacheinander die Nadeln heraus, löste das Band und schüttelte ihre Haare auf. Dabei gab sie ein verzweifelt wütendes Geheul von sich, es klang wie der Schlachtruf von jemandem, der noch übt. Die beiden Fräuleins sahen sich befremdet an, dann grinste Fräulein Lehmkuhl: »Kommst du also mit?«

Drei Stunden später tanzte Eva in der Mitte eines riesigen schwarzen Blecheimers, in dem einer kräftig und unaufhörlich mit einem großen Metalllöffel rührte. Der eine, der nach Pastor Schraders Überzeugung alles bestimmte. Es war so laut, dass Eva nicht denken konnte. Es war so voll, dass sie nicht mehr wusste, wo ihr Körper aufhörte und ein

anderer anfing. Die Luft, die sie einatmete, war die Luft, die andere ausgeatmet hatten. Ihren Atem sogen die anderen ein. »She loves you, yeah, yeah, yeah! She loves you, yeah, yeah, yeah! She loves you, yeah, yeah, yeah, with a love like that you know you should be glad! Yeah, yeah, yeah. Yeah, yeah, yeah Ye-ah.« Eva war betrunken und fand es herrlich, sich an der Hand von Herrn Wettke durch diesen Kessel von bunten, schwarzen und weißen Menschen wirbeln zu lassen. Ab und an erhaschte Eva einen Blick auf David Miller, der auf einer erhöhten Bank am Rand des Blecheimers saß und mit Fräulein Lehmkuhl knutschte. Dann saß Eva neben David auf der Bank und wusste nicht mehr, wie und wann sie dort hingekommen war. Und wo Fräulein Lehmkuhl abgeblieben war. »Wo ist denn Fräulein Lehmkuhl?«, rief sie in Davids Ohr. David zuckte mit den Schultern, er war ebenfalls betrunken. Er feierte schließlich seinen großen Tag. Heute war die Bestie verhaftet worden! Das Gericht hatte den ›Haftaufschub aus gesundheitlichen Gründen‹ endlich aufgehoben. Leider hatte er das Gesicht des Schimpansen nicht gesehen. Nachdem er den Gerichtssaal fluchtartig verlassen hatte, war er bis zur Synagoge gelaufen. Er hatte sich in den Gebetsraum gesetzt, der um diese Zeit menschenleer gewesen war. Er hatte auf den Rabbiner Riesbaum gewartet. Ihm hätte er vielleicht die Wahrheit anvertrauen können. Die Wahrheit über sich, über seinen Bruder. Über seine Familie. Doch nach einiger Zeit war er wieder zu Atem gekommen, er hatte sich beruhigt und war gegangen. David blickte auf die tanzenden Menschen, die amerikanischen Soldaten, die Zivilisten, und brüllte laut in den Lärm: »Das war mein Bruder, den die Bestie erschlagen hat! Und ich musste ihn fortschaffen! Meine Eltern hatten sie schon bei unserer Ankunft vergast!« Da bemerkte er, dass Evas Kopf schwer auf seine Schulter fiel. Sie war eingeschlafen. Oder ohnmächtig geworden. Er seufzte und hob sie von der Bank.

In der Sommernachtluft vor der ›Boogie-Bar‹ wurde Eva wach. David hatte ihren Mantel über dem linken Arm und stützte sie mit dem rechten. »Ich rufe Ihnen ein Taxi.« David führte sie bis an die Straßenkante, blickte auf die vorbeifahrenden Wagen und hielt nach einem gelb leuchtenden Schild auf einem Autodach Ausschau. »Danke«, sagte Eva schwach. Da fiel ihr etwas ein. »Was haben Sie eben gesagt, über Ihren Bruder?« Eva hob den Kopf und versuchte, Davids Gesicht zu erkennen. Aber es drehte sich im Kreis, und sie bekam es nicht zu fassen. Da hob David den Arm und winkte. »Taxi!« Ein Wagen hielt am Straßenrand, und David bugsierte Eva auf den Rücksitz. Er drückte ihr die Handtasche auf den Schoß, warf den Mantel neben sie und sagte zum Fahrer: »Berger Straße 318.« Dann schlug David die Tür zu, bevor Eva noch einmal Danke sagen konnte. Er blickte den Rücklichtern des Taxis nach und dachte, dass Eva heute

anders ausgesehen hatte als sonst. Aber er kam nicht darauf, woran es gelegen haben könnte. Dann klappte er den Kragen seines Jacketts hoch und stapfte los. Zu Sissi.
Im Taxi wollte der Fahrer, ein älterer Mann, ein Gespräch mit Eva anfangen. Er suchte ihren Blick im Rückspiegel: »Wollen Sie ins ›Deutsche Haus‹? Das macht aber bald zu. Also, die Küche ist sowieso schon geschlossen.« Eva sah auf ihre Armbanduhr, konnte aber die Zeit nicht erkennen. Der Fahrer sprach weiter: »Ist das da empfehlenswert, in dieser ›Boogie-Bar‹? Da sind doch so viele Neger? Da müsst ihr Fräuleins euch aber in Acht nehmen.« Da beugte sich Eva nach vorn und sagte, sie wolle woanders hin. Sie nannte dem Fahrer eine Adresse. Der Fahrer wiederholte diese irritiert, blinkte dann, wendete und stellte keine weiteren Fragen. Die noble Adresse hatte ihn verstummen lassen.
Der Arzt war bei Walther Schoormann. Er hatte einen Krampfanfall gehabt. Beim Abendessen hatten er und Jürgen noch über das neue Sortiment, vor allem über die Waschmaschinen gesprochen. Sollten sie diese mit einer Anschlussmontage verkaufen oder ohne? Würde es sich lohnen, selbst Kontakte mit Klempnerfirmen zu machen und Prozente zu verlangen? Walther Schoormann widerstrebte es, an den Handwerkern Geld zu verdienen. Er hatte sich dagegen ausgesprochen. Sie hatten sich nicht gestritten, im Gegenteil, Jürgen hatte seinem Vater zugestimmt. Da war Walther Schoormann plötzlich wie eine Kerze aus einem Halter vom Stuhl gekippt. Auf dem Teppich trat er in mächtigen Krämpfen um sich. Es sah aus, als wäre er von einem Dämon besessen. Jürgen musste hinausgehen, weil er den Anblick nicht ertragen konnte. Brigitte hatte zusammen mit der erstaunlich gelassenen Frau Treuthardt alles aus dem Weg geräumt, woran sich ihr Mann hätte verletzen können, und das Ende des Anfalls abgewartet. Der Arzt hatte sie auf so etwas vorbereitet. Nach drei Minuten war alles vorüber gewesen. Jetzt lag Walther Schoormann erschöpft in dem ausladenden Bett im Schlafzimmer. Er sah ängstlich aus, aber klar, und besprach mit dem Arzt, ob er über Nacht ins Krankenhaus gehen sollte. Schließlich einigten sie sich darauf, dass der Arzt noch eine Weile bei ihm bleiben würde. »Aber Achtung: Ich rechne pro Minute ab, Herr Schoormann.« Sie lachten. Da klingelte es an der Haustür. Alle sahen sich fragend an. Wer war das um diese Uhrzeit? Jürgen ging, um zu öffnen.
Er sah gleich, dass Eva getrunken hatte, und lotste sie eilig durch den Flur, wobei er in Richtung Schlafzimmer rief: »Es ist Eva. Sie … sie war in der Gegend.« Jürgen schloss die Tür seines Zimmers hinter ihnen und betrachtete Eva, die mit offenem Haar, verschmierter Schminke und glasigen Augen etwas schwankend vor ihm stand, mit einer Mischung aus Abscheu und Begehren. »Setz dich. Willst du etwas

trinken?«

»Gibt es Gin?«

»Ich glaube, du hast genug.«

Eva ließ sich schwer auf das breite Sofa fallen. »Ja, stimmt, ich habe genug. Jürgen, ich werde mich von dir trennen.«

Jürgen wurde schlagartig schlecht. Aber er gab sich Mühe, sich nichts anmerken zu lassen. »Ach so. Und was bringt dich dazu?« »Du! Du bringst mich dazu! Wie kannst du hinter meinem Rücken da ins Büro gehen? Ich lasse mich nicht bevormunden. Ich entscheide selbst, wann ich wie und wo arbeite. Ich bestimme über mich und über mich selbst!«

Nicht alle Worte kamen Eva klar über die Lippen, sie versprach sich und lallte leicht. Aber sie meinte es ernst. Jürgen begriff das. »Du hast dich in diesen Kanadier verliebt.« Eva sah Jürgen an und fluchte undeutlich. Dann sagte sie: »Das ist der einzige Grund, den du kapieren würdest, was? Wie kleingeistig du bist!« Sie hatte Schwierigkeiten mit dem Wort ›kleingeistig‹, es klang eher wie ›kleinschig‹. Aber sie war wütend, traurig und fest entschlossen. »Weißt du, Jürgen, ich brauche einen Freund. Und ich habe gemerkt, du bist das nicht.«

»Ich bin ja auch dein zukünftiger Mann.«

»Heißt was? Mein Herr? Mein Herrchen? Wenn du mir den Stock zeigst, muss ich drüberspringen?«

»Als wir uns kennengelernt haben, da hast du mir gesagt, du willst dich gern führen lassen.«

»Fragt sich nur, von wem. Das müsste dann schon jemand sein, der reif ist und der sich selbst erkennt. Kein Junge wie du!«

»Eva, wie kommst du zu diesen Unverschämtheiten?«

Eva antwortete nicht, sondern zog mit etwas Mühe den Verlobungsring von ihrem Finger. Sie legte ihn mit einem deutlichen Klick auf den gläsernen Couchtisch und stand auf. »Ich könnte sowieso nicht in einem Haus leben, wo es so nach Chlor stinkt!«

Jürgen hatte jetzt Angst. Er trat an sie heran und wollte ihre Hand nehmen. Sie wich ihm aus. »Es ist wegen der Nacht neulich?« Eva lachte beinahe und sagte dann böse: »Da habe ich schon Schlimmeres erlebt.« Jürgen stutzte, er tat Eva fast leid, aber sie nahm den Satz nicht zurück. Jürgen unternahm einen letzten, entsprechend kläglichen Versuch: »Ich wollte dich nur schützen. Ich sehe doch, wie dieser Prozess dich verändert.«

»Ja, zum Glück.«

Eva nahm ihre Handtasche vom Sofa, ihren Regenmantel von der Sessellehne und ging leicht wankend aus dem Zimmer. Jürgen folgte ihr zur Haustür. Er schwieg, doch im Flur machte er plötzlich ein paar schnelle Schritte an ihr vorbei und stellte sich mit dem Rücken vor die

Haustür. »Du gehst nicht!« Eva sah Jürgen in die Augen, die dunkelgrün und tief in den Höhlen blitzten, sie blickte auf sein schwarzes Haar, das um diese Nachtzeit ein wenig aus der Form geraten war, er trug zwei Teufelshörner. Einmal war er kurz davor gewesen, sie zu schlagen. Doch heute spürte sie nur seine verzweifelte Angst, verlassen zu werden. Sie hätte gern geweint, aber sie sagte: »Alles Gute für deinen Vater. Und sag liebe Grüße an Brigitte.« Eva fasste an Jürgen vorbei nach dem Türgriff der Haustür. Jürgen blickte auf den Boden, trat zur Seite und ließ sie gehen. Die Tür klappte zu. Brigitte erschien im Flur und sah Jürgen neugierig an. »Was wollte sie?« Doch er ging in sein Zimmer, ohne zu antworten.

An einem Spätsommertag, als besonders dicke Fliegen hinter den geschlossenen Scheiben brummten, durften das Mädchen und seine große Schwester ihre Mutter zum ersten Mal zum Friseur begleiten. Doch die große Schwester wollte nicht mit. Sie stampfte mit dem Fuß auf, und als die Mutter sie aus dem Haus ziehen wollte, hielt sie sich mit beiden Händen am Türrahmen fest. Sie brüllte wie ein kleines Kind, obwohl sie schon fast neun Jahre alt war. Schließlich biss sie die Mutter in die Hand. Diese gab ihr eine Ohrfeige. Aber sie bestand nicht länger auf ihrem Mitkommen. Das kleine Mädchen drehte sich in der Tür noch einmal um und zeigte ihrer großen Schwester einen Vogel. Ihm war deren Verhalten völlig unverständlich. Schließlich sollten sie Locken gelegt bekommen und würden nach Blumen duften wie die feinen Damen. Aufgeregt ging das Mädchen dann an der Hand der Mutter eine staubige Straße entlang. An den Obstbäumen färbten sich die Äpfel rot. Aber noch bekam man Bauchschmerzen davon. Eine Gruppe von Männern in gestreiften Anzügen kam ihnen entgegen. Sie wurden begleitet von drei Soldaten. Einer von ihnen grüßte die Mutter, indem er einen Stock hob. Die Männer in den Anzügen waren dünn, hatten große Augen und komisch geschnittene Haare unter ihren Kappen. ›Die müssen auch zum Friseur‹, dachte das Mädchen. »Guck da nicht hin«, sagte die Mutter. Das Mädchen bekam Angst vor den Männern, die es nicht ansahen und die sich bewegten, als wäre in ihnen niemand mehr zu Hause. Das Mädchen und die Mutter kamen an eine rot-weiße Schranke. Die Mutter musste ein Stück Papier zeigen, auf das eine kleine Fotografie von ihr geklebt war, dann musste sie etwas unterschreiben. Das Mädchen reckte sich und sah den endlosen Zaun entlang. Es wunderte sich, dass kein einziger Vogel auf dem Draht saß. Sie gingen durch die Schranke hindurch, auf einen Torbogen zu, auf dem etwas geschrieben stand. Das Mädchen konnte schon die Buchstaben A und E, weil diese in ihrem Namen vorkamen. »A-e-a-e«, buchstabierte sie. Sie gingen durch den Torbogen hindurch.

Der hellblaue Raum roch nach Seife. Ein Mann in einem weißen Kittel hob das Mädchen auf einen Stuhl und drehte es ein paarmal im

Kreis. Wie auf einem Karussell. Und wie ein Zauberer hatte der Mann plötzlich eine Schere und einen Kamm in der Hand. »Ich möchte Locken«, sagte das Mädchen. Der Mann antwortete etwas in einer fremden Sprache und zeigte auf ein Waschbecken. Das Mädchen bekam Angst, denn Haarewaschen tat in den Augen weh. Aber der Mann führte es zu dem Waschbecken. Er drehte das Wasser an und ließ es warm über die Haare des Mädchens laufen, er spülte und seifte und spülte. Er war vorsichtig. Nicht ein Wasserspritzer gelangte in das Gesicht des Mädchens, das die ganze Zeit die Augen fest zusammenkniff.

Jaschinsky war sein Name gewesen. Das fiel Eva jetzt wieder ein. Sie stand in der ehemaligen Friseurstube des Lagers an dem Waschbecken, das zersprungen war, und erinnerte sich an ihn. Er war ein Häftling gewesen, denn bei einem weiteren Besuch, als einmal der Ärmel seines weißen Kittels hochrutschte, hatte Eva die eintätowierte Nummer bemerkt. Sie hatte darauf gezeigt, und er hatte ihr die Zahlen auf Polnisch vorgelesen. Eva hatte diese wiederholt, um sie nicht zu vergessen. Beim nächsten Mal hatte sie Herrn Jaschinsky zeigen wollen, dass sie die Zahlen behalten hatte. Doch da war er nicht so freundlich gewesen wie sonst. Er hatte normalerweise zwei Helferinnen gehabt, zwei junge Frauen, die die Haare zusammenfegten und Lockenwickler eindrehten. Eine von ihnen hatte ein lustiges Gesicht gehabt, eine Nase, die in die Luft zeigte. An diesem Tag aber war sie nicht da gewesen. Herr Jaschinsky hatte Eva die Haare gewaschen, und sie hatte Seife in das linke Auge bekommen. Er hatte es nicht bemerkt. Eva hätte normalerweise geweint, aber aus irgendeinem Grund war sie stumm geblieben. Doch später, als er ihr das Haar mit einer Brennschere in Wellen legen wollte, hatte er das glühende Metall an ihre Kopfhaut gepresst. Es hatte gezischt und verbrannt gerochen, nach Haaren und Haut. Eva hatte gebrüllt. Die Mutter hatte geschimpft, Herr Jaschinsky hatte sich entschuldigt. Mit Tränen in den Augen. Danach hatte die Mutter Eva nie wieder mitgenommen.

Eva berührte unwillkürlich mit den Fingerspitzen die Stelle über ihrem Ohr, wo die längliche Narbe unter dem Haar lag. Sie schämte sich für ihr kindliches Gebrüll. Was bedeutete dieser kurze Schmerz gegen das, was die Menschen hatten aushalten müssen. Hier. Eine Gestalt erschien in der offenen Tür der Friseurstube. »Wo bleiben Sie denn? Wir brauchen Sie draußen. Wir sind vor Block 11.« Eva folgte David Miller hinaus auf die Lagerstraße.

Am Tag zuvor war Eva als einzige Frau unter 24 Herren über Warschau angereist. Darunter sechs Vertreter der Verteidigung, der Vorsitzende Richter und seine beiden Beisitzer, der Leitende Staatsanwalt, fünf weitere Staatsanwälte, David Miller und zwei

Reporter. Die Reisenden waren vom Flughafen aus sieben Stunden lang mit einem wackeligen Bus über schlecht ausgebaute Straßen gefahren. Als sie in der Kleinstadt angekommen waren, die dem Lager seinen Namen gegeben hatte, war es schon dunkel gewesen. Sie hatten ihre Zimmer in einem einfachen Gasthof am Stadtrand bezogen. Es war wenig gesprochen worden. Alle waren müde gewesen und aufmerksam zugleich. Eva hatte ihr kleines, nur mit dem Nötigsten eingerichtetes Zimmer bezogen. Auf dem schmalen Bett hatte ein zusammengefaltetes Handtuch gelegen, fadenscheinig und von diffus heller Farbe, durch das man beinahe hatte hindurchsehen können. Eva hatte gedacht, ›das Handtuch war sicher schon in Benutzung, als auch das Lager noch in Betrieb war.‹ Sie hatte sich in das Bett gelegt, das Licht gelöscht und versucht zu begreifen, wo sie war. Vor Ort. Sie hatte auf das tapfere Ticken ihres Reiseweckers gelauscht und angenommen, sie würde kein Auge zutun. Aber sie war schnell eingeschlafen, die Nacht war traumlos gewesen. Ein Hahnenschrei hatte sie am nächsten Morgen noch vor ihrem Wecker aus dem Schlaf geholt. Sie war ans Fenster getreten und hatte in den Garten hinter dem Gasthof geblickt, in dem sich der Hahn mit seinen Hennen tummelte. Hinter dem Zaun lag eine sumpfige Wiese, den Horizont säumten Baumreihen, Pappeln, deren Blätter in der Morgensonne gelb leuchteten. Beim Frühstück in der Gaststube, die in ihrer weiß gekalkten Kühle eher an ein neu gebautes Vereinsheim als an ein Wirtshaus erinnerte, hatten die Herren von der Verteidigung zusammen an einem Tisch gesessen. Der Weiße Hase hatte dabei noch häufiger als sonst seine Taschenuhr auf- und zugeklappt. Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes hatten die Vertreter der Staatsanwaltschaft um den Hellblonden Platz genommen. David hatte in sich gekehrt unter ihnen gehockt und seinen Teller nicht angerührt. Der Vorsitzende Richter hatte allein an einem Tisch gesessen und, während er sein Brot aß, in einigen Dokumenten geblättert. ›Ohne ihre Roben sehen sie menschlich aus. Wie Väter und Söhne, Ehemänner und Freunde und Liebhaber‹, hatte Eva gedacht, als sie den dünnen Kaffee trank. Nach dem Frühstück waren sie zu Fuß den Weg bis zum Eingang des Stammlagers gelaufen, vorbei an Einfamilienhäusern, aus denen Kinder mit Ranzen auf dem Rücken herausgekommen waren, auf dem Weg zur Schule, und vorbei an Werkstätten, in denen gearbeitet worden war. Das zunächst lebhafte Gespräch war leiser geworden und verstummte schließlich ganz. Vor dem Tor waren sie auf drei Polen getroffen, ältere Herren in dunklen Mänteln, einer war ein Vertreter der polnischen Regierung, die anderen beiden Mitarbeiter der Gedenkstätte, die sie herumführen würden. Eva hatte übersetzt, was ihr der Vorsitzende Richter sagte, dessen Gesicht aus der Nähe nicht mehr wie das des Mannes im Mond aussah, sondern

alltäglich: »Wir wollen uns ein umfassendes Bild von den Umständen im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau machen.« Die Mitarbeiter hatten sie daraufhin fast mitleidig angesehen. Eva war zusammen mit der Delegation unter der Schrift des Torbogens hindurch in das Lager eingetreten. Es waren zahlreiche Fotografien gemacht worden, von den beiden Reportern, aber auch von einem der Staatsanwälte. Der Weiße Hase hatte mit einem Maßband hantiert und war mit einem Kollegen die Wege zwischen den einzelnen Blöcken abgeschritten. Er hatte die Entfernungen und Blickwinkel notiert. Er wollte den im Gericht verwendeten Lagerplan als unbrauchbar entlarven. Eva hatte die Ausführungen der Mitarbeiter übersetzt und sich umgeschaut, ohne etwas wiederzuerkennen. Bis sie eines der zweistöckigen Backsteinbauten an der Lagerstraße betreten hatten. »In diesen Räumen war das Standesamt des Lagers. Und hier war eine Friseurstube. Hier haben sich die SS-Leute und ihre Frauen von Häftlingsfriseuren kostenlos die Haare schneiden lassen.« Die Herren hatten sich in dem hellblau gekachelten Raum nur flüchtig umgesehen. Doch Eva war allein zurückgeblieben, sie hatte die blinden Spiegel und die verstaubten Drehstühle betrachtet und sich an Herrn Jaschinsky erinnert.

Eva folgte David in Richtung des Blocks 11. Er rannte beinahe, und Eva kam kaum hinterher. Die Gruppe war um eine Hausecke verschwunden, sie waren einen Moment lang allein auf der Lagerstraße. »Warten Sie doch, David …« Eva holte ihn ein und hakte sich bei ihm unter. Er sah sie mit einem schnellen Seitenblick an. »Wie finden Sie das, Eva, dass wir hier einfach so langgehen können? Als freie Menschen?« Er wartete ihre Antwort nicht ab. »Womit haben gerade wir das verdient? Ich finde das obszön.« Er machte sich von ihr los, drehte nach rechts ab und verschwand zwischen zwei Backsteingebäuden. Eva ging ihm nach. Dort standen die Herren der Delegation vor einer gemauerten Wand. Sie wirkten ratlos und beschämt. Eva kam näher, und der Hellblonde wandte sich an sie. Sie solle den Mitarbeitern bitte erklären, dass sie leider nicht daran gedacht hätten, einen Kranz mitzubringen. Eva sah, dass vor der Wand einzelne Blumen lagen, einige Grabkerzen brannten und zwei Kränze abgelegt worden waren, einer davon trug einen Davidstern auf der Schleife. Eva übersetzte, einer der Mitarbeiter machte eine unbestimmte Geste. Der Vorsitzende Richter erklärte dann, sie würden eine Schweigeminute abhalten. Eva sah, dass der Verteidiger mit seinen Kollegen kurz diskutierte. Aber schließlich stellten auch sie sich mit gesenkten Köpfen und verschränkten oder gefalteten Händen auf und dachten daran, was sie in den letzten Monaten von den Zeugen erfahren hatten, an das, was diese mit eigenen Augen gesehen hatten. Sie schwiegen und dachten an die Menschen, die sich hier vor der

Wand hatten aufstellen müssen, deren nackte Körper vorher mit einer großen Zahl markiert worden waren, um später die Identifizierung der Hingerichteten im Krematorium zu erleichtern, sie schwiegen und dachten an die 20 000 Männer, Frauen und Kinder, die grundlos erschossen worden waren.
Obwohl die Besucher später sprachen, während sie weiterliefen, durch den Block 11, durch das Verhörzimmer der Bestie, durch den Krankenblock, wo die Versuche gemacht worden waren, über den Appellplatz, wo die Menschen zusammengebrochen, erschossen und erschlagen worden waren, zu den Baracken, wo die Menschen eingepfercht gewesen waren, wo sie starben an Krankheit und Hunger, schwiegen sie innerlich weiter. Niemand von ihnen blieb mehr unberührt. Der Himmel war so wolkenlos, als sollte ihnen nichts verborgen bleiben. »Badewetter«, sagte einer der Reporter und fotografierte. Einer der Mitarbeiter führte sie in eine der Holzbaracken. Sie gingen langsam den langen Mittelgang entlang, links und rechts standen die dreistöckigen Holzgestelle, auf denen die Menschen versucht hatten zu schlafen, ein wenig Ruhe zu finden, Kraft zu schöpfen, abwechselnd, dicht nebeneinander, übereinander. An einem der hinteren Betten ging der Mitarbeiter in die Hocke und zeigte in die Nische über der unteren Pritsche. Sie beugten sich zu ihm und sahen ihm über die Schulter. Eva verstand zunächst nicht, was es zu sehen gab außer einer rohen Holzwand, durch die in den Wintern die Eiseskälte hereingepfiffen haben musste. Doch da folgte sie dem Fingerzeig des Mitarbeiters und erkannte die verblasste Schrift auf dem Holz. Jemand hatte auf Ungarisch an die Wand geschrieben: ›Andreas Rapaport, gelebt 16 Jahre.‹ Der Mitarbeiter las die Inschrift vor, und die Besucher, die sich wie in einer Traube um das Stockbett herum gesammelt hatten, wiederholten leise den Namen und erinnerten sich, wie der Zeuge von Andreas Rapaport erzählt hatte, der mit seinem Blut seinen Namen an die Wand geschrieben hatte, der nur sechzehn Jahre gelebt hatte.
Eva verließ die Baracke und weinte. Sie konnte nicht mehr aufhören. Der Mitarbeiter trat zu ihr und sagte: »Ich habe das schon oft erlebt. Man kann alles über Auschwitz wissen. Aber hier zu sein, das ist noch einmal etwas ganz anderes.«

In der Baracke war nur David zurückgeblieben. Er stand vor der Pritsche, auf der Andreas Rapaport gelegen hatte. Dann kniete er auf dem Boden nieder und legte die Hand auf das Holz.
Am Nachmittag nach einer Mittagspause, an die sich Eva später nicht mehr erinnern konnte, besichtigten sie das Vernichtungslager, das zwei Kilometer vom Stammlager entfernt lag. Eva hatte ein blaues Heft mitgenommen, um am Abend im Gasthof ihre Eindrücke aufzuschreiben und diese so vielleicht aus dem Kopf zu bekommen.

Doch nachdem die anderen und sie mehrere Stunden über das Gelände gelaufen waren, an dem lang gestreckten Gebäude mit seinem prägnanten Turm in der Mitte entlang, unter dem die Gleise hindurchliefen, nachdem sie von der Rampe aus den letzten Weg gegangen waren, den die Menschen genommen hatten, nachdem sie im Birkenwald unter den Bäumen gestanden hatten, unter denen die Menschen die letzten Augenblicke ihres Lebens verbracht hatten, nachdem sie wie diese die Vögel in den Wipfeln hatten singen hören, unter dem wolkenlosen Himmel, nachdem sie den Eingang zur Kammer gesehen hatten, nachdem sie die Unumkehrbarkeit erkannt hatten, als Eva gesehen hatte, wie David und der Hellblonde nah und reglos beieinanderstanden, wie der Verteidiger, der Weiße Hase, der wie sie alle nur noch voller Demut war, dem Vorsitzenden Richter auf einen Baumstumpf geholfen hatte, als sie gesehen hatte, wie die Männer weinten, da wusste Eva, für dieses würde sie keine Worte finden.

Teil 4

In der Dämmerung, während sich die Männer in der Gaststube versammelten, verließ Eva den Gasthof. Sie wollte das Haus aufsuchen, in dem sie mit ihren Eltern vier Jahre lang gelebt hatte. Es gab keine Straßenlaternen, und Eva stolperte durch den dunkler werdenden Abend. Sie erreichte die äußere Grenze des Lagers und folgte dieser in westlicher Richtung. Alle fünfzig Meter hing ein Schild mit einem Totenkopf darauf am Zaun. »Hochspannung. Lebensgefahr.« Obwohl Eva wusste, dass der Draht nicht mehr unter Strom stand, hörte sie ihn summen. Der Weg war unbefestigt, einmal knickte sie um. Der Zaun wurde zu einer Betonmauer. Sie glaubte schon, sie wäre in die falsche Richtung gelaufen. Da tauchten vor ihr Lichter auf, und sie erkannte im Näherkommen eine Reihe von einzelnen Häusern. Eines der kleineren hatte ein auffallend spitzes Dach. Eva blieb an der niedrigen Hecke stehen, die den Vorgarten einfasste, und blickte durch ein großes Fenster in ein beleuchtetes Zimmer. Dort saßen drei Menschen an einem Tisch und aßen zu Abend. Ein Mann, eine Frau und ein Kind. Eine Familie. Eva ging ein Stück weiter zum Nachbarhaus hinüber, das der Hauptangeklagte mit seiner Frau bewohnt hatte. Es lag im Dunkeln. Neben dem Haus, dort, wo das Rosenbeet gewesen war, stand ein Wagen auf einer betonierten Fläche. »Hallo, Sie? Suchen Sie jemanden?«, rief eine Stimme auf Polnisch. Eva wandte sich um und sah, dass der Mann, der eben noch am Tisch gesessen hatte, vor die Tür getreten war. Er hatte misstrauisch geklungen. Eva ging ein Stück auf ihn zu und antwortete, sie sei aus Deutschland, sie sei hier mit einer Delegation … Sie wollte ihm noch mehr erklären, aber der Mann unterbrach sie. Ja. Man wisse Bescheid über den Besuch aus Westdeutschland. Seine Stimme hörte sich jetzt neugierig an. Inzwischen war seine Frau neben ihm in der Tür erschienen. Eva sah, dass sie schwanger war. Die Frau fragte, ob Eva nicht hereinkommen wolle. Eva wehrte zunächst ab, doch die beiden blieben hartnäckig und zeigten die sprichwörtliche polnische Gastfreundschaft. Schließlich trat Eva über die Schwelle in das Haus und erblickte als Erstes die Jahreszahl, die in einen Stein des Fußbodens eingemeißelt war. ›1937‹. Sie erinnerte sich, wie sie als Kind mit dem Finger die Zahlen entlanggefahren war. Und wie kalt sich der Boden unter ihren Knien angefühlt hatte. Selbst im Sommer. Es war das richtige Haus.

Das polnische Kind erschien in der Tür, ein Stück Brot in der Hand, und starrte Eva neugierig an. Es hatte halblange Haare, und Eva konnte nicht sagen, ob es sich um ein Mädchen oder einen Jungen handelte. Eva nickte ihm freundlich zu und wurde in die Stube geführt. Sie bekam einen Teller und eine große Portion Eintopf. Sie aß aus Höflichkeit. Kartoffeln mit Speck und Kohl. Das Kind wühlte Spielzeug aus einer Kiste, die unter dem Fenster stand: Bauklötze, eine

bunte Stoffpuppe, Holzperlen, die über den Boden kollerten. Der Mann erzählte, er sei Restaurator. Seit einem halben Jahr arbeite er hier. Es sei seine Aufgabe, die Asservaten zu konservieren. Das sei nicht einfach: Die Haare würden von Milben zerfressen, der Rost würde an den Brillengestellen nagen, die Schuhe würden vom Schimmel zersetzt oder von den Salzen, die typisch sind für menschlichen Schweiß. Die Frau schlug scherzhaft nach ihrem Mann, er solle mit diesem Thema beim Essen aufhören. Der Mann entschuldigte sich. Eva sah sich um und erkannte nichts wieder. »Haben Sie hier renoviert?« Der Mann nickte und erklärte mit schlecht verborgenem Stolz, nichts wäre mehr wie zuvor. Er hätte Wände eingerissen, neue Fußböden und neue Fenster eingesetzt, tapeziert, gestrichen. Die Frau verdrehte die Augen in Erinnerung an das Chaos. Sie bat Eva, sie solle von Westdeutschland erzählen, ob es wirklich so golden sei, ob alle so reich wären. Der Mann fragte nach dem Prozess und wollte wissen, ob diese SS-Männer denn die Todesstrafe bekämen. Eva antwortete, die gebe es in Deutschland nicht mehr. Die Frau sagte: »Schade.« Dann begann sie, den Tisch abzuräumen. Eva stand ebenfalls auf, um sich zu verabschieden. Im Flur war sich Eva nicht mehr sicher, ob es sich um das richtige Haus handelte. Bestimmt gab es noch andere aus diesem Baujahr, mit dieser Jahreszahl. Sie schüttelte dem Paar die Hand, wünschte ihnen alles Gute und bedankte sich. Da kam das Kind angelaufen, es hatte die rechte Hand geballt und hielt diese Eva ausgestreckt hin. Eva zögerte, dann hielt sie ihre Hand unter die Faust. Das Kind öffnete die Finger und ließ etwas in Evas Hand hineinfallen. Etwas kleines Rotes. Der Mann blickte darauf. »Was ist das denn?« Auch die Frau zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht, woher das kommt. Ich glaube, es soll ein Geschenk für Sie sein.« Sie lächelte. Eva schluckte und sagte zu dem Kind: »Danke schön.«

In ihrer Hand lag der fehlende Teil der Pyramide, die Gabe des Mohrenkönigs, das kleine rote Päckchen aus Holz.

Die Gaststube war weißlich eingefärbt vom Rauch der Zigaretten, aus einem unsichtbaren Radio kam eine Stimme, der niemand zuhörte. Es roch nach Bier, Schnaps und Männerschweiß. Die Staatsanwälte hatten sich zusammen mit den Verteidigern an einen Tisch gesetzt, nur der Weiße Hase war nicht dabei. Auch der Vorsitzende Richter hatte sich schon hingelegt. Man erzählte sich Witze und komische Geschichten, gegen den Ort an, der draußen vor den trüben Fensterscheiben lag. Der Hellblonde hatte gelesen, dass die Arabische Liga einen Importboykott gegen die Londoner Regenmantel-Firma Burberry’s verhängt habe. Weil eines der Vorstandsmitglieder Jude sei. Daraufhin habe die Firma mitgeteilt, dass es in arabischen Ländern ohnehin selten regnen würde. Man habe bisher sowieso lächerlich wenig Regenmäntel dorthin exportiert und könne mit dem

Boykott leben. Alle lachten laut. David saß unter den Männern und hörte nicht zu. Er hatte ein Bild fixiert, das an einer Wand hing. Es zeigte einen vierspännigen Schlitten, der über eine vereiste Ebene fuhr. Der Kutscher schwang die Peitsche, die Pferde bäumten sich auf. Der Atem dampfte beunruhigend aus ihren riesenhaften Nüstern. Sie mussten ein Ziel erreichen. David schloss die Augen, er sehnte sich nach Sissis Umarmung, nach ihrer knochigen Brust, ihrem leicht muffig-süßen Geruch nach Rosinen. Dabei hatte er die als Kind gar nicht gemocht. Der Hellblonde beobachtete ihn, er stieß mit seinem Bierglas an Davids Glas. Der öffnete die Augen und trank. Eva erschien in der Tür. Sie zögerte und wollte auf ihr Zimmer gehen, doch da hatte einer der jungen Reporter sie schon entdeckt und winkte sie heran. »Fräulein Bruhns! Leisten Sie uns Gesellschaft!« Eva trat in den Gastraum, in den bekannten Geruch. Sie blickte nach rechts zum Tresen und sah für einen Moment ihre Mutter dort stehen: lächelnd, mit ihrem ›Zuckergesicht‹, wie Stefan es nannte, die Augen müde, aber sehnsuchtsvoll. Und ihr Vater, der blickte gerade aus seiner Küche, mit rotem Gesicht, und taxierte die Gäste. Sind alle zufrieden?

Eva ging zu den Männern an den Tisch, die ihr eifrig Platz machten. Sie setzte sich und fand sich David gegenüber. Sie sahen sich an. In dem Lärm um sie herum, der die Gedanken an den Tag vertreiben sollte, erkannten sie sich in der Hilflosigkeit des anderen. Sie lächelten gleichzeitig. Sie waren froh, nicht mehr allein zu sein.

Da betrat der Verteidiger den Gastraum und kam heran. Der Weiße Hase sah desolat aus, als ließe er die langen Ohren hängen, dachte Eva. Man sah fragend zu ihm auf, und er erklärte, seine Taschenuhr wäre fort. Er hätte sie im gemeinschaftlichen Badezimmer auf den Rand des Waschbeckens gelegt und dort vergessen. Als er das nach einer halben Stunde bemerkt hätte, wäre die Uhr verschwunden gewesen. Der Weiße Hase sah in die Runde: Ob einer der Herren oder die Dame die Uhr genommen hätten? Alle schüttelten einhellig die Köpfe. Er wandte sich an Eva: Ob sie bitte mit den Wirtsleuten sprechen und sie nach der Uhr fragen könnte? Eva stand auf und trat an den Tresen. Aber der Wirt und seine Frau zuckten nur mit den Schultern. Sie wüssten nichts von einer Uhr. »Wer’s glaubt, wird selig!«, sagte der Verteidiger dann und setzte sich schwer auf den Stuhl neben Eva. Einer der Reporter machte einen Witz über die Polen, die klauten wie die Raben, das wäre ja bekannt. Es wurden weitere erzählt. Der Verteidiger lachte nicht, sondern tastete immer wieder ungläubig nach seiner Westentasche. Er wandte sich an Eva, die neben ihm saß: Die Uhr habe er zu seinem Examen von seiner Mutter geschenkt bekommen. Eine einfache Frau, die dafür ihren Schmuck verkauft hatte. Ihr Sohn sollte eine Uhr haben, die ihm im

Gericht keine Schande machte, hatte sie gesagt. Eva sah, dass der Weiße Hase Tränen in den Augen hatte. Der Hellblonde bestellte eine weitere Runde Pils. Dazu Wodka. Er stieß wieder mit David an. Eva nippte an ihrem Glas, dann kippte auch sie die scharfe Flüssigkeit hinunter. Zwei ältere Männer in dunklen Pullovern betraten die Gaststube. Sie setzten sich an den Tresen, doch als sie bemerkten, dass an Evas Tisch Deutsch gesprochen wurde, kam einer von ihnen heran. Er hatte einen breiten Kopf und sah trotz seines Alters kräftig aus. Er fragte, was sie hier wollten. Eva übersetzte. Man bot ihm einen Platz an Evas Seite an. Er setzte sich, während sich der andere Mann an den Tresen lehnte. Der Pole sagte, er glaube nicht, dass ausgerechnet die Deutschen selbst Gerechtigkeit üben könnten. Eva übersetzte weiter: »Das ist doch nur ein Schauprozess, der euer Gewissen beruhigen soll.« Die Männer am Tisch waren zunächst verblüfft, fühlten sich brüskiert und sprachen dann alle durcheinander. Eva wusste nicht, wessen Antwort sie zuerst übersetzen sollte. Der Pole sprach weiter: Er sei selbst Häftling gewesen, das Leid sei nicht zu sühnen. Da sagte David unangemessen laut: »Ich bin Jude!« Der Pole, der ihn auch ohne Evas Übersetzung verstanden hatte, zuckte mit den Schultern und fragte in gebrochenem Deutsch: »Bist du in Lager gewesen?« David wurde bleich, der Hellblonde richtete sich auf und sah ihn aufmerksam an. Doch David schwieg, der Pole sprach weiter: »Nein? Hast du Familie verloren?« David begann zu schwitzen. Der Hellblonde wollte etwas einwerfen, aber der Pole sagte: »Auch nicht? Dann hast du keine Ahnung!« Da stand David plötzlich auf und stieß dem Polen mit der flachen Hand gegen die Brust, der kippte mit seinem Stuhl nach hinten, fing sich aber gerade noch. Einige der Männer am Tisch erhoben sich alarmiert, auch Eva stand auf. Der Mann vom Tresen kam langsam heran und krempelte sich dabei die Ärmel hoch. Der Pole baute sich drohend vor David auf: »Was willst du? Eine Abreibung? Die kannst du haben!« Der Hellblonde legte dem Polen die Hand auf den Arm. »Bitte. Ich entschuldige mich für meinen Mitarbeiter, beruhigen Sie sich. Es tut uns leid!« Eva übersetzte und fügte auf Polnisch hinzu: »Sie haben recht, wir können nichts wiedergutmachen.« Der Pole sah Eva an, er zögerte. David dagegen gab sich kampfbereit: »Na los, was ist?! Jetzt schlagen Sie schon zu!« Der Hellblonde griff ihn am Arm. »Hören Sie auf, David! Entschuldigen Sie sich bei dem Herrn!« Doch da riss David sich los, drehte sich um und lief hinaus. Eva wechselte einen Blick mit dem Hellblonden, der David in einem ersten Impuls folgen wollte. Aber er zwang sich, stehen zu bleiben und sagte dann: »Gehen Sie.«

Ein matter Vollmond erhellte die Straße vor dem Gasthof. Eva sah sich nach David um. Er schien verschwunden. Doch da hörte sie in der Nachtstille einen dumpfen Schlag und ein Wimmern. Sie folgte den

Geräuschen hinter den Gasthof. David stand nah vor einer Wand, und als sie näher kam, schlug er ein zweites Mal seine Stirn gegen die Steine. Er jammerte. »David! Was tun Sie da?!« Eva packte Davids Schultern, seinen Kopf und wollte ihn festhalten. Doch er stieß sie mit den Ellenbogen fort, beugte seinen Kopf nach hinten und schlug ihn ein drittes Mal gegen die Wand. Er stöhnte vor Schmerzen. Eva wollte sich zwischen ihn und die Mauer stellen, aber er brüllte sie an, sie solle ihn lassen, und gab ihr eine Ohrfeige, dass sie der Länge nach hinfiel. Sie lag einen Moment auf dem kalten Boden, ihre Wange brannte, und plötzlich war ihr alles gleich. Sie stand auf, klopfte ihren Rock sauber und sah zu, wie David noch einmal seinen Kopf mit voller Wucht gegen die Steine stieß und wie ein Sack zur Seite fiel. Eva kniete sich neben ihn und drehte ihn auf den Rücken. Sein Gesicht war dunkel von Blut. »David? Sag etwas! Kannst du mich hören?!« David blinzelte. »Ich habe Kopfschmerzen.« Eva zog ein Taschentuch aus ihrer Rocktasche, sie bettete Davids Kopf in ihren Schoß und wischte ihm das Blut ab, so gut es ging. David sah den schwarzen Umriss ihres Kopfes, dahinter über ihrer Schulter den Vollmond, der auf ihn herabsah wie der Vorsitzende Richter. David gluckste. Dann sagte er: »Ich habe gar keinen Bruder. Ich habe zwei ältere Schwestern. Sie leben in Kanada. So wie meine Eltern und der Rest meiner Familie.« Eva hörte zu, wie David weitererzählte, dass die Müllers ’37 nach Kanada ausgewandert waren, problemlos, sie hatten sogar ihr Vermögen retten können. Nicht einmal Verwandte waren von der Vernichtung betroffen gewesen. David richtete sich auf und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Mauer. Eva kniete neben ihm und sagte, es sei ein Glück, dass er und seine Familie verschont geblieben wären. Aber David erwiderte, sie würde das nie verstehen, wie grundschlecht man sich fühle. Er sei Jude, da seine Eltern jüdisch seien. Aber er sei nie gläubig erzogen worden. Er habe erst in Deutschland versucht, im Glauben zu leben. Aber dieser Gott, der habe ihn ignoriert. »Und ich weiß auch, warum. Ich gehöre nicht dazu.«

Als die Dämmerung kam und der Hahn aus dem Hühnerstall kletterte, um sich auf seinen Morgenschrei vorzubereiten, half Eva David in sein Zimmer, das ebenso klein war wie das ihre. Sie legte ihn auf das Bett und nahm sein fadenscheiniges Handtuch. Das befeuchtete sie im Badezimmer und kühlte damit sein geschwollenes Gesicht. Sie saß auf seiner Bettkante und dachte darüber nach, was er ihr erzählt hatte, und dass selbst die Verschonten, selbst deren Kinder und Kindeskinder, mit diesem Ort schmerzhaft leben mussten. Eva nahm Davids Hand und streichelte sie. Er zog sie zu sich auf das schmale Bett. Und dann taten sie das Einzige, was man dem allen vielleicht entgegensetzen kann: Sie liebten sich.

Die Delegation war zur Abreise bereit und stand im Sprühregen vor dem Gasthof. Als Eva mit ihrem Koffer aus der Eingangstür trat, übernächtigt, aber ordentlich frisiert und in einer frischen Bluse, kam der Hellblonde heran. »Wo ist David?« Eva wunderte sich. Als sie von der Geschäftigkeit vor der Zimmertür geweckt worden war, hatte David nicht mehr neben ihr gelegen. Sie war davon ausgegangen, ihn vor dem Gasthof zu treffen. Der Hellblonde sah auf die Uhr. Der Bus käme in zwanzig Minuten. Die Zeit verrann, und kein David erschien. Eva ging noch einmal in sein Zimmer. Dort zog ein Zimmermädchen das Bett ab. Es sah Eva mit einem gleichgültigen Blick an. Eva war schon kein Gast mehr, zu dem man höflich sein musste. Eva blickte sich um, öffnete den windschiefen Schrank. Kein Koffer, keine Kleidung. Sie fragte, ob das Zimmermädchen etwas gefunden hätte. Die junge Frau zuckte nur mit den Schultern. Vor dem Haus war der Bus angekommen und wartete mit laufendem Motor. Der Fahrer verstaute die Koffer im Gepäckraum des Fahrzeugs. Die Männer kletterten nacheinander auf ihre Sitze. Der Hellblonde stand am Bus und sah Eva entgegen. Sie schüttelte ratlos den Kopf. »Er ist weg. Und seine Sachen.« Der Verteidiger, der als Letzter aus dem Gasthof eilte, da er auf einem ordentlichen Frühstück bestanden hatte, bekam Evas Äußerung mit und sagte bitter: »Den haben die Polen auch geklaut.« Er übergab dem Fahrer seinen Koffer und stieg in den Bus. Der Hellblonde folgte ihm, und Eva sah, wie er sich im Bus mit dem Vorsitzenden Richter besprach, der sah auf seine Uhr und sagte etwas. Der Hellblonde kam wieder zu Eva hinaus und meinte, sie könnten höchstens noch eine halbe Stunde warten. Sie müssten den Flug erreichen, da ihre Visa abliefen. Seine Stimme klang besorgt. Er bot Eva eine Zigarette an, die sie ablehnte, zündete sich selbst eine an und rauchte. Der Busfahrer schaltete den Motor aus. Es wurde friedlich, der Hahn stolzierte inmitten einiger Hühner über die Straße und verschwand mit ihnen auf der anderen Seite in einem Gebüsch. Eva hob ihr Gesicht zum Himmel. Der Sprühregen war wie ein zartes Tasten auf ihrer Haut. Sie warteten.

Auf dem Rückflug fiel Eva in einen Halbschlaf. Sie wusste, wo David war: in einem Kanu auf einem weiten See in Kanada, in dem sich der ganze Himmel spiegelte. Eva wurde wach und blickte hinaus in die Wolken. Sie musste an Toker denken, den ersten Dackel, den sich die Familie angeschafft hatte. Sie war elf Jahre alt gewesen und in die Mittelschule gekommen. Dort fiel es ihr schwer, Freundinnen zu finden. Da hatte sie eines Tages Toker mit in die Schule genommen, um das Eis zu brechen. Es hatte funktioniert. Doch auf dem Rückweg von der Schule war Toker überfahren worden. Er war nicht mal ein Jahr alt geworden. Beim Unterricht der Vorkonfirmanden hatte Eva Pastor Schrader gefragt: »Wie kann der liebe Gott so etwas zulassen?«

Der Pastor hatte sie angesehen und gesagt: »Es ist nicht Gott, der für das Leid in der Welt verantwortlich ist. Es ist der Mensch. Wie konntest du das zulassen?« Von diesem Moment an hatte Eva den Pfarrer nicht mehr gemocht, sie äffte hinter seinem Rücken seinen schiefen Gang nach, sie erzählte, dass er sich nicht waschen würde. Was geglaubt wurde, da er immer ein wenig verwahrlost aussah. Eva wandte sich vom Fenster ab und dachte, sie würde sich bei ihm gleich in der nächsten Woche entschuldigen. Und dann verstand sie, warum niemand der Angeklagten seine Schuld eingestand. Warum sie immer nur einzelne Taten zugaben, oder nicht einmal das. Wie soll ein Mensch es aushalten, für den Tod von Tausenden von Menschen verantwortlich zu sein?

Am Flughafen stand Sissi hinter der Absperrung und wartete. Das Erste, was sie David erzählen wollte, sie konnte es kaum erwarten,, war, dass ihr Sohn in der Mittelschule in seiner ersten Deutscharbeit eine Drei geschrieben hatte. Er war doch klug, sie hatte es immer gewusst. Sissi trug ihr anständiges Kostüm unter einem neuen Mantel in Papageienfarben. Der war ein wenig zu groß, abgelegt von einer Kollegin, aber Sissi fühlte sich schön darin. Schön und mondän. ›Er ist genau passend für einen Flughafen!‹, dachte sie. Die ersten Passagiere traten durch die elektrische Schiebetür, es waren fast ausschließlich Herren in dunklen Wettermänteln. Verheiratete. Gutsituierte. Dann kam eine junge Frau mit einem unmodischen Haardutt, bestimmt aus anständigem Haus, mit einem Gesicht, als horche sie tief in sich hinein. Vielleicht hatte sie auch eine abgeschlossene Kammer in sich. Sie ging an Sissi vorbei, ohne sie anzusehen. Nur noch wenige Menschen kamen aus der Schiebetür. Die Empfangshalle leerte sich, die Reisenden, wiedervereinte Familien, Freunde und Paare trudelten ineinandergehängt hinaus zu den Parkplätzen. Sissi blickte auf die Tür, die sich nicht mehr öffnete.

Ein gelber Wagen wartete vor dem Flughafen. ›Jürgen‹, dachte Eva und merkte, dass sie sich freute. Doch da erkannte sie auf dem Rücksitz die knorrige Gestalt des Generalstaatsanwalts. Am Steuer saß ein Chauffeur. Der Hellblonde kam heran und bot Eva an, sie mit in die Stadt zu nehmen. Er ließ sie auf dem Beifahrersitz Platz nehmen, während er sich nach hinten setzte, um seinem Chef Bericht zu erstatten. Der Wagen fuhr ab. Der Hellblonde erzählte, einige Zeugenaussagen hätten widerlegt werden können, was bestimmte Entfernungen oder Blickwinkel anginge. Die meisten hätten sich aber bestätigt. Außerdem hätten sie von den polnischen Behörden neue belastbare Dokumente erhalten. Fahrgenehmigungen, vom Hauptangeklagten unterschrieben. Der Hellblonde reichte dem Generalstaatsanwalt eine Mappe, die dieser durchsah. Eva blickte durch die Windschutzscheibe in den dichter werdenden Verkehr ihrer

Heimatstadt. Sie fürchtete sich vor dem Wiedersehen mit ihren Eltern und war dankbar für jede rote Ampel. Als sie in die Berger Straße einbogen, berichtete der Hellblonde noch von einem unvorhergesehenen Vorkommnis: Sie hätten einen Reiseteilnehmer verloren. Der Generalstaatsanwalt wusste sofort, um wen es sich handelte. Dieser kanadische Jude. »Was ist dem denn wieder eingefallen?« Der Hellblonde sagte, sie hätten vor dem Abflug in Warschau die polnische Sicherheitspolizei informiert. Es würde eine Suche durch die Polizei vor Ort eingeleitet werden.
Vor dem ›Deutschen Haus‹ stieg Eva aus dem Wagen und wunderte sich. Durch die Fenster der Gaststätte erkannte sie Menschen, Gäste, die an den Tischen saßen. Eva sah auf ihre Armbanduhr. Es war kurz vor zwei. Mittagszeit. Sie entdeckte ihre Mutter hinter der Scheibe, Edith war mit ein paar Tellern auf dem Arm stehen geblieben und blickte zu Eva hinaus. Sie sah ängstlich aus, als ob sie fürchtete, dass Eva sie nicht grüßen würde. Eva hob leicht die Hand. Dann entschloss sie sich, das Wiedersehen gleich hinter sich zu bringen, und betrat den Gastraum, ihren Koffer in der Hand. Edith servierte die Teller. Eva blieb an der Tür stehen. Auf dem Tresen stand ein rosa Schwein aus Porzellan, das neu war. Edith kam heran. »Guten Tag, Mutti.« Edith wollte Eva umarmen, aber die streckte abwehrend die rechte Hand aus. Sie schüttelten sich die Hände. Dann nahm Edith den Koffer und trug ihn zur Tür zum Treppenhaus. Eva folgte ihr. Im Vorbeigehen sah sie, dass am Sparschwein ein Zettel klebte: ›Familie Giordano‹. Edith sagte, wobei sie sich nach hinten zu Eva umwandte: »Ja, dein Vater hat es gemacht. Ich habe ihm abgeraten, aber du weißt ja, was er für einen Dickkopf hat.« Vor der Tür blieben sie stehen. Edith trat nah an Eva heran und flüsterte: »Und guck dich mal um. Wie das gleich wieder angenommen wird. Hier um die Ecke ist jetzt eine Versicherung. Das sind die drei Tische da. Tresen mache ich übrigens selbst.« Eva schwieg immer noch. »Hast du schon mittaggegessen? Gibt Rouladen. Das Fleisch ist so,« Die Mutter formte Daumen und Zeigefinger zu einem Oval und küsste die Fingerspitzen. Dabei schaukelten ihre Ohrringe. Eva sagte: »Ich sage ihm erst mal Guten Tag.« Dann ging sie in die Küche, die Mutter folgte ihr auf dem Fuß, als habe sie Angst, Eva könnte es sich anders überlegen und weglaufen. Der Vater stand gerader als sonst an seinem Herd und rüttelte an einem großen Topf, in dem er die Rouladen anbriet. Zwischendurch rührte er in einer ovalen Kasserolle die Soße um. Es blubberte. Qualm stieg auf und hüllte den Vater ein. Frau Lenze löffelte eilig Kartoffelmus auf sechs Teller, die in einer Reihe auf dem Anrichtetisch standen, dann füllte sie Gurkensalat in Schälchen. »Tag, Frau Lenze, Tag, Vati.« Frau Lenze sah auf. »Ach, das Mädchen! War's schön gewesen? Gut erholt in der Sonne?« Eva blickte sie irritiert an.

Edith erklärte eilig: »Frau Lenze meint, an der See.« Der Vater zog den Topf von der Flamme und kam heran. Er sah schlecht aus, seine Augen waren blutunterlaufen, das Gesicht rotblau. Aber er versuchte, stolz zu strahlen. »Ich habe es gewagt! Dieses Korsett ist Gold wert. Hast du gesehen, wie belegt wir sind? Achtzehn Rouladen sind schon rausgegangen.« Eva sah ihren Vater nur an. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. »Aber für dich habe ich noch eine! Setz dich man draußen hin. Dann kriegst du die schönste! Grade richtig braun.« Er wandte sich schnell wieder seinem Herd zu.

Im Gastraum nahm Eva an einem der hinteren Tische Platz. Die Mutter wischte mit ihrem Geschirrhandtuch einmal über die dunkle Holzplatte. »Ich bringe dir einen Schoppen vom Weißen.« Es war eine Feststellung und keine Frage. Eva sagte nichts. Die Mutter ging zum Tresen und nahm unterwegs neue Bestellungen auf. Eva beobachtete die aufgeräumten Gäste, denen ihr Vater Leib und Seele zusammenhielt. Ihr fiel jetzt ein, dass sie während der Mittagspause im Lager im ehemaligen Offizierskasino gegessen hatten. Sie erinnerte sich, dass keiner von ihnen viel zu sich genommen hatte. David hatte sie beim Hinausgehen leise und ohne Unterton gefragt, ob sie nicht einmal in die Küche sehen wollte. Eva hatte den Kopf geschüttelt und war ins Freie geflüchtet, um dort festzustellen, dass ihre Beklommenheit nur noch größer wurde. Ihre Mutter servierte ihr den Wein und stellte ihr einen Teller hin. »Kartoffelmus ist mit extraviel Butter, soll ich dir von Vati sagen«, sagte Edith. Eva blickte auf den Teller, auf dem eine Roulade in sämiger Soße lag, daneben ein Berg hellgelber Brei. Der Vater erschien in der Küchentür und beobachtete Eva. Die Mutter stand hinter dem Tresen, zapfte und sah dabei zu Eva hinüber. Eva nahm ihre Gabel in die linke und das Messer in die rechte Hand. Sie schob die Gabel in das Kartoffelmus. Die Zinken verschwanden im Brei, auf dem das Fett glänzte. Sie zog die Gabel wieder heraus. Sie schnitt eine Scheibe von der Roulade ab, die aus ihrem Inneren zu dampfen begann wie ein lebendiger Leib. Eva führte den aufgespießten Bissen zum Mund. Sie roch das Fleisch bis hinauf in die Stirn. Etwas kroch von innen aus ihrem Magen langsam hoch in ihren Rachen. Eva legte das Besteck ab und nahm einen Schluck Wein, der wie Essig schmeckte. Eva schluckte und schluckte. Sie sah im Augenwinkel ihren Vater in der Tür, der versuchte, ihren Blick aufzufangen. Er wollte wissen, wie es ihr schmeckte. Auch die Mutter kam langsam heran. Eva hatte den Eindruck, dass die Gäste an den anderen Tischen aufhörten zu sprechen und zu essen und ebenfalls erwartungsvoll zu ihr herübersahen. Sie wollte rufen: »Es tut mir leid!« Aber ihr Mund war voller Speichel gelaufen, den sie nicht mehr hinunterbekam. Da wurde der Filzvorhang an der Tür auseinandergeworfen. Stefan stürmte herein. Er trug seinen

Schulranzen auf dem Rücken, sah sich um, entdeckte Eva und kam an ihren Tisch gelaufen. Dabei schrie er: »Wir haben wieder Miiiiittaaaagstiiiiisch!«, als hätte die Familie im Lotto gewonnen. Edith fing ihn ab und legte den Finger auf den Mund. »Psst.« Dann führte sie ihn zu Evas Tisch und nahm ihm den Schulranzen ab. »Habt ihr endlich das Diktat wieder?« Aber Stefan überhörte die Frage, bleckte nur kurz die Zähne und hängte sich an Evas Schulter. »Wie war dein Urlaub? Hast du mir was mitgebracht?« Eva schüttelte den Kopf. »Diesmal nicht.« Edith blickte auf Evas Teller. Wenn Gäste viel übrig ließen, erschrak sie normalerweise. »War etwas nicht in Ordnung?« Jetzt schwieg sie hilflos. Eva sagte: »Das kann Stefan essen. Ich habe keinen Hunger.« Stefan protestierte: »Nein, ich darf heute Pudding!« Eva stand auf und ging zur Durchgangstür zum Treppenhaus. »Ich lege mich hin.« Sie nahm ihren Koffer und verließ den Gastraum. Stefan wandte sich an die Mutter: »Du hast heute Morgen gesagt, ich kriege heute Mittag Pudding, wenn ich ganz schnell mache.« Edith antwortete nicht, sie nahm Evas Teller und ging in die Küche. Dort wartete Ludwig hinter der Tür. Auch er sah, dass Eva nichts gegessen hatte. Edith schob mit dem Besteck das Essen in den großen Blechmülleimer. Frau Lenze blickte sie verwundert an, fragte aber nicht nach. Ludwig schwieg, wandte sich um und trat an den Herd. Er schob die Töpfe hin und her, rührte und drehte geschäftig. Aber Edith sah, dass seine Schultern zuckten, dass er weinte.

Später klopfte Edith an Evas Zimmertür. Sie trat ein und setzte sich auf Evas Bettkante, dabei vermied sie es, den Hut im Regal anzusehen. Eva, die auf der Tagesdecke lag, hatte nicht geschlafen. Sie sah Edith nicht an. Die legte ihr die Hand auf die Schulter. »Das kannst du deinem Vater nicht antun.« Eva schwieg. Edith sprach weiter. »Das ist zwanzig Jahre her. Als wir begriffen haben, was da passiert ist, da war es zu spät. Und wir sind keine Helden, Eva, wir waren ängstlich, wir hatten kleine Kinder. Man hat früher nicht aufbegehrt, das kann man mit der heutigen Zeit nicht vergleichen.« Eva rührte sich noch immer nicht. Edith nahm die Hand von Evas Schulter und sagte: »Wir haben doch niemandem etwas zuleide getan.« Es klang wie eine Frage. Eva musterte ihre Mutter aus dem Augenwinkel. Sie sah klein aus auf der Bettkante, sie roch nach Mehl und ihrem kostbaren Parfüm aus Paris, das der Vater ihr jedes Jahr zum Hochzeitstag schenkte. Eva entdeckte Falten an ihrer Oberlippe, die neu waren. Sie dachte an die Traumrolle ihrer Mutter: Schillers ›Jungfrau von Orleans‹. Kämpferisch, aber doch ohne eigenen Willen. Edith versuchte zu lächeln: »Zweimal hat dein Jürgen angerufen. Was ist das denn nun mit euch?« Normalerweise hätte Eva ihrer Mutter von David erzählt, ihrem komischen Freund, der einfach

verschwunden war. Und von Jürgen, mit dem sie nicht leben wollte, den sie aber wahrscheinlich liebte. Sie hatte sich ihrer Mutter immer anvertraut. Ihre Mutter war der Mensch, mit dem sie verwachsen war. Eva betrachtete Ediths Hände, die für das Geigenspiel zu kurzen Finger, den abgearbeiteten Ehering. Eva sah, dass die Hände leicht zitterten. Sie wusste, ihre Mutter wünschte sich, dass Eva, wie früher, wenn sie sich gestritten hatten, eine Hand nahm und sagte: »Es ist alles gut, Mutti.« Aber sie rührte sich nicht.

Im Stadtkrankenhaus hatte Annegret ihre, wie sie es nannte, ›unartige Angewohnheit‹ wieder aufgenommen. Sie hatte mit ihrem Gewissen gekämpft. Aber Doktor Küssner, der seine Kündigung eingereicht hatte, setzte ihr zu, und ihre Schwester mit ihren Lügen setzte ihr zu. Annegret sah es selbst ganz klar: Sie brauchte diese kläglich jammernden Säuglinge, die unter ihrer Pflege gesundeten. Sie musste Leben retten und den Dank dafür empfangen. Nur das verschaffte ihr die tiefe Herzensruhe, die sie alles andere aushalten ließ. Annegret trug wieder die Mehrwegspritze aus Glas bei sich, darin eine mit Kolibakterien verseuchte bräunliche Flüssigkeit, die sie entweder unter die Milch mischte oder direkt verabreichte. Diese Lösung gewann Annegret auf eine spezielle Weise, die sie selbst ekelte. Aber es war der einfachste Weg. Annegret schritt die Gitterbettchen ab und betrachtete die kleinen Lebewesen prüfend. An einem der Bettchen blieb sie stehen und blickte auf den Jungen, der hier strampelte und sie vertrauensvoll ansah. Annegret lauschte in den Flur, die Kollegen waren zum Mittagessen in die Kantine gegangen. Ein Sonnenstrahl stahl sich durch das Fenster und warf wie ein Scheinwerfer ein weißes Licht auf Annegret, die die Spritze aus ihrer Kitteltasche zog, an den Kopf des Bettchens trat und mit dem Zeigefinger der linken Hand den kleinen rosa Mund des Jungen öffnete, um mit der rechten die Spritze hineinzuschieben. »In drei Wochen bist du mich los. War grade beim Chef.« Doktor Küssner war hereingetreten und kam näher. Er blickte erst fragend, dann alarmiert auf Annegrets Hand am Mund des Säuglings. Sie zog die Spritze heraus und wollte sie wieder in ihre Tasche stecken. Aber Doktor Küssner hielt mit einem schnellen Griff ihr Handgelenk fest. »Was ist das? Was tust du da?«

Der Prozess wurde fortgesetzt. Die Tage wiederholten sich. Auf dem Schulhof hinter dem Saal spielten am Vormittag die Kinder. Die herbstbraunen Bäume wankten vertraut hinter den Glasbausteinen. Die Angeklagten ließen sich nicht erschüttern, das Publikum wartete begierig auf neue Sensationen. Und die Zeugen waren weiterhin die, die den meisten Mut aufbringen mussten, um den Saal zu betreten. Nichts schien sich verändert zu haben. Doch so wie man im Saal nach einer gewissen Zeit die Scheinwerfer aufgestellt hatte, um die Gesichter der Angeklagten besser sehen zu können, so hatte der

Besuch des Ortes das bisher nur Vorgestellte Gewissheit werden lassen. Auschwitz war Wirklichkeit. Der Stuhl schräg vor Evas Platz blieb leer. Fräulein Lehmkuhl und Fräulein Schenke rissen die Augen auf, als sie von Eva erfuhren, dass David verschwunden war und die polnische Polizei ihn bisher nicht gefunden hatte. Fräulein Lehmkuhl sagte betroffen: »Er muss sich verirrt haben.« Auch der Hellblonde blickte ab und an auf den leeren Platz. Und noch jemandem fiel Davids Fehlen auf. In einer Pause kam der Verteidiger zu Eva herüber. Der Angeklagte Nummer vier wolle sie sprechen. Zögernd folgte Eva ihm auf die andere Seite und sah dann aus nächster Nähe in das faltige Schimpansengesicht. Es fragte sie nach dem rothaarigen jungen Mann. Er werde vermisst? Wann habe man ihn denn das letzte Mal gesehen? Wo? Welche Anstrengungen seien unternommen worden, um ihn zu finden? Eva konnte sich gut vorstellen, wie der Angeklagte seine Verhöre geführt hatte. Sie sah ihn zornig an und sagte: »Das geht Sie nichts an!« Sie wollte gehen, da hielt die Bestie sie am Arm fest und sagte: »Ein hitziger junger Mann. So war ich auch mal. Ich mache mir Sorgen um ihn.« Eva hätte dem Angeklagten am liebsten ins Gesicht gespuckt. Aber sie sagte nur gepresst: »Ich glaube nicht, dass es David gefallen würde, wenn ausgerechnet Sie sich um ihn sorgen!« Dann machte sie sich los. Sie ging zurück zu ihrem Platz und dachte: ›Das ist ein Verbrecher, ein Massenmörder.‹ Ihm könnte sie nicht verzeihen. Und was waren ihre Eltern? Was musste sie ihnen verzeihen? Musste sie verzeihen? Eva schwebte wie in einer Blase, durch die sie ihre Eltern nur noch verschwommen sah und ihre Stimmen nur noch gedämpft hörte. Sie wünschte sich, diese Blase würde platzen. Aber sie wusste nicht, wie sie das vollbringen sollte.

Am Ende eines weiteren Prozesstages, der sich mit der mühseligen Prüfung von Papieren und Anträgen dahingeschleppt hatte, als die meisten der Menschen im Saal in Gedanken schon beim Abendbrot waren, legte der Hellblonde dem Gericht die Dokumente vor, die er von den polnischen Behörden erhalten hatte. Es waren Fahrgenehmigungen zur Anlieferung von Zyklon B, unterschrieben vom Hauptangeklagten. Überschrieben waren die Anweisungen mit ›Materialien für die Judenumsiedlung‹, was der Verschleierung gedient hatte.

»Wollen Sie immer noch behaupten, Angeklagter, Sie hätten von der Vergasung nichts gewusst?!«, schnarrte der Vorsitzende Richter in das Mikrofon. Der Hauptangeklagte wandte den Raubvogelkopf zu seinem Verteidiger, sie wechselten ein paar Worte. Plötzlich schien es, als sähen beide für einen kurzen Moment zu Eva herüber. Doch sie musste sich getäuscht haben. Dann erhob sich der Weiße Hase. Er schob mit der rechten Hand den Ärmel seiner Robe hoch und blickte auf die neu blinkende Armbanduhr. Er erklärte, sein Mandant wäre

immer gegen das gewesen, was im Lager passierte. Er habe dort weggewollt, er habe sich an die Front gemeldet, vergeblich. Der Hellblonde warf spöttisch dazwischen: »Wollen Sie ihn jetzt als Widerstandskämpfer darstellen?« Der Verteidiger ließ sich nicht beirren und setzte fort, er wolle jemanden aufrufen, um die Gesinnung seines Mandanten zu belegen.

»Ich beantrage die Anhörung der Zeugin Prieß …«

»Prieß? Hier in Ihrem schriftlichen Antrag steht ein anderer Name«, sagte der Vorsitzende Richter.

»Moment …« Der Weiße Hase suchte auf einem Dokument nach dem Namen.

»Ja, Prieß ist der Mädchenname.«

Mädchenname Prieß. Eva war es, als zöge unter ihr jemand den Stuhl fort, den Boden, die ganze Welt Die Stimme des Verteidigers tönte über die Lautsprecher: »Ich beantrage die Anhörung der Zeugin Edith Bruhns.«

Eva stand auf, sie hielt sich an der Tischkante fest, alles drehte sich. Der Hellblonde wandte sich zu ihr um und sah sie fragend an. Eva überlegte panisch: David musste geredet haben! Sie verraten haben! Aber warum als Zeugin der Verteidigung? Das konnte nicht sein! Eva sank auf ihren Stuhl zurück, sie fing einen Blick aus dem Publikum auf. Die Ehefrau des Hauptangeklagten sah sie an, blickte unter ihrem Hütchen hervor wie eine Maus, eine triumphierende Maus. Inzwischen verkündete der Vorsitzende Richter: »Der Antrag der Verteidigung wird genehmigt.« Der Hellblonde beugte sich zu Eva hinüber: »Bruhns? Hat die was mit Ihnen zu tun?« Aber Eva blickte nur starr auf die Flügeltür, die jetzt vom Saaldiener geöffnet wurde.
»Mein Name ist Edith Bruhns, geborene Prieß. Ich wohne in der Berger Straße 318. Von Beruf bin ich Wirtin.«

»Frau Bruhns, wann sind Sie ins Lager gekommen?«

»Im September 1940.«

»Und in welcher Funktion?«

»Ich habe meinen Mann begleitet, der als Koch im Kasino gearbeitet hat.«

»Was wussten Sie über das Lager?«

»Nur, dass dort Kriegsgefangene waren.«

»Und was haben Sie dann vor Ort mitbekommen?« Edith schwieg. Von der Zuschauertribüne rief jemand ein Wort. Eva verstand ›Nazischlampe‹. Aber vielleicht war sie auch hysterisch. Dort vorn am Zeugentisch, keine drei Meter von ihr entfernt, saß ihre Mutter. Sie trug keinen Schmuck. Sie hatte ihr schwarzes Kostüm angezogen, das sie sonst nur bei Beerdigungen trug. Sie war ernst und blass. Sie hielt sich wie auf einer Bühne, aber Eva sah, dass sie nicht spielte, sondern sich bemühte, ehrlich zu sein. Ihre Handtasche hatte sie vor sich

aufgestellt, die Handtasche, die Eva als Kind oft ausgeräumt hatte, von der sie genau wusste, was darin war. Ein Kamm, ein Taschentuch, Eukalyptusbonbons, Handcreme und ein Portemonnaie mit den neuesten Fotografien ihrer Kinder. Evas Herz jagte. Die Stimme ihrer Mutter hallte durch den ganzen Saal: »Ich habe mitbekommen, dass dort auch normale Menschen inhaftiert waren. Also, ich meine, keine Verbrecher.«

»Wollten Sie denn dann nicht fort dort? Sie hatten zwei kleine Töchter.«

»Doch«, antwortete Edith. »Ich habe zu meinem Mann gesagt, er soll sich versetzen lassen. Aber das hätte bedeutet, sie hätten ihn eingezogen. Sie haben ja Soldaten gebraucht zu der Zeit. Er hatte Angst um sein Leben, und ich habe ihm nicht weiter zugeredet.« Einmal, da habe sie die Erschießung einer Frau miterlebt, weil es direkt hinter ihrem Garten geschah. Die Frau wollte wohl fliehen. Eva sah den Garten vor sich, das Rosenbeet der Nachbarn, den Zaun, die Frau, die zusammenbrach. Sie sah zu ihrer Mutter im Saal und musste an ihren letzten gemeinsamen Besuch im Bürgerhaus denken. Das Theaterstück ›Die Hose des Generals‹ hatte nur aus Anzüglichkeiten bestanden, aber sie hatten doch lachen müssen und sich gegenseitig immer wieder angesteckt. Das war in einem anderen Leben. Edith erzählte jetzt, von den Vergasungen hätte sie erst durch die Ehefrau des Hauptangeklagten erfahren. Sie seien Nachbarn gewesen. Die habe sie auf den Geruch aufmerksam gemacht. Der Vorsitzende Richter fragte: »Dann haben Sie auch den Hauptangeklagten gekannt?«

»Ja. Man ist sich begegnet. Mal vor dem Haus oder auch bei gesellschaftlichen Anlässen.«

Jetzt erhob sich der Verteidiger, er suchte in den Falten seiner Robe nach seiner Taschenuhr, die er nicht mehr hatte. Dann blickte er kurz auf seine Armbanduhr.

»Frau Zeugin, sind Sie sich bei der Weihnachtsfeier der Lageroffiziere begegnet?«

»Ja.«

»Können Sie sich da an einen gewissen Vorfall erinnern?« Eva sah, wie ihre Mutter den Kopf einzog, sich klein machte wie ein Kind, das nicht gesehen werden wollte. Aber das wusste: Ich bin erkannt.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.« Edith verzog das Gesicht. Sie sah aus wie Stefan, wenn er log.

»Entspricht es nicht der Richtigkeit, dass Sie einen Tag nach dieser Feier beim Reichssicherheitshauptamt in Berlin Anzeige erstattet haben, gegen den Hauptangeklagten?«

»Ich erinnere mich nicht.«

Edith starrte nach vorn, sie hatte Eva noch kein einziges Mal angesehen. Im Saal wurde getuschelt. Die Zeiger auf der großen

Wanduhr klackten laut vernehmlich weiter. Fünf Uhr. Üblicherweise hätte der Vorsitzende Richter die Unterbrechung der Verhandlung bis zum nächsten Tag verkündet. Doch er fragte stattdessen ungläubig: »Frau Bruhns, Sie erinnern sich nicht? Sie wissen doch, was eine Anzeige zu der Zeit bedeutet hat?« Der Hellblonde beugte sich zu Eva und fragte flüsternd: »Sind Sie mit der Zeugin verwandt?« Er sah sie eindringlich an. Eva wurde blass und schüttelte mehrmals den Kopf. Der Vorsitzende Richter, der Mann im Mond, fragte laut: »Weswegen haben Sie den Hauptangeklagten angezeigt, Frau Bruhns?«

Da wandte Edith Bruhns ihrer Tochter das Gesicht zu, als würde sie sich verabschieden.

Eva lief auf dem Bürgersteig entlang, neben ihr strömte der Feierabendverkehr wie ein schmutziger Fluss aus Blech. Alle, die im Saal gewesen waren, wussten jetzt, dass ihre Mutter im Dezember ’44 den Hauptangeklagten angezeigt hatte, weil dieser sich abfällig über die Rede des Propagandaministers vor dem Berliner Volkssturm geäußert hatte. Der Hauptangeklagte hatte damals unter anderem gesagt: »Dieser Aufpeitscher trägt dazu bei, dass Deutschland untergeht.« Diesen Satz hatte ihre Mutter im Gericht zitiert. Sie hatte den Brief gemeinsam mit ihrem Mann aufgesetzt und abgeschickt, obwohl das damals für den Hauptangeklagten ein Todesurteil hätte bedeuten können. Es hatte daraufhin eine Untersuchung gegeben, der Angeklagte mit dem Raubvogelgesicht war zunächst degradiert worden, dann kam der Frieden. Frieden! Eva prallte zurück, sie hatte eine Straße überqueren wollen und stand jetzt direkt vor der Kühlerhaube des Wagens, der sie angefahren hatte. Sie sah an sich herab, sie schien unversehrt, und blickte auf den wütend gestikulierenden Fahrer hinter der Windschutzscheibe. Der Mann zeigte ihr mit der einen Hand wiederholt einen Vogel und hupte mehrfach mit der anderen. Dann sprang er aus dem Wagen und kam mit drohender Geste um die Kühlerhaube herum. »Ich zeige Sie an! Ich zeige Sie an, wenn da auch nur ein Kratzer dran ist!« Eva beobachtete, wie er außer sich seine makellose Karosserie untersuchte, wie er aus allen möglichen Winkeln hinauf und hinunter auf den Lack blickte und darüberstrich. Er trug einen karierten Hut, der ihm zu klein war. Eva erholte sich von ihrem Schreck und begann zu lachen. »Ich weiß nicht, was es da zu lachen gibt, Fräulein. Der ist frisch aus der Fabrik!« Eva konnte nicht mehr aufhören, sie ging lachend weiter, hielt sich die Hand vor den Mund, ihr schossen Tränen in die Augen, sie schnappte nach Luft. Erst als sie vor dem ›Deutschen Haus‹ ankam, wurde sie ruhiger. Sie blieb stehen. Auf der anderen Straßenseite schob eine dunkelhaarige Frau einen Kinderwagen über den Bürgersteig und bugsierte ihn in den Eingang des gegenüberliegenden Hauses. Bevor sich die Tür schloss, erkannte sie Eva in der Ferne und

winkte freundlich. Es war Frau Giordano. Die Familie hatte sich offensichtlich von dem im ›Deutschen Haus‹ gesammelten Geld einen neuen Kinderwagen kaufen können. Eva betrat das Treppenhaus.
In der Wohnung ging Eva in ihr Zimmer und wuchtete ihren großen Reisekoffer vom Schrank. Sie holte ihre Kulturtasche aus dem Badezimmer, sie packte Kleidung ein, ihre Wörterbücher, einige ihrer Lieblingsromane, ihre Mappe mit den Ausweisen, und eine Fotografie, die sie von der Wand über ihrem Schreibtisch nahm. Das Bild zeigte Stefan, der Purzel über seinem Kopf balancierte. Purzel sah unglücklich aus. Es klopfte. Ludwig, in seiner weißen Jacke, kam herein, er war atemlos, als wäre er aus seiner Küche heraufgestürmt, und blickte auf den Koffer. »Ich habe deiner Mutter gesagt, sie soll dir das vorher sagen. Aber sie meinte, es wäre noch gar nicht sicher gewesen, dass das Gericht sie überhaupt drannimmt. Und dann hätte sie unnötig die Pferde scheu gemacht.« Eva sah, dass an der Wange ihres Vaters ein grüner Fetzen klebte. Petersilie wahrscheinlich. Sie drehte ihm den Rücken zu und antwortete nicht. Sie legte den Hut und die blauen Schulhefte in den Koffer und schlug den Deckel zu. »Wo willst du denn hin?« Eva ging wortlos an ihrem Vater vorbei. Als sie in den Flur trat, öffnete sich die Wohnungstür, und ihre Mutter kam herein. Sie war in einem desolaten Zustand, sie hatte offensichtlich geweint. Ihr Blick fiel auf den Koffer in Evas Hand. »Lass uns miteinander sprechen, Eva.« Eva schüttelte den Kopf und ging zur Tür. Da sagte der Vater: »Bitte.« Eva setzte den Koffer ab. »Ich will nicht mehr mit euch zusammenleben.« Edith trat auf Eva zu und sagte in hilfloser Verzweiflung: »Weil ich ausgesagt habe, für den Hauptangeklagten? Aber sie haben ihn ja eben verhaftet! Meine Aussage, die hat ihm ja gar nicht geholfen. Und ich musste ja auch der Vorladung folgen.« Eva sah ihre Mutter ungläubig an, die sich dumm stellte, die nichts begreifen wollte. »Kind! Du tust ja so …«, fing Ludwig an. »Du stellst uns ja hin, als wie wenn wir Mörder sind«, stammelte er. Eva sah ihren Vater an, in seiner weißen Jacke und darüber das rote, weiche Gesicht. »Warum hast du nichts getan, Vater? Du hättest die ganzen Offiziere vergiften müssen!« Edith wollte Evas Arm nehmen, aber die wich zurück. »Eva, dann hätte man ihn erschossen. Und mich. Und dich und Annegret.« Der Vater sagte: »Und, Kind, das wäre doch sinnlos gewesen. Dann wären doch Neue nachgekommen. Du glaubst nicht, wie viele es von denen gab. Die waren doch überall.« Eva geriet außer sich: »Die? Wer sind die? Und ihr, was wart ihr? Ihr wart ein Teil des Ganzen. Ihr wart auch die! Ihr habt das möglich gemacht. Ihr habt nicht gemordet, aber ihr habt es zugelassen. Ich weiß nicht, was schlimmer ist. Sagt mir, was schlimmer ist!«

Eva sah ihre Eltern fragend an, die so kläglich vor ihr standen. Da

schüttelte Edith den Kopf, drehte sich um und ging in die Küche. Ludwig suchte nach Worten und fand keine. Eva nahm den Koffer in die Hand, sie schob den Vater mühelos zur Seite und öffnete die Wohnungstür. Sie verließ die Wohnung, stolperte die gebohnerten Stufen hinunter, durch den Flur und aus dem Haus hinaus. Auf dem Bürgersteig kamen ihr zwei Jungen entgegen, Stefan und sein bester Freund Thomas Preisgau. Stefan fragte: »Eva, wo willst du hin?« Da zog Eva Stefan kurz an sich. »Ich verreise.« »Wie lange?« Eva antwortete nicht, sie nahm ihren Koffer und ging so schnell sie konnte davon. Stefan sah ihr erschrocken nach.

Annegret hatte in ihrem Zimmer auf dem Bett gelegen, eine Tüte mit Salzstangen auf dem Bauch, und kauend alles mit angehört. Als die Tür ins Schloss fiel, war sie aufgestanden, die fast leere Tüte war auf den Boden gerutscht, und sie war ans Fenster getreten. Sie beobachtete, wie Eva fortging. Ihre schöne, kleine Schwester. Sie musste weinen, doch dann schlug sie plötzlich wütend mit ihren flachen Händen einmal gegen die Fensterscheibe. »Dann hau doch ab!« Annegret presste ihre Stirn gegen das kühle Glas, schniefte und dachte: ›Gut, dass sie geht, die keine Ruhe gibt, die das Vergangene aufbauscht, die sich als Moralapostel aufspielt und offensichtlich keine Ahnung hat von den Unzulänglichkeiten der menschlichen Natur!‹ Annegret konnte Eva nicht mehr sehen, sie wandte sich vom Fenster ab und hob die Tüte auf. Sie kippte die restlichen Krümel daraus in ihre hohle Hand. Sie leckte diese langsam mit der Zunge auf und dachte an ihr Gespräch mit Hartmut Küssner, nachdem er sie in flagranti ertappt hatte. Sie waren in eines der Behandlungszimmer gegangen, und Annegret hatte gestanden, dass sie in den letzten fünf Jahren 19 männliche Säuglinge und Kleinkinder auf verschiedenen Wegen mit Kolibakterien infiziert hatte, um sie gesund pflegen zu können. Doktor Küssner war bleich vor Entsetzen und Ekel gewesen. Sie habe ein Kind umgebracht! Aber Annegret hatte geschworen: Mit dem Tod von Martin Fasse habe sie nichts zu tun. Ihm habe sie nichts gegeben. Sie habe nur Säuglinge ausgewählt, von denen sie wusste, dass sie stabil genug waren. Er müsse ihr das glauben! Annegret hatte gefleht, sich die Haare gerauft und sich zum Schluss an ihn geklammert, als er hinausgehen wollte, um sie beim Direktor zu melden. Sie hatte gestammelt, sie würde mit ihm gehen. Nach Wiesbaden oder wohin auch immer. Mit ihm leben, ihm Kinder schenken. Aber er dürfe nicht ihr Leben zerstören. Doktor Küssner hatte sie abgeschüttelt und war hinausgegangen, aber nach links den Flur hinunter und nicht nach rechts zur Verwaltung. Seitdem bangte Annegret, aber bisher war sie nicht einbestellt worden. Sie wusste, Hartmut wollte so gern glauben, dass sie kein Kind auf dem Gewissen hatte.

In seinem Büro saß der Hellblonde mit den Kollegen zusammen. Man arbeitete an den Strafanträgen. Benutzte Kaffeetassen standen auf Türmen aus Aktenordnern, Untertassen quollen über von ausgedrückten Zigaretten. Hinter den Fenstern zeichnete sich das riesenhafte Skelett des Neubaus ab. Planen flatterten im Wind. Die Baustelle sah verlassen aus, als wäre den Bauherren unerwartet das Geld ausgegangen. Der Hellblonde beobachtete einen der jüngeren Anwälte, der beflissen in einem Gesetzbuch blätterte, und dachte an David Miller, der zu Beginn des Prozesses vehement erklärt hatte, es könnte für jeden Angeklagten nur ›lebenslänglich‹ gefordert werden. Jeder von ihnen habe gemordet! Doch der jüngere Staatsanwalt führte nun aus, sicher sei nur eine Beihilfe zum Mord nachzuweisen, als Haupttäter gelten nach deutschem Recht die obersten Befehlshaber des Reiches. Zudem würden sich alle Angeklagten auf ihren Befehlsnotstand berufen, was schlecht zu widerlegen sei. Einige der Kollegen nickten, und der Hellblonde sagte: Ja, die Forderung nach einer lebenslangen Haftstrafe wäre nicht in allen Fällen möglich. Er wartete, doch niemand widersprach. David hatte eine Lücke hinterlassen. Da klopfte es an der Tür, und kurz darauf sah Eva herein. »Ich wollte nicht stören.« Der Hellblonde stand auf und winkte Eva zu sich. »Kommen Sie, Fräulein Bruhns, wir sind für heute fertig.« Die Kollegen erhoben sich und gingen nacheinander hinaus, jeder einzelne grüßte Eva freundlich. Der Hellblonde zeigte auf einen Stuhl. Eva setzte sich und sagte, es tue ihr leid, aber sie würde nicht mehr mitarbeiten können. »Wieder Ihr Verlobter?« »Nein, der Grund sind meine Eltern.« Und dann bestätigte Eva den Verdacht des Hellblonden, den er bei der Aussage von Edith Bruhns gehabt hatte. Eva erklärte, sie könne im Gericht keinem mehr in die Augen sehen. Sie trage die Schuld ihrer Eltern in sich. Der Hellblonde sagte, aus juristischer Sicht sei das Quatsch. Man könnte nicht ein ganzes Volk in Sippenhaft nehmen. Und außerdem: Es würde schwierig werden, einen Ersatz für Eva zu finden. Aber Eva blieb hart und stand auf. Der Hellblonde drängte nicht weiter. Dann könne er ihr nur herzlich für ihre gute Arbeit danken. Eva sagte, sie habe noch eine Bitte. Ob er etwas über einen gewissen Häftling herausfinden könnte. Er hieße Jaschinsky. Seine Nummer wäre die 24981 gewesen. Der Hellblonde machte sich eine Notiz und sagte, er würde sich melden.

Eva fuhr mit dem Fahrstuhl nach unten. Als sie durch die Empfangshalle ging, sah sie draußen vor der Glastür eine hagere Frau in einem auffallend farbigen Mantel, die mit dem Zeigefinger die Klingelschilder abfuhr. Die Frau war Eva schon einmal vor dem Bürgerhaus aufgefallen. Dort hatte sie am Ende eines Prozesstages gestanden und offensichtlich auf jemanden gewartet. Eva trat vor das Gebäude und fragte die Frau, ob sie helfen könne. Sissi blickte auf.

»Wo ist das Büro von der Staatsanwaltschaft?« »Wen suchen Sie denn?« Aber Eva kannte die Antwort schon, sie sah den besorgten Ausdruck in Sissis Augen.
Die beiden Frauen gingen durch eine Parkanlage abseits der Straßen. Erste gelbe Blätter trudelten auf sie herab. Eva erzählte von der Reise. Dass sie mit David in der Nacht zusammen gewesen war, dass er verzweifelt gewesen war und sie bei ihm geblieben war. Sie sagte nicht, dass sie mit ihm geschlafen hatte, aber nach einem kurzen Seitenblick auf Sissi erkannte sie, man konnte ihr nichts vormachen. Sissi sagte: »Wir sind kein Paar. Aber ich mag ihn gern, und er mag mich. Und mein Sohn stört sich nicht an ihm. Das ist viel wert.« Und nach einer Pause fügte sie hinzu: »Denken Sie, er hat sich das Leben genommen, da irgendwo? Oder kommt er wieder?« Eva schwieg und dachte an das Telex, das vor zwei Wochen von der polnischen Ortspolizei gekommen war und das sie übersetzt hatte: Man hatte in einem Sumpf nicht weit vom Lager eine männliche Leiche gefunden. Diese war allerdings in einem solchen Zustand gewesen, dass man den Toten nicht mehr identifizieren konnte. Einer der Beamten hatte sogar behauptet, die liege da schon seit Jahren. Eva wollte nicht glauben, dass es David war. Auch der Hellblonde hatte Zweifel gehabt. Eva sagte zu Sissi, David habe sich da an diesem Ort verloren. Aber irgendwann käme er zurück.

Als sie wieder am Eingang der Anlage angekommen waren, lächelte Eva. »Wissen Sie, er muss wiederkommen! Er schuldet mir noch 20 Mark.« Aber Sissi blieb ernst und klappte ihre Handtasche auf. Sie zog ihr Portemonnaie heraus und sagte: »Das kann ich begleichen.« Aber da winkte Eva ab. »Nein, danke, so war das nicht gemeint.« Die Frauen schüttelten sich zum Abschied die Hand. Eva sah Sissi nach, wie sie die Straße hinunterging. Es dauerte lange, bis der bunte Mantel nicht mehr zu sehen war. Wie ein Strauß Blumen im Meer schaukelte er lange auf und nieder, bis er von einer Welle ganz überspült wurde.
Der Herbst kam. Eva hatte ein Zimmer in einer von zwei älteren Damen betriebenen Pension bezogen. Die eine, Frau Demuth, bekam Eva nie zu sehen, die andere, Frau Armbrecht, war dafür umso neugieriger auf dieses alleinstehende Fräulein. Die Einrichtung ihres Zimmers war sorglos zusammengewürfelt, und aus dem Fenster sah man lediglich auf eine weiß getünchte Brandmauer. Doch das störte Eva nicht. Sie fing wieder an, bei Herrn Körting in der Agentur zu arbeiten. Von den Fräuleins, die vor einem Jahr noch dort angestellt gewesen waren, war nur noch Christel Adomat übrig, die eine schiefe Nase hatte und schlecht roch. Alle anderen Kolleginnen hatten inzwischen geheiratet. Eva übersetzte in Sitzungen, bei Geschäftsgesprächen, und in ihrem Zimmer schrieb sie an einem

schmalen Schreibtisch Verträge und Gebrauchsanweisungen. Einmal wurde sie in das Schoormannhaus gerufen, aber sie bat Christel, den Auftrag für sie zu übernehmen. Eva versuchte, nicht mehr an Jürgen zu denken. Sie verfolgte den weiteren Verlauf des Prozesses, sie kaufte sich die Tageszeitungen und erfuhr so, dass die Beweisaufnahme abgeschlossen war. Nach ihren Plädoyers hatte die Staatsanwaltschaft in vierzehn Fällen ›lebenslänglich‹ gefordert. Auch für die Bestie, für den sogenannten ›Abspritzer‹, für den Krankenpfleger, für den Apotheker und für den Hauptangeklagten. Die Verteidigung hatte dagegen Freisprüche verlangt, vor allem für die an den Selektionen Beteiligten. Eva musste die Stelle ein paarmal lesen, um zu verstehen, was der Weiße Hase gesagt haben sollte: Diese Männer hätten eindeutig dem Vernichtungsbefehl zuwidergehandelt und durch ihre Selektionen sehr viele Menschenleben gerettet. Außerdem wurde der Befehlsnotstand angeführt, die Angeklagten seien Soldaten gewesen, sie hätten nach geltendem Recht gehandelt. Im mit Möbeln zugestellten Gemeinschaftsraum der Pension schaute sich Eva im Fernsehen ein Interview mit dem Generalstaatsanwalt an. Er sagte: »Seit Monaten warten die Staatsanwälte, die Zeugen, die Zuschauer auf ein menschliches Wort von den Angeklagten. Die Luft würde gereinigt werden, wenn endlich mal ein menschliches Wort fiele, es ist nicht gefallen, und es wird auch nicht mehr fallen.«

Am Tag der Urteilsverkündung stand Eva vor dem Spiegel in ihrem Zimmer und knöpfte langsam ihre Kostümjacke zu. Hinter ihr ging Frau Armbrecht mit ihrem Lieblingsstaubwedel nervös über die Möbel und fragte dabei: »Ja, und was glauben Sie? Was kriegen die? Da geht doch nur lebenslänglich?! Für immer ins Gefängnis! Oder nicht?« Frau Armbrecht hielt inne und sah Eva im Spiegel besorgt an. Sie hatte Eva kurz nach ihrem Einzug nach dem schwarzen Hut gefragt, den sie in eines der Wandregale gelegt hatte. »Gehörte der Ihrem Vater?« Und Eva hatte von Otto Cohn und den anderen erzählt. Jetzt drehte sie sich zu Frau Armbrecht um und erwiderte, sie hoffe auch, es gäbe ein gerechtes Urteil.

Vor dem Bürgerhaus, in das heute die ganze Stadt, die Welt zu strömen schien, ging Eva ein wenig abseits auf dem Bürgersteig auf und ab. Sie wollte niemandem begegnen. Sie blickte auf ihre Uhr: neun Uhr fünfzig. Noch zehn Minuten, dann würde der Vorsitzende Richter den letzten Prozesstag eröffnen. Eva kannte viele von denen, die das Gebäude betraten: die Ehefrau des Hauptangeklagten, die Ehefrau der Bestie, den Zeugen Andrzej Wilk, der den Mord an seinem Vater hatte mit ansehen müssen. Eine Minute vor zehn ging Eva auf den Eingang zu. Das Foyer war von Reportern und Zuhörern bevölkert, die auf der Tribüne keinen Platz mehr bekommen hatten. Die Flügeltür zum Saal hatte sich schon geschlossen. Die

Urteilsverkündung würde von einem Lautsprecher übertragen werden. Es knackste in dem grauen Kasten, der neben der Tür aufgehängt worden war. Eva blieb neben dem gläsernen Eingang in einer Nische stehen. Einer der Saaldiener erkannte sie und winkte sie zur Saaltür, schob diese einen Spalt wieder auf. Aber Eva wehrte mit der Hand ab. Der Saaldiener blickte irritiert, dann zeigte er auf einen Stuhl neben der Tür. Es war der Platz, an dem Otto Cohn oft gesessen hatte, so als bewachte er das Geschehen im Saal. Eva zögerte, dann kam sie heran und setzte sich. In dem Lautsprecher über ihrem Kopf knatterte es. Eine Stimme verkündete: »Das hohe Gericht.« Dann dröhnte ein Scharren und Rauschen aus dem Kasten. Ein letztes Mal erhoben sich die Menschen im Saal, die Angeklagten, die Verteidiger, die Staatsanwälte, die Nebenkläger und die Zuschauer. Auch Eva stand unwillkürlich noch einmal mit auf. Die Stimme sprach: »Setzen Sie sich.« Wieder das Stühlerücken und Murmeln. Dann herrschte auch im Foyer eine gespannte Stille. Nur der Lautsprecher knisterte. Draußen vor den großen Fenstern liefen ein paar Kinder über den Vorplatz. Eva dachte daran, dass Ferien waren und Stefan bestimmt zur Oma nach Hamburg gefahren war. Da ertönte die schnarrende Stimme des Vorsitzenden Richters: »In den vielen Monaten der Prozessdauer hat das Gericht im Geiste all die Leiden und die Qualen erlebt, die die Menschen dort erlitten haben und die mit dem Namen Auschwitz auf immer verbunden sein werden. Es wird wohl mancher unter uns sein, der auf lange Zeit nicht mehr in die frohen und gläubigen Augen eines Kindes sehen kann –«, die in all den Monaten immer feste Stimme begann zu zittern, »ohne dass im Geist ihm die hohlen, fragenden und verständnislosen, angsterfüllten Augen der Kinder auftauchen, die dort in Auschwitz ihren letzten Weg gegangen sind.« Die Stimme brach. Auch im Foyer senkten einige Menschen den Kopf oder nahmen die Hände vor das Gesicht. Eva stellte sich das vertraute Gesicht vor, den Mann im Mond, der auch nur ein Mensch war. Ein Sohn. Ein Ehemann. Ein Familienvater. Was für eine schwere Aufgabe hatte er auf sich genommen. Nach einer Pause sprach der Vorsitzende Richter gefasst weiter: Die Strafbarkeit von Verbrechen in der NS-Zeit hinge vom damals geltenden Recht ab. Ein Reporter neben Eva zitierte: »Was damals Recht war, kann heute nicht Unrecht sein.« Die Stimme sprach weiter: »Nach diesen Grundsätzen werden die am Holocaust Beteiligten abgeurteilt. Nur die Exzesstäter, die befehlswidrig oder aus eigenem Antrieb heraus getötet haben, können als Mörder zu lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilt werden. Wer nur Befehle ausgeführt hat, ist Gehilfe. Ich komme nun zur Urteilsverkündung.«

Eva hatte ihren Platz neben der Tür schon verlassen, als die Lichter der Scheinwerfer im Saal gelöscht wurden. Saaldiener rollten den Lagerplan ein, die Techniker bauten die Mikrofone ab. Der Hellblonde

sammelte als Letzter seine Akten zusammen und blieb dann noch eine Weile im Saal stehen. Er rauchte eine Zigarette, was verboten war. Doch das mahnte heute niemand an.

Eva ging durch die Straßen. Sie hatte es nicht eilig, in die Pension zu kommen, und nahm Umwege. Da schien es ihr plötzlich, als würde David neben ihr herlaufen. Er war außer sich und ging sie an: »Im Zweifel für den Angeklagten?! Ich bin fassungslos! Zum Beispiel der Apotheker, seine Mitwirkung bei der Selektion auf der Rampe und die Verwaltung des Giftgases, die ist von Dutzenden Zeugen belegt worden! Aber er ist nur wegen Beihilfe zum Mord schuldig?! Der Angeklagte Nummer achtzehn und der Krankenpfleger, die haben ihre Opfer eigenhändig durch Genickschüsse getötet oder die, die das Gas in den Vergasungsraum eingeleitet haben: Das sollen alles nur Gehilfen gewesen sein?!«

Eva schien es, als müsste sie Davids Kopf festhalten, in seine ungleichen Augen sehen und sagen: ›Aber wenigstens hat doch der Angeklagte Nummer vier lebenslänglich bekommen.‹ Aber David schien sich nicht besänftigen zu lassen. »Erschießen und Vergasen von Tausenden wehrlosen Opfern wird mit vier oder fünf Jahren bestraft?!«

Eva nickte. »Du hast recht, David, ihr müsst in Revision gehen!« Aber David war nicht mehr da. Eva ging alleine weiter. Auch sie fühlte sich enttäuscht und leer.

Am Abend saß Walther Schoormann im Wohnzimmer seiner Villa zusammengesunken in einem Sessel und blickte starr auf den Fernseher. In den Spätnachrichten wurde über das Urteil berichtet. Nebenan räumte Frau Treuthardt den Abendbrottisch ab und pfiff einen Schlager. ›Du bist nicht allein‹. Der Sprecher verlas die Urteile: sechsmal eine lebenslange Zuchthausstrafe, unter anderem für die sogenannte Bestie, nach der ein Folterinstrument benannt worden war. Der formal Hauptangeklagte, der Adjutant des Kommandeurs, war zu vierzehn Jahren verurteilt worden. Wegen Beihilfe zum Mord. Drei Angeklagte waren aus Mangel an Beweisen freigesprochen worden. Das Urteil hätte allgemein Empörung ausgelöst. Jürgen kam von draußen herein, Frau Treuthardt ging in den Flur, wo sie ihm seinen Mantel und seine Aktentasche abnahm. Was er zum Abendbrot wünsche? Aber Jürgen winkte ab, er habe in der Kantine gegessen. Er trat zu seinem Vater und legte ihm einen Katalog in den Schoß. Auf dem Titelblatt erkannte man eine Frau beim schwungvollen Bettenbeziehen. Vor dem Bett spielte ein Kind mit einer Puppe. »Unser Sonderkatalog ›Wäsche‹. Druckfrisch. Und mit Kind auf dem Titel.« Walther Schoormann blätterte mechanisch durch die Seiten, ohne hinzusehen. Jürgen trat an den Fernseher und schaltete ihn aus, dabei ergänzte er: »Wir haben jetzt eine Hunderttausender-Auflage.« Der

Vater antwortete: »Mir tut heute alles weh.« Er rieb sich mit beiden Händen über die Brust und die Schultern und verzog das Gesicht. Dann begann er, Seiten aus dem Katalog zu reißen, diese zusammenzuknüllen und sich damit über den Oberkörper zu wischen, als wollte er Schmutz entfernen. Oder Blut. Jürgen trat zu ihm und nahm ihm den Katalog fort. »Das tut mir leid. Möchtest du eine Schmerztablette?«

Walther Schoormann sah seinen Sohn an: »Warum kommt diese junge Frau nicht mehr?«

»Das fragst du mich hundertmal am Tag«, erwiderte Jürgen gereizt.

»Warum kommt sie nicht mehr?«

»Sie hat die Verlobung gelöst, Vater!«

»Warum?«

»Weil es hier im Haus nach Chlor stinkt!«

»Das stimmt.«

Jürgen ging hinaus. In der Tür begegnete er Brigitte, die einen neuen modischen Morgenmantel trug und sich aus einem Handtuch einen Turban gewunden hatte. Offensichtlich war sie schwimmen gewesen. Walther Schoormann sagte: »Und meine Frau stinkt auch nach Chlor.« Brigitte ging zu ihrem Mann und strich ihm über den Kopf.

»Hast du wieder deinen charmanten Tag?«

»Ich möchte eine Tablette.«

Brigitte sah ihn prüfend an. »Hole ich dir gleich.«

Am selben Abend zeigte Doktor Hartmut Küssner Annegret ihr neues gemeinsames Zuhause. Sie gingen durch die leeren Räume der Jugendstilvilla. Nackte Glühbirnen leuchteten von den Decken. Ihre Schritte hallten, der Garten vor den Fenstern lag im Dunkeln. Annegret sagte, dass sie ja kaum Möbel hätten, wie sie da die Räume vollkriegen sollten? Sie schlug vor, die obere Etage leer stehen zu lassen. Küssner war einverstanden. Die Kinderarztpraxis im vorderen Teil des Hauses war mit weißen Stahlmöbeln eingerichtet. Es roch stark nach Kampfer und Gummi. Annegret erklärte, die Räume wirkten ihr zu klinisch. Sie sollten die Wände doch farbig streichen. »Was du willst«, sagte Doktor Küssner wieder. Er war glücklich. Vor ein paar Tagen war er in das Schwesternzimmer gekommen, um sich zu verabschieden. Und dann hatte er Annegrets Hand nicht mehr losgelassen und vor Schwester Heide gefragt, ob sie mitkommen würde. Er hatte ›Annegrets Verfehlungen‹, wie er es insgeheim nannte, kein einziges Mal mehr angesprochen. Und sie wussten beide: Sie würden nie wieder darüber reden. Sie würden im nächsten Jahr heiraten. Annegret würde dick bleiben. Hartmut würde sie beständig lieben. Sie würde schwanger werden und mit Anfang dreißig unter

lebensgefährlichen Umständen einen Jungen gebären. Diesen Jungen würden die Eltern verwöhnen und vernachlässigen im Wechsel. Er würde sich, wenn er in die Pubertät käme, die Haare grün färben und eines Nachts den Tennisclub, in dem der Vater aktives und die Mutter passives Mitglied war, mit seinen Freunden verwüsten, indem sie mit Spitzhacken den Platz aufrissen, die Zäune zerschnitten und die Netze anzündeten. Gegen das Spießertum!
›Liebe Eva, ich möchte, dass Du etwas von mir erfährst, denn Du weißt nicht, wer ich eigentlich bin …‹ Weiter kam er nicht. Jürgen wusste nicht mehr, wie oft er diesen Brief schon begonnen hatte. Es gelang ihm nie, über die Anfangssätze hinauszukommen. Er knüllte das Papier zusammen und warf es in den Papierkorb. Es war kurz vor Mitternacht. Jürgen saß in seinem Zimmer am Schreibtisch. Auch er hatte auf dem Nachhauseweg im Radio von dem Urteil gehört. Er konnte sich vorstellen, wie es Eva ging. Er hatte ihr schreiben wollen. Er nahm ein neues Blatt. ›Liebe Eva, ich habe im Radio vom Urteil gehört und …‹ Da klopfte es. Brigitte sah herein. »Jürgen, ich krieg ihn nicht ins Bett.« Jürgen stand auf und folgte Brigitte ins spärlich beleuchtete Wohnzimmer, wo Walther Schoormann noch immer starr in seinem Sessel vor dem Fernseher saß. Er sah aus wie eine ausgediente Puppe. »Na, komm, Vater, es ist spät.« Jürgen wollte seinem Vater aufhelfen. Aber der klammerte sich mit beiden Händen in den Sessellehnen fest. Brigitte versuchte, seine Finger zu lösen, Jürgen griff seinem Vater von hinten unter die Arme, um ihn aus dem Sessel zu ziehen. »Bei drei«, sagte er leise und zählte. Dann zog Brigitte an Walther Schoormanns Händen. Jürgen wuchtete ihn hoch. Doch da schrie der alte Mann so erbärmlich, als hätten sie ihm einen schlimmen Schmerz zugefügt, dass beide wieder losließen und er in den Sessel zurückfiel. »Was ist denn mit ihm los?«, fragte Jürgen Brigitte über den Kopf seines Vaters hinweg. Sie schüttelte hilflos den Kopf. »Vater, hast du Schmerzen?« Walther Schoormann sagte: »Aus mir kriegt ihr nichts raus!« Brigitte sah Jürgen an. »Ich habe ihm schon zwei Tabletten gegeben. Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht«, wiederholte sie. Dann nahm sie eine Hand vor das Gesicht und sagte aus tiefstem Herzen: »Ich kann nicht mehr, Jürgen.« »Leg dich schlafen. Ich bleibe bei ihm.« Brigitte fing sich wieder, nickte, setzte ihre fast schon sprichwörtliche Zuversicht auf und ging hinaus. Jürgen sah seinen Vater an, der geradeaus auf den Fernseher starrte.

Dann trat er an das breite Panoramafenster und blickte hinaus. Im Garten waren einige der Gehölze von einem Pilz befallen gewesen und hatten gefällt werden müssen. Jürgen dachte: ›Es sieht aus, als hätte der Garten Karies.‹ Der Vater fragte: »Warum kommt diese junge Frau nicht mehr?« Jürgen schüttelte den Kopf in komischer Verzweiflung. Dann fragte er: »Weißt du, wer ich bin?« »Es ist so dunkel hier drin.

Bist du mein Bruder?« Jürgen trat näher an das Fenster heran. Während er sprach, bildete sich sein Atem auf der Scheibe ab. »Ich habe einen Menschen umgebracht. Das war eine Woche nachdem ich erfahren hatte, dass Mutter gestorben war. Ich bin abgehauen von dem Hof. Ich wollte mich durchschlagen zu dir und dich befreien. Es wurde dunkel. Ich war auf einem Feld, da kamen Tiefflieger, die Amis, die waren im Anflug auf Kempten. Das Sirenengeheul ging los, und ich habe die Flakfeuer gesehen am Horizont, und da dreht einer ab, der brannte in der Luft. Ich sehe, wie da ein Mann rausfällt. Ein Fallschirm geht auf, und der Ami fällt direkt vor meine Füße. Er lag vor mir und konnte nicht aufstehen: ›Help me, boy.‹ Blut lief aus seinem Mund. Da habe ich ihn getreten, erst gegen die Beine, dann in den Magen. Am Ende ins Gesicht. Ich habe geschrien dabei, mit einer Stimme, die ich nicht kannte, ich habe mit voller Wucht zugetreten, und es hat Spaß gemacht, einen höllischen Spaß. Ich hatte einen Samenerguss. Meinen ersten. Und der Mann war plötzlich tot. Ich bin weggerannt und habe mich irgendwo verkrochen. Und am nächsten Tag bin ich zurückgelaufen. Ich habe immer gedacht, das war nicht ich, das war das Böse.« Jürgen lauschte auf das Schweigen seines Vaters. Dann fuhr er fort: »Dabei war das meine Ohnmacht, meine Rache und mein Hass. Das war ich ganz allein.« Jürgen verstummte. Hinter ihm blieb es eine Weile still, dann sagte eine Stimme: »Mein Junge.« Jürgen drehte sich um. Walther Schoormann hatte sich aus dem Sessel erhoben und streckte Jürgen die Hand hin. »Hilf mir.« Jürgen trat zu seinem Vater und legte ihm den Arm um die Schulter. Er führte ihn langsam zur Tür. Plötzlich blieb Walther Schoormann stehen. »Deshalb wolltest du Pfarrer werden.« »Ich glaube, ja.«

An der Tür zum Schlafzimmer sah Walther Schoormann zu Jürgen auf. »Mensch sein ist schwer.« Dann öffnete er die Tür und verschwand im Schlafzimmer.

Ende November entdeckte Eva in der Tageszeitung eine postkartengroße Annonce: ›Weihnachtszeit ist Gänsezeit! Gaststätte ‚Deutsches Haus'. Ihre gutbürgerliche Adresse für Familien und Betriebe. Auch Mittagstisch. Vorbestellung erbeten. Inhaber: Edith u. Ludwig Bruhns, Berger Straße 318, Ruf: 0611, 4702.‹

Eva schnitt die Annonce aus und wusste dann nicht, wohin mit dem Stück Papier. Sie legte es auf den schmalen Tisch, den sie als Arbeitstisch vor das Fenster geschoben hatte. Nach ein paar Tagen war der Ausschnitt weg. Frau Armbrecht hatte ihn vielleicht fortgenommen oder ein Luftzug hatte ihn vom Tisch nach draußen gefegt. Der erste Advent nahte, und Eva überlegte, ob sie ihr Zimmer weihnachtlich schmücken sollte. Schließlich nahm ihr Frau Armbrecht die Entscheidung ab und stellte ein Tannengesteck mit einer gelben Kerze auf Evas Tisch. Wenn Eva nun ihre Gebrauchsanweisungen

übersetzte (›Lassen Sie diese Maschine nur unter fachlicher Aufsicht laufen!‹ ›Halten Sie den Hauptschalter frei!‹), brannte das Licht und verströmte einen zarten Bienenwachsduft. Manchmal musste sie die Flamme wieder löschen, weil sie zu traurig wurde. Dann verfluchte Eva das Gesteck und Frau Armbrecht und ganz Weihnachten. Eines Nachmittags klopfte es. Frau Armbrecht steckte den Kopf zur Tür herein und kündigte mit flötender Stimme »Herrenbesuch« an. Einen kurzen Moment lang hoffte Eva, es wäre Jürgen. Doch da erschien eine kleine Gestalt mit einer orangefarbenen Mütze im Türrahmen. Eva breitete die Arme aus, und Stefan lief hinein. Sie drückte ihn an sich und schnupperte seinen Kindergeruch, selbst im Winter roch er nach Gras. »Das ist mein Bruder«, klärte Eva die neugierige Frau Armbrecht auf. Die winkte und zog sich zurück. Stefan schlenderte im Zimmer umher und sah sich um, er fand aber außer der Fotografie mit ihm und Purzel darauf alles uninteressant. »Der ist jetzt nur noch Knochen, oder?« Eva zog Stefan seine Jacke aus und hängte sie an einen Haken hinter der Tür. Stefan setzte sich auf ihren einzigen Sessel und streckte die Beine von sich. Er sah Eva an.

»Du bist dünn«, sagte er.

»Ja, ich habe nicht so einen Hunger im Moment.«

»Denkst du, es schneit bald?«

»Bestimmt«, lächelte Eva. Sie fragte, ob die Eltern wüssten, dass er sie besuchte. Stefan zuckte mit den Schultern: Die würden denken, er sei bei Thomas Preisgau. Dabei wäre das gar nicht mehr sein bester Freund. Eva fragte: »Warum denn nicht?« »Er hat mir gesagt, seine Eltern wollen nicht mehr, dass er mit mir spielt. Herr Paten hat auch bei uns gekündigt.« Eva wiederholte nachdenklich: »Herr Paten …« Aber sie fragte nicht weiter. Und Stefan hatte schon das Thema gewechselt.

»Mutti hat mich gehauen.« Eva sah Stefan verwundert an: Das war noch nie vorgekommen. »Warum das denn?« Stefan druckste ein wenig herum, dann sagte er: »Weil ich zahnlose Omma zu ihr gesagt habe. Sie hat jetzt Zähne zum Rausnehmen.« Stefan stand auf, um auf das Bett zu klettern. Eva hielt ihn fest. »Stefan, das darfst du auch nicht sagen. Damit tust du ihr doch weh.« »Ja, weiß ich ja jetzt!«, antwortete er ungeduldig. Dann sprang er auf das Bett. »Nicht so doll!«

Stefan wippte. »Ich kriege zu Weihnachten ein Fahrrad. Und von Annegret einen Hund. Das weiß ich schon alles. Annegret kommt mit ihrem neuen Mann. Jetzt hat sie einen Mann und du nicht. Komisch, oder?«

»Ja. Magst du Kekse?« Stefan zuckte etwas lustlos mit dem Mundwinkel und nickte dann. Eva nahm eine Dose aus dem Regal, in der sie die Kekse aufbewahrte. Die hatte sie vor ein paar Wochen

gekauft, als Fräulein Adomat und eine neue Kollegin zum Kaffee bei ihr waren. Sie hatten das Jubiläumsgeschenk für ihren Chef Herrn Körting besprochen (es war dann ein Schaukelstuhl mit Rohrgeflecht geworden). Weil beide Kolleginnen eine Abmagerungskur machten, waren viele Kekse übrig geblieben. Stefan kaute lustlos an einem von den trockenen Dingern und nahm trotzdem noch einen zweiten. Aus Höflichkeit. Eva sah ihren Bruder an und erkannte überrascht, dass er reifer geworden war.

»Wie geht es dir denn, Stefan?«, fragte sie.

»Vati singt gar keine Weihnachtslieder dieses Jahr«, antwortete er.

»Die hat er doch sowieso immer falsch gesungen.« Eva sang: »Es ist ein Hirte entsprungen, und der ist hochhei-hei-heilig.« Aber dabei bekam sie einen Kloß im Hals. Sie schluckte. Auch Stefan lachte nicht, sondern stieg vom Bett. Er stellte sich mitten auf den geschmacklosen Teppich und sah Eva geradeheraus an: »Was haben Vati und Mutti denn gemacht?«

Eva antwortete: »Nichts.«

Wie sollte sie ihrem Bruder erklären, wie richtig diese Antwort war?

Als Eva Stefan zur Wohnungstür brachte und ihm dort die orangefarbene Mütze über die Ohren zog, sagte er: »Ich will das Fahrrad und den Hund nicht haben. Ich will gar keine Geschenke, ich will nur, dass du Weihnachten nach Hause kommst.«

Eva drückte Stefan kurz an sich und öffnete schnell die Tür zum Treppenhaus. Er ging hinaus und trottete die Stufen hinunter. Eva sah, wie die orangefarbene Mütze langsam verschwand.

Wenige Tage vor Weihnachten bekam Eva amtliche Post: Ihr Visum für einen viertägigen Besuch in der polnischen Hauptstadt war genehmigt worden. Eva suchte ein Reisebüro auf, die ältere Dame hinter einem Schreibtisch, auf dem ebenfalls in einem Tannengesteck eine Bienenwachskerze brannte, schüttelte unausgesetzt den Kopf, während sie in Tabellen blätterte und Telefonate führte. Das sei unmöglich. Zu kurzfristig. Über Wien schon gar nicht. Die Flüge dorthin seien seit Wochen ausgebucht. Ob sie nicht wisse, dass Weihnachten sei? Eva schwieg angesichts dieser blöden Frage. Und schließlich hatte die Dame eine Reise zusammengestellt, die umständlich, aber machbar schien. Eva packte ihren Koffer, was ebenfalls zu einer Herausforderung wurde. Nichts passte ihr mehr. Die Röcke rutschten ihr von der Hüfte, die Jacken hingen faltig an ihrem Oberkörper. In ihrem hell karierten Wollmantel stand sie wie in einem Zelt. Aber Eva gefiel ihr langsames Verschwinden, sie mochte es, wenn sie sich über den Rücken fuhr und jede einzelne Rippe spürte. Sie fand es richtig.

Eva flog in einer voll besetzten Maschine nach Berlin-Tempelhof. In der Pension ›Auguste‹ in einer Querstraße des Kurfürstendamms wurde sie von der Wirtin scharf gemustert: Allein reisende Damen waren ihr suspekt. Aber Eva ließ den Blick an sich abprallen. Sie legte sich im Zimmer auf das Bett und lauschte auf die klaren Stimmen aus dem Nachbarzimmer (»Wenn du mir die Stola nicht kaufen willst, dann ist das deine Sache. Aber wenn ich mir einmal etwas wirklich wünsche!«, sagte eine Frauenstimme). Eva stand wieder auf und verließ die Pension. Sie folgte ohne nachzudenken den Menschen und den Lichtern und gelangte auf den Weihnachtsmarkt, der im Schatten der Ruine der Gedächtniskirche aufgebaut war. ›O du Fröhliche‹ ertönte. Überall roch es nach Essen. Grillwürstchen, gebrannte Mandeln, Hähnchen. Fett. Eva zwang sich, an einer Bude eine Bratwurst zu essen. Sie dachte an die Wurst von Schipper auf dem Weihnachtsmarkt ihrer Heimatstadt, die sie in jedem Jahr mit Annegret dort gegessen hatte. Mit dem herrlichen Gefühl, etwas Verbotenes zu tun, denn ihr Vater hielt Schlachter Schipper für einen Panscher. Eva gegenüber standen zwei kleine, alte Leute, sie reichten kaum bis zum Stehtisch hoch, was sie sich aber nicht anmerken ließen. Sie sprachen nicht miteinander, sondern aßen konzentriert ihre Wurst, wobei sie im Gleichklang abbissen und kauten. Als die Frau ihren Senf aufgegessen hatte, hielt der Mann ihr seinen Pappteller hin, auf dem noch Senf vorhanden war. Eva dachte: ›Das hat er schon hundertmal so gemacht.‹ Nicht weit entfernt von ihnen begann eine Blaskapelle zu spielen: ›Es ist für uns eine Zeit angekommen‹. Die Frau sagte: »Das ist das schönste Weihnachtslied.« Der Mann sah die Frau an und lächelte: »Was du nicht sagst.« Die Kapelle spielte gut, nicht so schief wie die, über die Eva und Jürgen einmal so hatten lachen müssen. Da begann die Frau zu singen, mit einer leisen, brüchigen Stimme. »Es ist für uns eine Zeit angekommen, sie bringt uns eine große Freud'. Übers schneebeglänzte Feld wandern wir, wandern wir durch die weite, weiße Welt. Es schlafen Bächlein und See unterm Eise, es träumt der Wald einen tiefen Traum. Durch den Schnee, der leise fällt, wandern wir, wandern wir durch die weite, weiße Welt. Vom hohen Himmel ein leuchtendes Schweigen erfüllt die Herzen mit Seligkeit. Unterm sternbeglänzten Zelt wandern wir, wandern wir durch die weite, weiße Welt.« Und ihr Ehemann sah sie dabei an und hörte zu.

Eva wusste plötzlich, was sie tun würde. Sie war vorhin an einer Telefonzelle vorbeigekommen. Dorthin ging sie zurück, sie trat ein, nahm den Hörer ab, warf Münzen in den Schlitz und wählte eine Nummer, die sie auswendig kannte. Es knatterte und tutete. Sie wartete. Tuuut-tuuut-tuuut. Endlich: »Hier bei Schoormann.« Das war die selbstbewusste Stimme von Frau Treuthardt. »Guten Abend. Hier

ist Eva Bruhns …« »Sie wünschen?« »Ich möchte bitte mit Jürgen sprechen.« »Herr Schoormann ist auf Geschäftsreise. Er kommt erst morgen zurück. Wollen Sie Frau Schoormann sprechen?« »Nein, nein danke. Aber wo ist er denn? Kann ich ihn erreichen?« Es folgte eine längere Pause. »Ich … ich war die Verlobte.« »Er ist in Wien. Im Hotel ›Ambassador‹.« Es klang beleidigt. »Vielen Dank und –« Aber Frau Treuthardt hatte schon aufgelegt. Eva lehnte sich gegen die Glaswand, in der Zelle stank es nach Urin und feuchter Asche. Sie zählte ihr Kleingeld. Dann ließ sie sich über die Vermittlung mit dem Hotel ›Ambassador‹ verbinden. An der Rezeption wollte man sehen, ob man Herrn Schoormann in seinem Zimmer erreichte. Es knackte und tutete wieder. Die Münzen fielen durch. Eva wollte einhängen, sie hielt den Hörer über die Gabel. Doch da hörte sie Jürgens Stimme: »Ja?« Eva zögerte noch immer. Jürgen fragte: »Hallo, wer spricht? Brigitte?« Eva nahm den Hörer wieder an ihr Ohr, ihr Herz schlug heftig. »Hier ist Eva.« Jürgen antwortete nicht. »Ich bin in Berlin und auf dem Weg nach Warschau, und ich war eben auf dem Weihnachtsmarkt, und ich wollte einfach mit dir sprechen«, sagte Eva schnell. Die letzte Münze fiel durch. Eva steckte eine Mark nach. »Was willst du in Warschau?« »Ich will jemanden aufsuchen, einen Häftling aus dem Lager. Der Leitende Staatsanwalt hat ihn gefunden, er hat mich angerufen.« »Und wozu? Wozu …?« Die Verbindung knatterte, und dann entstand ein Echo. ›Wozu? Wozu?‹ Eva schwieg und steckte eine weitere Mark nach. »Ich habe nicht mehr viel Kleingeld.« »Kann ich dich zurückrufen?« Eva suchte am Telefonkasten und fand unten ein Metallschild mit einer eingravierten Nummer. »Das muss sie sein.« Sie gab Jürgen die Zahlen durch. Dann schwiegen sie. Eva sagte: »Wir können noch reden. Das habe ich bezahlt.« Aber beide warteten und lauschten darauf, wie es im Hörer tickte. Dann fiel das letzte Geldstück durch. Eva sagte schnell: »Willst du nicht nach Warschau kommen?« Klick. Tuuut. Eva hängte den Hörer auf und wartete. Sie blickte durch die schlierige Scheibe der Telefonzelle auf die Lichter der vorüberfahrenden Wagen. Die Scheinwerfer wurden zu Sternen und verglühten. Endlich gab das Telefon ein seltsames Knarren von sich. Eva hob den Hörer ab. »Ja?« Jürgens Stimme sagte: »Das wird schwierig mit dem Visum.« Eva schwieg. Draußen begann es zu schneien.

Am nächsten Morgen stand Eva schon um fünf Uhr in der Frühe auf. Die Abfertigung an der Grenze, das hatte ihr die Dame im Reisebüro gesagt, würde mindestens zwei Stunden dauern. Der Zug nach Warschau fuhr um zehn Uhr 35 am Ostbahnhof ab. Eva stieg am Bahnhof Friedrichstraße aus der U-Bahn. Bewaffnete Grenzbeamte patrouillierten, musterten jeden scharf. In einer Kabine musste Eva ihre Papiere durch eine schmale Öffnung schieben. Der junge

Uniformierte hinter der Scheibe betrachtete übertrieben lange ihren Ausweis, ihr Visum, ihr Passfoto, um sie dann ungeduldig weiterzuwinken. Eva lief nicht enden wollende gekachelte Gänge entlang. Es roch wie im Zoo in ihrer Heimatstadt. Wie im Flusspferdhaus, wo die Flusspferde plötzlich als große Masse aus ihrer ›Kacksoße‹, wie Stefan das nannte, auftauchten, um ebenso langsam ihre riesigen Mäuler zu öffnen, als ob sie die ganze Familie Bruhns verschlingen wollten.
Eva tauchte auf der Ostseite aus den Katakomben auf, blinzelte in die grelle Winterluft, als wäre sie wochenlang unter Tage gewesen. Sie war noch nie in Ostdeutschland gewesen. Sie wunderte sich über das Leben, über die ernste Geschäftigkeit. Auch hier herrschte Alltag. Für die Bürger war die DDR normal. Eva musste an die beiden Anwälte aus dem Osten denken, die im Prozess als Nebenkläger aufgetreten waren. Eva war es so vorgekommen, als hätten sie wie mit einer Behinderung agiert, als hätten sie sich besonders behaupten müssen. Immer hatten sie ein wenig lauter gesprochen als die anderen Anwälte, immer ein wenig dringlicher. Eine Stunde später ratterte der Zug aus Ostberlin hinaus. Eva sah aus dem Fenster und versuchte, nicht an die anderen Züge zu denken. Am Horizont drehten sich Kräne, als würde der Wind vorsichtig mit ihnen spielen.
Nachdem sie die Grenze nach Polen überquert hatten, wurden die verschneiten Felder weiter und die Wälder ewig. Später trank Eva im Zugrestaurant ein Bier, das ihr Vater dem Kellner ins Gesicht geschüttet hätte, schal und bitter und lauwarm, wie es war. Aber der Kellner war ausnehmend freundlich, verbeugte sich vor Eva und wedelte mit seiner weißen Serviette. Als er hörte, dass sie Polnisch sprach, geriet er vollständig aus dem Häuschen. Und als sie in den Bahnhof der Hauptstadt einfuhren, kannte Eva seine Lebensgeschichte und vor allem die seines Bruders, der sehr viel Pech im Leben gehabt hatte. Die Frauen waren sein Unglück.
Das Hotel war ein modernes Hochhaus. Eva hatte hier vor zwei Jahren schon einmal gewohnt, als sie den Vorstand einer Maschinenbaufirma als Dolmetscherin begleitete. Sie und eine Chefsekretärin waren die einzigen Damen gewesen. Die Chefsekretärin hatte Eva vor dem Geschäftsführer gewarnt: Er würde es bei jeder versuchen. Und tatsächlich hatte sich der Mann am Abend in der Bar bald zu Eva gesetzt und mit seinen Witzen begonnen. Er war komisch und konnte Geschichten so lustig erzählen, dass Eva lachen musste. Plötzlich hatte sie seine Zunge in ihrem Mund gehabt. Sie war aufgekratzt und betrunken gewesen. Sie wollte es endlich wissen und hatte den Geschäftsführer mit auf ihr Zimmer genommen. Das war ihr erster Mann gewesen.
In der Nacht konnte Eva nicht schlafen, ihr Zimmer lag im zweiten

Stock direkt über der Eingangshalle. Sie hörte dumpf die Tanzmusik aus der angrenzenden Bar. Sie dachte an Herrn Jaschinsky und daran, wie er seine Tochter verloren hatte, das Mädchen mit der lustigen Nase. Die Bestie hatte sie zum Verhör holen lassen, weil sie angeblich Geheimnisse verriet. Sie war nach drei Tagen an der schwarzen Wand erschossen worden. Eva starrte an die nachtgraue Zimmerdecke und vermisste ihren Don Quijote. Wenn sie ganz ehrlich war, wusste sie nicht, was sie in dieser Stadt wollte. Je näher sie ihrem Ziel kam, umso weniger verstand sie, was sie mit diesem Besuch beabsichtigte, wozu sie sich auf diese Reise begeben hatte.

Eva ging die belebte Straße mit ihren vielen kleinen Geschäften entlang, die wie an einer Perlenschnur aufgereiht waren: Schuhe, Kartoffeln, Kohlen, Milch. Es war kalt, die Luft dunstig grau, die Menschen hatten ihre Gesichter mit Schals umwickelt und unter Fellmützen verborgen. ›Es schnieselt‹, dachte Eva, während sie auf die Zahlen an den Haustüren achtete. Aber sie wusste, dass es keine Eisflocken, sondern Rußteilchen waren, die von den unzähligen Schornsteinen über den Dächern ausgestoßen wurden. Das Friseurgeschäft hatte die Nummer 73. Eva entdeckte es auf der gegenüberliegenden Straßenseite und blieb stehen. Ihr Herz pochte. Sie hatte nichts frühstücken können, und ihr Magen war wie zusammengeschnurrt. ›Salon Jaschinsky‹ stand in Blau über der Tür. Es war ein kleiner Laden, hinter der Schaufensterscheibe hingen zwei pastellfarbene Fotografien von einer Dame und einem Herren mit Frisuren, die wie aus Metall gegossen schienen. Wie Helme. Im Salon bewegten sich zwei Gestalten, eine war eine jüngere Frau mit hoch auftoupiertem Haar, die einen Kunden bediente. Und ein älterer, grauhaariger Mann, der fegte. Herr Jaschinsky. Eva überquerte die Straße.

Über der Tür klingelte ein Glöckchen. Die junge Frau, die dem Kunden mit einem Messer den Nacken rasierte, sah nicht auf, als Eva eintrat. Herr Jaschinsky nahm Eva routiniert ihren Mantel und Hut ab und führte sie zu einem der Stühle. Es roch betäubend nach Seife und Haarwasser, der Laden war auffallend sauber. Eva setzte sich und sah im Spiegel, wie ein kleines Mädchen auf dem Stuhl aufgeregt auf und ab hüpfte, und wie Herr Jaschinsky sie lächelnd dabei betrachtete. Sie wandte sich zu ihm. Jetzt blickte er sie matt durch eine dicke Brille an, die seine Augen stark vergrößerten. »Sie wünschen?« Eva begann stockend: Sie käme aus Deutschland. Herr Jaschinsky stutzte kurz und öffnete dann Evas Dutt. Er begann routiniert, ihre Haare zu bürsten. »Waschen und die Spitzen schneiden?«

Eva fühlte sich wie nackt. Aber sie sprach entschlossen weiter: »Wir kennen uns. Ich war noch ein Kind, und meine Mutter hat mich mitgenommen. In die Friseurstube. Im Lager.« Herr Jaschinsky

bürstete langsam weiter. Plötzlich hielt er in der Bewegung inne und blickte auf die längliche Narbe über Evas Ohr, dorthin, wo kein Haar wuchs. Er ließ die Bürste sinken, sein Gesicht wurde aschfahl, und Eva fürchtete einen Moment lang, er würde ohnmächtig werden. Die junge Frau sah herüber. Eva blickte zu Herrn Jaschinsky auf und sagte leise: »Ich will Sie um Verzeihung bitten. Für das, was wir Ihnen angetan haben. Ihnen und Ihrer Tochter.«

Herr Jaschinsky sah auf Eva herab, sie konnte nicht erkennen, was in ihm vorging. Dann fing er sich, er schüttelte den Kopf. Er begann wieder zu bürsten, fester als vorher, und sagte: »Sie verwechseln mich. Ich war nie in irgendeinem Lager. Was wünschen Sie also?« Da sagte Eva: »Ich möchte, dass Sie mir alle Haare abschneiden, dass Sie mir den Kopf rasieren. Bitte.« Herrn Jaschinskys Gesicht wurde kalt. Er legte die Bürste zur Seite. Die junge Frau, deren Kunde das Geschäft verlassen hatte, kam heran und fragte etwas, das Eva nicht verstand. Herr Jaschinsky schickte sie mit einer Handbewegung fort. Dann sagte er zu Eva: »Das mache ich nicht. Das steht Ihnen nicht.« Er ging an den Garderobenständer und holte Evas Mantel und Hut. Er trat neben Eva, die noch immer auf dem Stuhl saß, und hielt ihr die Sachen hin. Er sah Eva entschlossen an. Sie nickte, drehte ihre Haare zusammen und stand auf. Das Glöckchen über der Tür klingelte.

Im Geschäft trat die junge Frau neben Herrn Jaschinsky. Er stand an der Scheibe und blickte Eva nach, die mit ihrem hell karierten Mantel im Dunst unterging. Er sah aufgewühlt aus und hatte Tränen in den Augen. Die junge Frau hatte ihren Chef noch nie so erlebt. Sie fragte irritiert, was das für eine war. Er antwortete nicht. »Was wollte die Frau?« Sie legte eine Hand auf seinen Arm. Herr Jaschinsky beruhigte sich ein wenig. »Was wollte die von Ihnen?« Er wandte sich vom Fenster ab:

»Trost. Sie wollen, dass wir sie trösten.«

Eva lief die Straße entlang, alles um sie schien lauter und greller als vorhin. Die Stadt schien ihr feindlich. Sie lief schneller. Sie geriet außer Atem, sie lief weiter. Ihre Füße taten ihr weh, ihr Haar löste sich unter dem Hut. Sie keuchte, ihr Puls hämmerte. Sie lief und lief, als liefe sie vor etwas davon. Schließlich konnte sie nicht mehr. Sie blieb nach Luft ringend vor einem Denkmal stehen, das offensichtlich einen polnischen Nationalhelden zeigte. Ihre Brust schmerzte, sie hustete, sie musste würgen, sie schluckte. Sie schluchzte verzweifelt auf und zwang sich zuzugeben, was Herr Jaschinsky wirklich zu ihr gesagt hatte. Es hieß nicht: ›Das steht Ihnen nicht.‹ Er hatte gesagt: »Das steht Ihnen nicht zu.« Eva starrte schwer atmend auf die steinerne Figur, die mit einer dünnen Schneeschicht wie mit Zuckerguss überzogen war. Deren Augen blickten kalt zurück. Eva

begriff, sie hatte keine Ahnung von dem Leben, der Liebe und dem Schmerz der anderen. Die Menschen, die auf der richtigen Seite des Zaunes gewesen waren, würden nie verstehen, was es bedeutete, in diesem Lager gefangen gewesen zu sein. Eva schämte sich unendlich, sie wollte weinen, aber sie konnte nicht. Nur ein hässliches Röcheln kroch aus ihrem Hals. ›Es steht mir auch nicht zu zu weinen.‹ Als Eva nach einigen Stunden in ihr Hotel zurückgefunden hatte, hatte der Portier eine Nachricht für sie.

Am nächsten Vormittag wartete Eva in der Halle zwei des Flughafens auf den verspäteten Flug aus Wien. Sie ging vor der Absperrung auf und ab und wusste nicht, ob sie sich freuen sollte. Ob es eine gute Idee gewesen war, die sie so spontan geäußert hatte. »Komm zu mir.« Aber als die Landung des Fluges auf der Tafel angezeigt wurde und die ersten Reisenden hinter der hellblauen Wand hervorkamen, und als sie Jürgen entdeckte, seine dunkle, hohe Erscheinung, da war er ihr so vertraut, dass sie vor Erleichterung lächelte. Auch Jürgen war berührt von ihrem Wiedersehen, das erkannte sie schon, als sie sich über die Absperrung hinweg ansahen. Und als er ihr gegenüberstand, entdeckte sie etwas Neues in seinen Augen. Offenheit. Sie wussten nicht, wie sie sich nach dieser langen Zeit begrüßen sollten. Schließlich schüttelten sie sich die Hand. Jürgen dachte: ›Das kindlich Runde in ihrem Gesicht, das ist verschwunden.‹ Er fragte: »Isst du nichts mehr?« Sie warteten gemeinsam am Laufband auf seinen Koffer. Eine kleine Klappe in der Wand gab redlich Gepäckstücke aus, die sich dann wie auf einer Tortenplatte drehten. Jürgens Koffer war nicht dabei. Sie gingen zu einem der Schalter. Dort sagte man ihnen, sie sollten einen Kaffee trinken gehen und in einer Stunde noch einmal anfragen.

Eva und Jürgen betraten ein futuristisch anmutendes Café aus Chrom und Glas, von dem aus man das Flugfeld überblicken konnte. Sie setzten sich nebeneinander auf eine mit silbernem Kunstleder gepolsterte Bank und sahen hinaus. Am Horizont schoben sich helle Wolken auf, der Himmel darüber versprach Schnee. Jürgen sagte, er habe auf dem Flug in der Zeitung gelesen, man hätte die Leute erwischt, die in Evas Nachbarschaft die Kinderwagen angezündet hätten. Es wäre eine Gruppe von Studenten gewesen, Burschenschaftler anscheinend. Sie hätten angegeben, sie wollten damit auf die Gefahr durch die Fremden, durch die Gastarbeiter aufmerksam machen, auf die drohende Rassenvermischung. Eva fragte: »Und sind sie festgenommen worden?« Jürgen antwortete, sie müssten Schadensersatz zahlen. Es werde allerdings kein Verfahren geben. Das Ganze würde als Dummejungenstreich bewertet. Eva starrte Jürgen ungläubig an. Er sagte, ja, dabei hätten wohl auch die einflussreichen Familien der Studenten eine Rolle gespielt. Eva nahm einen Schluck von ihrem Kaffee, der im Licht des Cafés blau aussah.

»Das ist schlimm.« Dann erzählte sie Jürgen von ihrem Besuch bei Jaschinsky, was er gesagt hatte und was sie begriffen hatte. Jürgen sagte: »Sei nicht so ungnädig mit dir, Eva. Du bist sehr mutig.« Eva sah Jürgen an, und wieder fiel ihr auf, dass er sich verändert hatte. Er wirkte schutzlos, als hätte er eine schwere Rüstung abgelegt. Jürgen strich Eva kurz über die Wange, über ihr Haar. »Ich bin übrigens ganz froh, dass Herr Jaschinsky so reagiert hat.« Eva fragte: »Wie lange gilt dein Visum?«

»Ich fliege morgen früh zurück. Es ist vielleicht der letzte Heiligabend mit meinem Vater. Er und Brigitte, sie sind nicht auf ihre Insel gefahren, zum ersten Mal.«

»Wie geht es deinem Vater denn?«

»Er kann nicht mehr sprechen. Doch. Zwei Sätze sagt er noch: ›Bitte helfen Sie mir.‹ Und: ›Aus mir kriegt ihr nichts raus.‹ Wie in einem Agentenfilm.« Jürgen lachte in komischer Verzweiflung. Eva schwieg. Jürgen sah sie an.

»Und du? Du willst nicht zu deiner Familie?«

»Stefan hat mich besucht und gesagt, er würde auf alle Geschenke verzichten, wenn ich komme. Ich habe eine Rückfahrkarte für Freitag.«

»Dann ist Weihnachten vorbei. Wir könnten fragen, ob morgen noch ein Platz in der Maschine frei ist? Dann fliegen wir zusammen nach Hause.«

Eva griff statt einer Antwort in ihre Manteltasche, sie zog etwas heraus und legte es auf das glänzende Chrom des Tisches. Es war das kleine Päckchen aus rot bemaltem Holz.

»Was ist das?«

»Das Geschenk vom Mohrenkönig.«

»Myrrhe«, sagte Jürgen, nahm den kleinen roten Würfel und drehte ihn zwischen den Fingern. Eva erzählte, was es damit auf sich hatte. Dabei sah sie ihre Mutter vor sich, wie sie die Weihnachtspyramide in der Stube auf der Kommode aufstellte. Wie sie diese mit vier roten Kerzen bestückte. Wie sie in diesem Jahr dabei schwieg und zum ersten Mal nicht die Geschichte des fehlenden Päckchens erzählte. Eva sah ihren Vater vor sich, wie er schwitzend in seiner Küche die schönste Gans für seine Familie bereitete und dabei wusste, dass seine Tochter nicht kommen würde, um davon zu essen. Sie sah ihre Familie am Heiligabend die Kirche verlassen, eingehakt in einer Reihe über die glatten Straßen schliddernd. Sie fehlte. In der Nacht würden ihre Eltern in der Stube sitzen, bis ihr Vater sagen würde: »Nächstes Jahr kommt sie bestimmt.« Ihre Mutter würde schweigen und darüber nachdenken, ob ihr Leben nicht vorbei sei.

Eva fragte: »Wofür braucht man Myrrhe?«

»Das ist ein Harz. Es wurde früher zur Einbalsamierung von

Leichen verwendet. Und es steht für die menschliche Natur. Für das Irdische. Es ist bitter und heilend zugleich.«

Eva steckte das Päckchen ein. Sie nahm Jürgens Hände fest in ihre. Sie sagte, eins sei gut. »Das Gefühl von Liebe in mir, das ist nicht totzukriegen.«

Es war Zeit, nach dem verlorenen Koffer zu fragen. Doch sie saßen noch eine Weile nebeneinander in dem futuristischen Café. Sie sahen sich ab und zu an und dachten, es würde gut mit ihnen gehen, während auf dem Feld die Flugzeuge herabsanken und andere ruhig in den schneeschweren Himmel aufstiegen.